

MSG | Moderne Stadtgeschichte

1/2024

Citizen Science.
Akademische und
bürgerschaftliche
Stadtgeschichts-
forschung

 lifu
Deutsches Institut
für Urbanistik

MSG Moderne Stadtgeschichte

Bd. 55/1 (2024)

DOI: 10.60684/msg.v55i1

Verantwortliche Herausgeber:
Christoph Lorke / Sebastian Haumann

Themenschwerpunkt

**Citizen Science.
Akademische und bürgerschaftliche
Stadtgeschichtsforschung**

MSG Moderne Stadtgeschichte

ISSN: 2941-6159 online

<https://moderne-stadtgeschichte.de>

 **Berlin**
Universities Publishing
Journals

In Kooperation mit dem Deutschen Institut
für Urbanistik (Difu)

 lifu
Deutsches Institut
für Urbanistik

Mit Unterstützung der Gesellschaft für
Stadtgeschichte und Urbanisierungs-
forschung (GSU)

GSU Gesellschaft für
Stadtgeschichte und
Urbanisierungsforschung e.V.

Dieses Werk steht unter der [Lizenz Creative Commons Namensnennung 4.0 International](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/).

Bei den Abbildungen sind eingeschränkte Lizenzformen möglich, Weiternutzungsrechte sind gesondert abzuklären.

© Die Autor*innen der jeweiligen Beiträge 2024



Moderne Stadtgeschichte

2024

1. Halbjahresband

Verlagsort: Berlin

Herausgegeben von

Martin Baumeister, Christoph Bernhardt, Dorothee Brantz, Moritz Föllmer, Sebastian Haumann, Martina Heßler, Martin Kohlrausch, Sabine Mecking, Gisela Mettele, Susanne Rau, Christiane Reinecke, Jürgen Reulecke, Ralf Roth, Dieter Schott, Bettina Severin-Barboutie, Adelheid von Saldern, Clemens Wischermann und Clemens Zimmermann

Themenschwerpunkt

Citizen Science.

Akademische und bürgerschaftliche Stadtgeschichtsforschung

Verantwortliche Herausgeber:

Christoph Lorke / Sebastian Haumann

BERICHTE UND AUFSÄTZE ZUM THEMA

Sebastian Haumann / Christoph Lorke

Citizen Science. Zwischen akademischer und bürgerschaftlicher
Stadtgeschichtsforschung..... 5

Sebastian Haumann

Stadtgeschichtsforschung und ihre Bürger*innen. Für einen Perspektiv-
wechsel auf das Demokratisierungspotenzial von Citizen Science..... 15

| | |
|--|-----|
| <i>Katrin Minner</i> | |
| Stadtgeschichtliches Wissen produzieren und kommunizieren – Was Public History, Citizen Science und Wissenschaftsbetrieb verbindet und trennt..... | 29 |
| <i>Andrea Althaus</i> | |
| Perfect Match? Zum Zusammenspiel von Oral History und Citizen Science..... | 47 |
| <i>Anke John</i> | |
| Stadtgeschichte als forschend-entdeckendes Lernen und Citizen Science..... | 59 |
| <i>Alexander Kraus</i> | |
| Von der Konfrontation zur Partizipation. Kommunale Erinnerungs- arbeit als Feld der Bürgerwissenschaften in Wolfsburg..... | 73 |
| <i>Alexandra Bloch Pfister</i> | |
| Stadtgeschichte im Auftrag..... | 90 |
| <i>Joana Gelhart / Christoph Lorke / Tim Zumloh</i> | |
| Stadtgeschichtsschreibung partizipativ. Kooperationen und Konfrontationen in der Geschichte der Gegenwart Gütersloh..... | 104 |
| C I T I Z E N S C I E N C E I N D E R P R A X I S | |
| <i>Rita Gudermann / Paul Perschke</i> | |
| Öffentliches Engagement bei der Erschließung von Archivalien. Citizen Science-Ansätze im Archiv..... | 116 |
| <i>Joachim Kemper</i> | |
| Offenheit und Mitmachen im Archiv. Stadt- und regionalhistorische Citizen Science am Bayerischen Untermain..... | 125 |
| <i>Sabine Kittel / Fabian Köster</i> | |
| Citizen Science – spannend für alle? Das Projekt „Laufend Erinnern“ und seine Fallstricke..... | 130 |
| <i>Tania Mancheno</i> | |
| Die Stadt Umdenken oder die Stadt zum Sprechen bringen..... | 138 |

Rainer Nicolaysen

Alter Verein auf neuen Wegen. Über den Verein für
Hamburgische Geschichte von 1839 und seine jüngere Entwicklung... 143

Caroline Förster

Wie fetzig sind Geschichtsvereine? Die Projekte „#FetzigesGeschichts-
zeugs“ und „Die Datenlaube“ des Dresdner Geschichtsvereins..... 149

F O R U M

Christoph Strupp

Eine Großstadt auf den Begriff bringen?
Überlegungen zu einer neuen Stadtgeschichte Hamburgs..... 157

B E R I C H T E

Dieter Schott

Das Ende der Stadt. Phänomene der Deurbanisierung in historischer
Perspektive, Bericht von internationaler Tagung in Halle (Saale),
9.-11. November 2023..... 172

Sebastian Haumann / Christoph Lorke

Citizen Science. Zwischen akademischer und bürgerschaftlicher Stadtgeschichtsforschung

With this introduction, we aim to initiate a debate on how the concept of citizen science can provide a new stimulus for research in urban history. On the one hand, the concept touches on the understanding of the role of academic and citizen historians. After all, urban history is a field in which interested laypeople and academics have long been conducting research alongside each other and, in some cases, in collaboration. On the other hand, urban history can build on established approaches, for example in the field of public history or Alltagsgeschichte, as well as on existing institutions, such as archives, museums and historical societies, which offer important platforms for exchange. This special issue takes the current debate on citizen science as an opportunity to rethink the relationship between academic and citizen research in urban history.

Unter dem Schlagwort „Citizen Science“ erlebt die Forderung, Bürger*innen in Forschungsprozesse einzubeziehen, derzeit eine neue Konjunktur. Die Bundesregierung, die Europäische Union ebenso wie zahllose Universitäten und Forschungseinrichtungen haben dieses Ziel zu einem wissenschaftspolitischen Leitbild erhoben, das auf eine fundamentale Neuausrichtung der gesellschaftlichen Wissensproduktion und -vermittlung abzielt.¹ Was indes genau unter Citizen Science zu verstehen ist, ist nicht eindeutig definiert. Allerdings hat die European Citizen Science Association bereits 2015 in ihren Ten Principles of Citizen Science wichtige Zielvorstellungen benannt.² Im Mittelpunkt steht die akti-

¹ Vgl. Katrin Vohland u. a. (Hrsg.), *The Science of Citizen Science*, Cham 2021; Aletta Bonn u. a., *Weißbuch Citizen Science Strategie 2030 für Deutschland*, preprint, SocArXiv, 07.08.2021; Sabine Maasen/Sascha Dickel, *Partizipation, Responsivität, Nachhaltigkeit. Zur Realifikation eines neuen Gesellschaftsvertrags*, in: Dagmar Simon u. a. (Hrsg.), *Handbuch Wissenschaftspolitik*, Wiesbaden 2019, S. 225-242; Cord Arendes, *Wissenstransfer als „Third Mission“*, in: Ders. u. a. (Hrsg.), *Geschichtswissenschaft im 21. Jahrhundert. Interventionen zu aktuellen Debatten*, Boston 2020, S. 47-56.

² Vgl. Lucy Danielle Robinson u. a., *Ten Principles of Citizen Science*, in: Aletta Bonn u. a., (Hrsg.), *Citizen Science*, [o. O.] 2018, S. 27-40.

ve Beteiligung von Bürger*innen. Es geht um die gemeinsame Wissensproduktion, an der akademische und nicht-akademische Akteur*innen gleichberechtigt beteiligt sind. Idealerweise sollen sie in alle Phasen des Forschungsprozesses einbezogen werden – von der Themenfindung über die Datenerhebung bis zur Publikation – und auch unmittelbar von der Beteiligung profitieren. Zudem sollten Menschen mit unterschiedlichsten Hintergründen partizipieren können, um die Heterogenität der Gesellschaft abzubilden. Die mit diesen Zielvorstellungen verbundenen Ambitionen richten sich auf nicht weniger als die „Demokratisierung“ der Wissenschaft: Diese soll gesellschaftlich inklusiv sein, damit Forschung bestmöglich an die Bedürfnisse der Gesellschaft angepasst ist.³ Die Erwartungen und Ansprüche an die Citizen Science als innovativen Forschungsansatz sind also hoch.

Das Konzept der Citizen Science entwickelte sich aus der wissenschaftspolitischen Debatte der 1990er Jahre heraus, in deren Mittelpunkt das „hybridisierte Modell“ von Wissenschaft stand.⁴ Demnach habe Wissenschaft anwendungsorientiert zu sein und transdisziplinär, also in Kooperation mit Wirtschaft, Politik oder der Zivilgesellschaft zu arbeiten, um gesellschaftlich relevantes Wissen zu generieren.⁵ Genau das macht Citizen Science wiederum besonders kontrovers: Kritiker*innen sehen die Autonomie von Wissenschaft in Gefahr. Dabei richtete sich der Blick zuerst vor allem auf naturwissenschaftliche Themen und Fragen der Technikentwicklung, führte doch die wissenschaftspolitische Genese des Konzepts dazu, dass Citizen Science lange Zeit vorwiegend in diesen Feldern umgesetzt wurde. Erst allmählich etablierten sich daneben auch geistes- und kulturwissenschaftliche Projekte, die das Konzept vor allem im Kontext der Museums- und Erinnerungsarbeit aufgriffen. Mit dieser Erweiterung stellte sich immer mehr die Frage, wie weit der „Science“-Begriff zu fassen sei oder ob es einen eigenen Ansatz der „Citizen Humanities“ brauche, der den unterschiedlichen disziplinären Voraussetzungen, der jeweiligen Wissenschaftsauffassung und -praxis Rechnung trägt.⁶ Letztlich hängt die wissenschaftspolitische Bewertung von Citizen Science – ob sie eher als Chance für die Demokratisierung oder eher als Gefahr für die wissenschaftliche Autonomie gesehen wird

³ Vgl. Bruno J. Strasser u. a., „Citizen Science“? Rethinking Science and Public Participation, in: *Science & Technology Studies* 32, 2019, S. 52-76.

⁴ Vgl. Maasen/Dickel, Partizipation.

⁵ Wegweisend waren hier bspw. Michael Gibbons, *The New Production of Knowledge. The Dynamics of Science and Research in Contemporary Societies*, London 1994; Elias G. Carayannis/David F. J. Campbell, „Mode 3“ and „Quadruple Helix“. Toward a 21st Century Fractal Innovation Ecosystem, in: *International Journal of Technology Management* 46:3/4, 2009, S. 201-234.

⁶ Vgl. Barbara Heinisch u. a., *Citizen Humanities*, in: Vohland u. a. (Hrsg.), *Science*, S. 97-118.

– vom jeweiligen disziplinären Selbstverständnis ab. Zu diesen Debatten wird sich auch die Stadtgeschichte verhalten müssen.

Nach nunmehr einem guten Jahrzehnt, in dem das Konzept der Citizen Science wissenschaftspolitisch propagiert wurde, ist deren Praxis inzwischen selbst zu einem Untersuchungsgegenstand der Wissenschaftsforschung geworden. Vor allem aus den Sozialwissenschaften liegen erste empirische Studien vor, die untersuchen, wer sich unter welchen Bedingungen in die Forschungsprozesse einbringen kann.⁷ Dazu gehört beispielsweise die Frage, ob die häufig zur Verbreiterung der Partizipation verwendeten digitalen Tools nicht ihrerseits Menschen ausschließen, denen die notwendigen Kompetenzen oder Ressourcen fehlen.⁸ Relevant ist auch, welche ethischen Probleme damit verbunden sind, dass ehrenamtlich Tätige wichtige Forschungsleistungen erbringen.⁹ Ebenso thematisiert die Wissenschaftsforschung, welche epistemischen Konsequenzen es hat, wenn akademische und nicht-akademische Akteur*innen gleichberechtigt an der Wissensproduktion beteiligt sind, also den Einfluss von Partizipation auf das Erkenntnispotenzial.¹⁰ Noch ist es zu früh, um hier auf gesicherte Antworten zu verweisen, aber es zeichnet sich ab, dass die hohen Ansprüche an die Citizen Science kaum je eingelöst werden können. Vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage, was sich auf dem Feld der Stadtgeschichtsforschung mit den Methoden der Citizen Science realistischere erreichen lässt.

Hilfreiche Orientierungspunkte bietet hier der Blick in die Wissenschaftsgeschichte, denn mit einiger Berechtigung ist gefragt worden, inwiefern es sich bei dem Konzept der Citizen Science überhaupt um etwas Neues handelt. Tatsächlich gibt es über die Disziplinen hinweg zahlreiche historische Beispiele für eine ausgesprochen ergiebige und einflussreiche Amateurforschung, die viele der heute diskutierten Forderungen bereits vorweggenommen hat. Selbst wenn

⁷ Vgl. bspw. Jennifer Eckhardt u. a., Ecosystems of Co-Creation, in: *Frontiers in Sociology* 6, 2021.

⁸ Vgl. z. B. Andreas Wenninger/Sascha Dickel, Paradoxien digital-partizipativer Wissenschaft. Zur sozio-epistemischen Grenzarbeit in Citizen Science und Wissenschaftsblogs, in: *Österreichische Zeitschrift für Soziologie* 44/Suppl. 1, 2019, S. 257-286; Dick Kasperowski/Thomas Hillmann, The Epistemic Culture in an Online Citizen Science Project. Programs, Antiprograms and Epistemic Subjects, in: *Social Studies of Science* 48:4, 2018, S. 564-588.

⁹ Vgl. bspw. Irene Eleta u. a., The Promise of Participation and Decision-Making Power in Citizen Science, in: *Citizen Science: Theory and Practice* 4:1, 2019; Susan Standing/Craig Standing, The Ethical Use of Crowdsourcing, in: *Business Ethics. A European Review* 27:1, 2018, S. 72-80.

¹⁰ Vgl. Baptiste Bedessem/Stéphanie Ruphy, Citizen Science and Scientific Objectivity. Mapping Out Epistemic Risks and Benefits, in: *Perspectives on Science* 28:5, 2020, S. 630-654.

konstatiert wird, dass im 19. Jahrhundert der Kreis der nicht-akademischen Forscher*innen, die sich in wissenschaftliche Diskurse einbringen konnten, in der Regel sozial eng umgrenzt war, setzte spätestens in den 1970er Jahren eine abermalige Öffnung der Wissenschaft ein, die sich wenig von den aktuellen Partizipationsforderungen unterscheidet.¹¹ Ungeachtet der Frage nach historischen Vorläufern regt die gegenwärtige Diskussion über Citizen Science dazu an, wieder intensiver über das Verhältnis von akademischer und bürgerschaftlicher Forschung nachzudenken. Nach unserer Einschätzung ergibt sich daraus für die Stadtgeschichte ein besonders großes Potenzial, um bestehende Ansätze weiterzuentwickeln und sie als Forschungsfeld in der Gesellschaft zu positionieren.

Die Forschung von, mit und für Bürger*innen hat in der Stadtgeschichte eine lange Tradition und wird vielfach praktiziert. Sei es die Arbeit von Geschichtsvereinen und Geschichtswerkstätten oder in Projekten an Museen und Archiven oder auch an Schulen – sie alle beziehen Bürger*innen in die Erforschung der lokalen Geschichte ein.¹² Auch die MSG verstand sich in ihrer Gründungsphase, in den 1970er und 1980er Jahren, als Plattform für Historiker*innen an Forschungseinrichtungen und in den Kommunen.¹³ Stadtgeschichte fand und findet, vielleicht mehr als viele andere Forschungsfelder, in erheblichem Maße auch jenseits der Universitäten statt.¹⁴ Allerdings werden Beiträge von zivilgesellschaftlichen oder kommunalen Forschungsprojekten in der akademischen Stadtgeschichte auf der einen Seite meist nur punktuell wahrgenommen. Auf der anderen Seite spielen die Auseinandersetzung mit dem aktuellen Forschungsstand oder den neuesten wissenschaftlichen Methoden und Theorien in

¹¹ Vgl. Martin Lengwiler, Participatory Approaches in Science and Technology. Historical Origins and Current Practices in Critical Perspective, in: *Science, Technology & Human Values* 33, 2008, S. 186-200; Dana Mahr/Sascha Dickel, Citizen Science Beyond Invited Participation. Nineteenth Century Amateur Naturalists, Epistemic Autonomy, and Big Data Approaches Avant La Lettre, in: *History and Philosophy of the Life Sciences* 41:4, 2019, DOI: 10.1007/s40656-019-0280-z.

¹² Vgl. Adelheid von Saldern, Stadtgedächtnis und Geschichtswerkstätten, in: *WerkstattGeschichte* 50, 2008, S. 54-68; Katrin Minner, Public History als Pluralisierung regionaler Geschichte, in: *Westfälische Forschungen* 69, 2019, S. 1-27; Sebastian Haumann/Dieter Schott, Alternative Blicke auf die eigene Stadtgeschichte. Geschichtswerkstätten und die Pluralisierung lokalen Geschichtswissens in den 1980er Jahren, in: *MSG H. 1/2021*, S. 46-68; Knud Andresen, Wo ist der Großstädter zuhause? Hamburger Stadtteilgeschichte in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, in: *Zeitgeschichte in Hamburg*, 2021, S. 13-34.

¹³ Vgl. Sebastian Haumann/Dieter Schott (Hrsg.), *50 Jahre Moderne Stadtgeschichte (= Moderne Stadtgeschichte H. 2/2020)*.

¹⁴ Vgl. Shane Ewen/Tosh Warwick, Introduction. Urban History Beyond the Academy, in: *Urban History* 48, 2021, S. 290-291.

der bürgerschaftlichen Forschung nicht immer eine Rolle.¹⁵ Forschende an Hochschulen und in Städten verfolgen oftmals unterschiedliche Ziele, orientieren sich an unterschiedlichen Relevanzvorstellungen und haben unterschiedliche Möglichkeiten, ihre Vorhaben umzusetzen – darin liegt eine der größten Herausforderungen für die Zusammenarbeit.¹⁶ Dennoch birgt das weitverbreitete zivilgesellschaftliche Engagement für Themen der Stadtgeschichte ein Potenzial, das aktuelle Debatten um Citizen Science nutzbar machen können. Denn insgesamt bestehen zwischen den verschiedenen Interessen viele Überschneidungen und es existieren Formen des Austauschs und der Kooperation, an die es anzuknüpfen gilt.

Die Entwicklungen der Public History, der Geschichtsdidaktik oder erinnerungskultureller Methoden, wie insbesondere der Oral History, haben die Stadtgeschichte der letzten Jahrzehnte entscheidend geprägt. Auch in den angrenzenden Feldern der Heritage und Memory Studies sowie der Digital Humanities wurden neue Formen des Wissensaustausches diskutiert und erprobt, von denen die Erforschung städtischer Vergangenheit profitiert. Viele Projekte, die erinnerungskulturelle Impulse setzen oder Quellenmaterial digital zugänglich machen wollen, arbeiten im urbanen Kontext. Einige dieser Forschungsvorhaben werden in diesem Themenheft ausführlich unter der Rubrik „Citizen Science in der Praxis“ vorgestellt. Zuletzt haben René Smolarski, Hendrikje Carius und Martin Prell in ihrem wegweisenden Band zur Citizen Science in den Geschichtswissenschaften explizit auf die Stadt- und Lokalgeschichte als eines der Felder hingewiesen, in denen schon jetzt gute Voraussetzungen für partizipative Forschung bestehen.¹⁷

Die Beiträge zu diesem Themenheft dienen in erster Linie als Versuch einer Vermessung und somit Selbstverständigung darüber, wie sich das Konzept der Citizen Science für die Stadtgeschichte adaptieren ließe. Weil wir Citizen Science zunächst als Schlagwort einer wissenschaftspolitischen Debatte begreifen, sehen wir sie in erster Linie als Anregung zur Diskussion über Ziele und Metho-

¹⁵ Vgl. John D. Marshall, *The Antiquarian Heresy*, in: *The Journal of Regional and Local Studies* 15:2, 1995, S. 49-54.

¹⁶ Ähnliche Herausforderungen werden gegenwärtig beispielsweise auch für die Regional- und Landesgeschichte diskutiert, vgl. z. B. Andreas Rutz, *Zwischen Globalisierungsdiskursen und neuer Heimatrhetorik. Herausforderungen für die Landesgeschichte im 21. Jahrhundert*, in: *Jahrbuch für Regionalgeschichte* 39, 2021, S. 17-36; Martin Munke (Hrsg.), *Landes- und Regionalgeschichte digital. Angebote – Bedarfe – Perspektiven*, Dresden 2022.

¹⁷ Vgl. Kristin Oswald, *Wie realistisch sind die Erwartungen an Citizen Science*, in: René Smolarski/Hendrikje Carius/Martin Prell (Hrsg.), *Citizen Science in den Geschichtswissenschaften. Methodische Perspektive oder perspektivlose Methode?*, Göttingen 2023, S. 21-40, hier S. 32.

den der Forschung. Das Themenheft greift epistemische und ethische Fragen auf, wie sie von der Wissenschaftsforschung aufgeworfen werden; und es thematisiert eine Forschungspraxis, die eine tiefe wissenschaftsgeschichtliche Dimension hat. Die in diesem Themenheft versammelten Beiträge reflektieren über Herausforderungen, die zwar nicht grundsätzlich neu sind, die sich aber durch die Diskussion über Citizen Science neu stellen.

Wer ist überhaupt an der Erforschung der Stadtgeschichte beteiligt und wie kann eine möglichst breite Partizipation hergestellt werden? Oft sind es vor allem Bürger*innen mit einem bestimmten sozialen, kulturellen oder intellektuellen Profil, die in Forschungsprozesse eingebunden sind. (Nicht nur) in der Stadtgeschichte ist es nach wie vor eine Herausforderung, Menschen außerhalb des Bildungsbürgertums zu erreichen, denn viele lokale Forschungsinitiativen sind aus eben dieser Gruppe heraus entstanden. Sebastian Haumann fragt in seinem Beitrag, der dieses Themenheft eröffnet, deshalb danach, wie sich das Demokratisierungspotenzial partizipativer Forschung von der bürgerlichen Stadtgeschichte im 19. Jahrhundert bis zur Pluralisierung Ende des 20. Jahrhunderts gewandelt hat. Er kommt zu dem Schluss, dass die sozialen Ein- und Ausschlussmechanismen, die mit der Beteiligung verbunden waren, wesentlich aus dem wissenschaftlichen Charakter der Forschung abgeleitet wurden. Aus der Perspektive der aktuellen Praxis zeigt der Beitrag von Tania Mancheno, dass diese Frage für einen postkolonialen Zugriff ungebrochen relevant ist und zur kritischen Selbstreflexion anregen sollte. Insgesamt müssten im Sinne der Citizen Science die Bemühungen verstärkt werden, die soziale Basis der Stadtgeschichte zu diversifizieren, um weitere Sichtweisen abzubilden.

Daran schließt die Frage nach den institutionellen und finanziellen Rahmenbedingungen der Stadtgeschichtsforschung an – insbesondere, weil die Universitäten in ihrer aktuellen Verfasstheit für Citizen Science eher ungeeignet sind. Eine Schlüsselrolle können hier kommunale Institutionen wie Museen oder Archive,¹⁸ aber auch Geschichtsvereine und -werkstätten spielen, die im lokalen gesellschaftlichen Kontext eine entscheidende Vermittlerfunktion übernehmen. Was eine große zivilgesellschaftliche Organisation wie der Verein für Hamburgische Geschichte leisten kann, wenn sie mit neuen Methoden der Kommunikation und Forschung experimentiert, zeigt Rainer Nicolaysen. Das gilt insbesondere für Klein- und Mittelstädte, in denen zumeist keine akademischen Forschungseinrichtungen existieren. Joachim Kemper stellt aus der Praxis des Stadtarchivs Aschaffenburg vor, wie eine kommunale Institution eine solche Vermittlerfunktion konkret ausfüllen kann. Inwieweit Kommunen oder zivilgesellschaftliche Institutionen den Forschungsprozess implizit oder expli-

¹⁸ Antje Diener-Staeckling u. a. (Hrsg.), *Deutsche Archive im digitalen Zeitalter. Partizipation, Offenheit, Transparenz*, Leverkusen 2022.

zit vorstrukturieren, diskutieren Alexandra Bloch Pfister sowie Joana Gelhart, Christoph Lorke und Tim Zumloh in ihren jeweiligen Beiträgen am Beispiel von Auftragsprojekten zur Stadtgeschichte von Gütersloh, Bocholt und anderen westfälischen Städten. Sie konstatieren, dass weniger eine direkte Einflussnahme das Problem ist als die Erwartung an die Forscher*innen, zwischen verschiedensten gesellschaftlichen Interessen zu navigieren.

Schließlich zeigt Alexander Kraus am Beispiel der Aufarbeitung der Wolfsburger NS-Vergangenheit seit den 1960er Jahren, welches Konfliktpotenzial, aber auch welche Wirkmächtigkeit bürgerschaftliche Forschung entfalten kann, wenn sie wissenschaftliche Methoden und Argumente integriert. Das macht Citizen Science-Projekte wiederum für die Stadtgesellschaft besonders lohnend, wenn sie entsprechend ausgestattet und ausgerichtet werden. Die in diesem Themenheft vorgestellten Beispiele deuten an, dass bereits mittelgroße Kommunen einen erheblichen wissenschaftlichen und sozialen Mehrwert aus partizipativer Stadtgeschichtsforschung ziehen können, wenn sie dieses Feld langfristig und durch die Einrichtung von festen Stellen pflegen.

Welche Themen eignen sich für eine Stadtgeschichte, die akademische und bürgerschaftliche Forschung verbindet, und welche wissenschaftlichen und sonstigen Ansprüche gehen damit einher? Eine Reihe von vielbeachteten Themen, wie die „Aufarbeitung“ des Nationalsozialismus, postkoloniale Zugriffe sowie die Migrationsgeschichte, folgen dem in der Zeitgeschichtsforschung verbreiteten Paradigma einer Problemgeschichte der Gegenwart. Das zeigen auch die Aufsätze von Alexander Kraus, Sabine Kittel, und Fabian Köster sowie der bereits erwähnte Beitrag von Tania Mancheno in diesem Heft. Auch andere Querschnittsfragen, wie die der Geschlechter- und Umweltgeschichte, gewinnen nach unserem Eindruck zunehmend an Bedeutung. Daneben ist das Interesse an Themen wie der vormodernen Stadt oder der Industriegeschichte ungebrochen hoch und für die lokale Identitätsbildung wichtig. Es ist kaum zu überblicken, inwiefern sich derzeit ein multiperspektivisches Verständnis von Geschichte durchsetzt, ob sich die Aufmerksamkeit zwischen diesen Themenfeldern verschiebt und was das wiederum für eine übergreifende Zusammenarbeit in der Stadtgeschichtsforschung bedeuten könnte. Aus geschichtsdidaktischer Sicht ist jedenfalls eine „weltoffene Stadtgeschichte“ erstrebenswert, die Multiperspektivität und Alterität für Kinder und Jugendliche erfahrbar macht, wie Anke John in ihrem Beitrag argumentiert. Offensichtlich gewinnen die zeitgeschichtlichen Themen an Bedeutung, weil diese in besonderem Maße dem gesellschaftlichen Bedürfnis entsprechen, das Bewusstsein für Diversität und Toleranz zu stärken.

Die Debatten um Citizen Science rufen zudem abermals die Frage auf, inwieweit es möglich und sinnvoll ist, dass akademische und bürgerschaftliche For-

schende gleichberechtigt am Forschungsprozess teilhaben. Dafür hat sich das Bild der „ladder of participation“ durchgesetzt, um zu verdeutlichen, dass es verschiedene Stufen der Beteiligung nicht-akademischer Akteur*innen gibt.¹⁹ Angefangen bei der breitenwirksamen Vermittlung des Forschungsstandes und der Zugänglichkeit von Materialien über die Akquise und Auswertung von Quellen und das Sammeln von Erinnerungen bis hin zum gemeinsamen Erarbeiten von Forschungsfragen und Projektdesigns wachsen die Möglichkeiten von Fachfremden, Einfluss zu nehmen. Zugleich steigen aber auch die damit verbundenen Ansprüche an alle Beteiligten. In der Stadtgeschichte sind diese Herausforderungen in den letzten Jahrzehnten immer wieder diskutiert worden, zum Beispiel im Zusammenhang mit der Oral History. Andrea Althaus zeichnet in ihrem Beitrag diese Debatten nach und entwickelt Vorschläge, wie die methodischen Erfahrungen der Oral History systematisch in Citizen Science-Projekte überführt werden können. Ähnlich verhält es sich mit den Erkenntnissen, die aus der Geschichte der Public History gezogen werden können, wie Katrin Minner zeigt. Auf diesem Feld findet sich eine Vielzahl von Fallbeispielen für Wissenschaftskommunikation, die in beide Richtungen wirkt. Aktuell stehen daneben digitale Tools im Mittelpunkt, wenn es darum geht, die Zusammenarbeit zwischen akademischen und nicht-akademischen Forscher*innen partizipativ zu organisieren. Wie dies in der Praxis gelingen kann, zeigen Rita Gudermann und Paul Perschke am Beispiel der Annotation historischer Fotografien im digitalen „Citizen Archive“ ebenso wie Caroline Förster, die die digitalen Projekte des Dresdner Geschichtsvereins vorstellt. In der Auseinandersetzung mit Methoden der Kommunikation und Kooperation, die idealerweise einen gleichberechtigten Austausch zwischen akademischen und nicht-akademischen Forschenden ermöglichen sollen, lohnt der Rückgriff auf die reichhaltige stadtgeschichtliche Erfahrung.

Gleichwohl stößt die Forderung nach einer gleichberechtigten Zusammenarbeit in allen Phasen des Forschungsprozesses an Grenzen, die mit Rollen- und Machtverteilung zu tun haben. Joana Gelhart, Christoph Lorke und Tim Zumloh zeigen in ihrem Aufsatz eindrucklich, dass es auf die Aushandlung von Rollen zwischen den verschiedenen Forschenden ankommt, besonders dann, wenn sie die Diversität der Gesellschaft im Forschungsprozess abbilden sollen. Denn in dem konkreten Projektkontext, aus dem ihr Aufsatz hervorgeht, bestätigt sich, was Sebastian Haumann in seinem Beitrag als allgemeine Beobachtung formuliert: Über die Beschäftigung mit der Stadtgeschichte verorten sich Forschende immer auch in der Gesellschaft. Für akademische Forscher*innen bedeutet das, den eigenen Anspruch auf Objektivität und Deutungsmacht bewusster zu reflektieren und wissenschaftliche Methoden auch den gesellschaftlichen Bedin-

¹⁹ Siehe unter anderem Nina Simon, *The Participatory Museum*, Santa Cruz 2010.

gungen anzupassen, wenn Stadtgeschichte mit Bürger*innen geschrieben werden soll – eine Forderung, die in allen Beiträgen anklingt.

Aus diesem Grund reflektieren die Autor*innen des Themenheftes darüber, dass sie allesamt als Historiker*innen mit akademischer Ausbildung und eigener forschungsstrategischer Agenda wirken, aber zugleich immer auch Bürger*innen und Akteur*innen in gesellschaftspolitischen Auseinandersetzungen sind. Wie so oft bei Themenheften dieses Zuschnitts erzeugt die Auswahl der Beiträge gewisse „blinde Flecken“, die nicht oder allenfalls am Rande in den Blick genommen werden können. Diese sind auch mit der Entstehungsgeschichte dieses Heftes zu erklären: Es basiert zum einen auf Beiträgen zu der vom LWL-Institut für Regionalgeschichte Münster organisierten Tagung „Jenseits der Metropolen: Stadtgeschichte(n) von Mittelstädten und (kleineren) Großstädten 1945 bis heute“, die im September 2022 in Münster stattgefunden hat, zum anderen auf der Tagung „Citizen Science in der Stadtgeschichte“, welche die GSU gemeinsam mit der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg im November 2022 durchgeführt hat. Für die Zusammenstellung der Beiträge bedeutet das beispielsweise, dass eine Reflexion aus der Sicht der Wissenschaftsforschung, die aus einer Außenperspektive auf die stadthistorische Praxis blickt, nicht geleistet werden kann. Ebenso wenig kann ein systematischer Überblick über so wichtige Aspekte wie etwa Förderprogramme oder über die unüberschaubare Vielfalt laufender Projekte gegeben werden. Vor allem aber kommen in diesem Heft Bürger*innen ohne akademischen Hintergrund nicht selbst zu Wort, was ein Desiderat für die künftige Auseinandersetzung markiert.

Ungeachtet der ambitionierten partizipatorischen Zielsetzung richtet sich das Konzept der Citizen Science als wissenschaftspolitische Anforderung zuallererst an diejenigen, die an oder mit akademischen Institutionen forschen. Sie sind aufgefordert, Bürger*innen einzubeziehen – nicht andersherum. Ebenso wird die von der Wissenschaftsforschung aufgeworfene Frage, was sich realistisch mit den Methoden der Citizen Science erreichen lässt, in erster Linie aus einer akademischen Perspektive zu beantworten sein, sofern das Prinzip wissenschaftlicher Autonomie nicht ganz aufgegeben werden soll. Schließlich würde es die Einordnung der Citizen Science in die Historiografiegeschichte der Stadtgeschichtsforschung erlauben, das Verhältnis von akademischer und bürgerschaftlicher Forschung retrospektiv auszuloten.

Das vorliegende Themenheft nimmt die gegenwärtigen Debatten um Citizen Science zum Anlass, neu über das Verhältnis von akademischer und bürgerschaftlicher Stadtgeschichtsforschung nachzudenken. Es will und kann keine umfassende Evaluation der Citizen Science als Konzept oder in der Projektpraxis liefern. Stattdessen versuchen die Autor*innen, aktuelle Fragen und Her-

ausforderungen in Zusammenhänge einzubetten, die in der Stadtgeschichte schon seit langem eine Rolle spielen, wenn es um Forschung von, für und mit Bürger*innen geht. Public History, Geschichtsdidaktik, Auftragsforschung oder Erinnerungskultur bilden Rahmen und Kontext einer stadtgeschichtlichen Forschungspraxis, die durch die Auseinandersetzung mit den Ansprüchen der Citizen Science systematischer reflektiert und weiter profiliert werden kann. Schließlich ist es von diesen Überlegungen ausgehend auch ein Anliegen dieses Themenhefts herauszufinden, wie die Stadtgeschichtsforschung künftig von den skizzierten wissenschaftspolitischen Ambitionen profitieren kann. Deswegen haben wir uns entschieden, neben den üblichen Aufsätzen zum Thema eine Reihe von Berichten zur „Citizen Science in der Praxis“ zu veröffentlichen, die nicht dem regulären Begutachtungsverfahren unterworfen waren. Diese Beiträge sollen vor allem Anregungen liefern, wie Citizen Science konkret umgesetzt werden kann.

Sebastian Haumann, Prof. Dr., ist Professor für Wirtschafts-, Sozial- und Umweltgeschichte an der Paris Lodron Universität Salzburg. Seine Forschungsschwerpunkte liegen auf der Stadtgeschichte sowie der Geschichte von Rohstoffen. Im Bereich der Stadtgeschichte hat er vor allem zu städtischen Protestbewegungen und zur Stadt- und Umweltgeschichte publiziert, in den vergangenen Jahren zudem zu Methoden der Citizen Science.
sebastian.haumann@plus.ac.at

Christoph Lorke, PD Dr., ist Historiker und am LWL-Institut für westfälische Regionalgeschichte in Münster beschäftigt. Er ist darüber hinaus Lehrbeauftragter am Historischen Seminar der Universität Münster. Er forscht zu Themen wie Armut und sozialer Ungleichheit, Migration und zur „Vereinigungs-gesellschaft“, zurzeit verstärkt zur Regional- und Stadtgeschichte. Aktuell ist er Projektleiter zur Erarbeitung der Geschichte der Stadt Gütersloh seit 1945.
christoph.lorke@lwl.org

Sebastian Haumann

Stadtgeschichtsforschung und ihre Bürger*innen. Für einen Perspektivwechsel auf das Demokratisierungspotenzial von Citizen Science

The concept of Citizen Science is linked to far-reaching expectations regarding the “democratization” of knowledge production. However, it is questionable who actually participates or is able to participate in the first place. This paper demonstrates how the democratizing effects attributed to Citizen Science can be assessed through the social function of research into the urban past. It explores the question of how people become “citizens” through participation in research into urban history. The first section argues that such participation is intimately linked to processes of social inclusion and exclusion - and that the principles of scientific scholarship play an important role in this. The second section traces the continuities of civic urban history research since the nineteenth century to illustrate how pluralization and professionalization have affected participation. The concluding section derives some programmatic proposals for an urban history that foregrounds the social function of scientific research and thereby contributes to the goal of “democratization” in the sense of broad participation in the production of knowledge.

1. Einleitung, oder: Ein Plädoyer für einen Perspektivwechsel auf „Demokratisierung“

Mit dem Konzept der Citizen Science sind weitreichende Erwartungen an die „Demokratisierung“ der Wissensproduktion verknüpft. Recht allgemein formuliert beispielsweise das aktuelle Weißbuch Citizen Science, der Ansatz könne „eine demokratisierende Wirkung im Sinne von größerer Transparenz, besserer Zugänglichkeit und mehr Mitgestaltung entfalten und eine neue Kultur der Zusammenarbeit etablieren“.¹ Diese Annahme entspricht der zentralen wissenschaftspolitischen Forderung, Forschungsprozesse zu öffnen und dadurch gesellschaftliche Bedürfnisse besser zu berücksichtigen.² Mit diesen Erwartungen

¹ Aletta Bonn u. a., Weißbuch Citizen Science. Strategie 2030 für Deutschland, 2022, S. 53, https://www.buergerschaffenwissen.de/sites/default/files/grid/2022/05/17/220510_Weissbuch_Internet_doppelseitig_klein.pdf [21.04.2024].

² Vgl. Sabine Maasen/Sascha Dickel, Partizipation, Responsivität, Nachhaltigkeit. Zur Realifikation eines neuen Gesellschaftsvertrags, in: Dagmar Simon u. a. (Hrsg.), Handbuch Wis-

an das Demokratisierungspotenzial verbindet sich auch der Anspruch, eine möglichst breite Öffentlichkeit einzubeziehen, um solche Bedürfnisse ebenso repräsentativ in der Forschung abzubilden wie die Diversität der Gesellschaft.³ In der Praxis zeigt sich allerdings, wie schwierig es ist, diesem Anspruch gerecht zu werden.⁴ Eine Gruppe um den Wissenschaftsforscher Bruno Strasser fragte deshalb in einer Kritik an den Demokratisierungsvorstellungen zuge-spitzt: „But who does in fact participate? [...] Does their age, gender, ethnicity, class, and especially educational background, statistically represent that of the ‚people‘, a condition for public participation to fulfill its promises at democra-tizing science? The answer is that nobody really knows“.⁵

Die kritische Reflexion darüber, wer sich überhaupt auf welche Weise an Forschungsprojekten beteiligt oder beteiligen kann, stellt die hohen Erwartungen an das Demokratisierungspotenzial in Frage. Zum einen spiegeln sich darin die von Strasser et alii angesprochenen sozialen Unterschiede. In vielen Fällen kann die Beteiligung an Citizen Science Projekten soziale Ungleichheit repro-duzieren. Zum anderen zeigt sich in der Ausgestaltung von Beteiligungsverfahren entgegen den Versprechungen ein „Zusammenspiel von Einschluss und Ausschluss“.⁶ Denn im Forschungsprozess werden den verschiedenen Akteur*innen bestimmte Rollen mit zum Teil stark eingeschränkten Beteili-gungsmöglichkeiten zugewiesen,⁷ oft ohne dies transparent zu kommunizie-

senschaftspolitik, Wiesbaden 2019, DOI: 10.1007/978-3-658-05677-3; Sven Schade u. a., Ci-tizen Science and Policy, in: Katrin Vohland u. a. (Hrsg.), *The Science of Citizen Science*, Cham 2021, S. 351-371.

³ Vgl. Lucy Danielle Robinson u. a., Ten Principles of Citizen Science, in: Aletta Bonn u. a. (Hrsg.), *Citizen Science. Innovation in Open Science, Society and Policy*, London 2018, S. 27-40, hier S. 33; Carole Paleco u. a., Inclusiveness and Diversity in Citizen Science, in: Vohland u. a., *Science*, S. 261-281.

⁴ Vgl. Kristin Oswald, Wie realistisch sind die Erwartungen an Citizen Science, in: René Smolarski/Hendrikje Carius/Martin Prell (Hrsg.), *Citizen Science in den Geschichtswis-senschaften. Methodische Perspektive oder perspektivlose Methode?*, Göttingen 2023, S. 23-41.

⁵ Bruno J. Strasser u. a., „Citizen Science“? Rethinking Science and Public Participation, in: *Science & Technology Studies* 32, 2019, S. 52-76, hier S. 62; vgl. auch den Beitrag von Joa-na Gelhart, Christoph Lorke und Tim Zumloh in diesem Heft.

⁶ Andreas Wenninger u. a., Ein- und Ausschließen. Evidenzpraktiken in der Anthropozän-debatte und der Citizen Science, in: Karin Zachmann/Sarah Ehlers (Hrsg.), *Wissen und Begründen. Evidenz als umkämpfte Ressource in der Wissensgesellschaft*, Baden-Baden 2019, S. 31-58, hier S. 54.

⁷ Vgl. Per Hetland/Kim Christian Schroder, The Participatory Turn. Users, Publics, and Au-diencies, in: Ders./Palmyre Pierroux/Line Esborg (Hrsg.), *A History of Participation in Museums and Archives. Traversing Citizen Science and Citizen Humanities*, Abingdon 2020, S. 168-185; Nico Carpentier, Differentiating between Access, Interaction and Parti-cipation, in: *Conjunctions. Transdisciplinary Journal of Cultural Participation* 2, 2015,

ren.⁸ Aus der Frage, welche „Gesellschaft“ am Ende tatsächlich repräsentiert ist, ist deshalb in letzter Zeit eine Diskussion erwachsen, ob man überhaupt von „Citizen Science“ sprechen sollte.⁹

In diesem Beitrag plädiere ich dafür, den Begriff „Citizen Science“ bewusst beizubehalten, aber „Citizen“ dabei nicht, wie es bisher meist der Fall ist, als normativ gesetzte, sondern als analytische Kategorie zu verstehen. Ich möchte der Frage nachgehen, wie Menschen durch die Beteiligung an Forschungsprozessen zu „Citizens“, also „Bürger*innen“ werden, die im weitesten Sinne am gesellschaftlichen und politischen Leben teilhaben. Vor allem der Blick in die Geschichte der modernen Wissenschaften zeigt, dass dieser Perspektivwechsel wichtige Einsichten in das Demokratisierungspotenzial der Citizen Science liefern kann.¹⁰ Aus der Geschichte der Naturwissenschaften im 18. und 19. Jahrhundert ist bekannt, dass beispielsweise geologische, zoologische oder astronomische Forschung für wohlhabende Amateure ein Mittel der sozialen Distinktion war.¹¹ Jenseits der Naturwissenschaften eröffneten sich etwa auf dem Gebiet der Archäologie, der Volkskunde oder der Ethnologie Möglichkeiten, durch Sammlungs- und Reisetätigkeiten den eigenen Bildungsstand zu dokumentieren.¹² Das entspricht auch der Bedeutung, die Wissenschaft im Allgemeinen und wissenschaftliche Gesellschaften im Besonderen für die Formierung der bürgerlichen Gesellschaft seit dem 19. Jahrhundert hatten. Wer sich daran beteilig-

S. 7-28; Muki Haklay, Participatory Citizen Science, in: Bonn u. a., Citizen Science, S. 52-62.

⁸ Vgl. Irene Eleta u. a., The Promise of Participation and Decision-Making Power in Citizen Science, in: Citizen Science. Theory and Practice 4, 2019, DOI: 10.5334/cstp.171.

⁹ Vgl. Caren B. Cooper u. a., Inclusion in Citizen Science. The Conundrum of Rebranding, in: Science 372, 25.06.2021, S. 1386-1388; M. V. Eitzel u. a., Citizen Science Terminology Matters. Exploring Key Terms, in: Citizen Science. Theory and Practice 2, 2017, DOI: 10.5334/cstp.96.

¹⁰ Vgl. Dana Mahr/Sascha Dickel, Citizen Science Beyond Invited Participation. Nineteenth Century Amateur Naturalists, Epistemic Autonomy, and Big Data Approaches Avant La Lettre, in: History and Philosophy of the Life Sciences 41, 2019, DOI: 10.1007/s40656-019-0280-z.

¹¹ Vgl. Dominik Mahr, Citizen Science. Partizipative Wissenschaft im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert, Baden-Baden 2014; Jeremy Vetter, Introduction. Lay Participation in the History of Scientific Observation, in: Science in Context 24, 2011, S. 127-141; Martin Lengwiler, Participatory Approaches in Science and Technology. Historical Origins and Current Practices in Critical Perspective, in: Science, Technology & Human Values 33, 2008, S. 186-200.

¹² Vgl. H. Glenn Penny, The Civic Uses of Science. Ethnology and Civil Society in Imperial Germany, in: Osiris 17, 2002, S. 228-252; Christiane Cantauw/Michael Kamp/Elisabeth Timm (Hrsg.), Figurationen des Laien zwischen Forschung, Leidenschaft und politischer Mobilisierung. Museen, Archive und Erinnerungskultur in Fallstudien und Berichten, Münster 2017.

te, unterstrich damit seinen Anspruch Bürger zu sein.¹³ Das gilt auch für die Erforschung der Stadtgeschichte – und vielleicht sogar in besonderem Maße. Denn wer sich an der lokalen Stadtgeschichtsforschung beteiligte, nahm in der Regel nicht nur Einfluss auf die Repräsentation seiner Stadt, sondern positionierte sich damit auch als Bürger.

Im ersten Teil des Aufsatzes werde ich den von mir vorgeschlagenen Perspektivwechsel im Rückblick auf die Geschichte der Stadtgeschichtsforschung erläutern und erklären, wie der Anspruch auf Wissenschaftlichkeit mit Ein- und Ausschlussmechanismen der bürgerlichen Gesellschaft zusammenhing. Daran anschließend werde ich im zweiten Teil die wichtigsten historischen Entwicklungslinien skizzieren, in denen sich die bürgerschaftliche Stadtgeschichtsforschung seit dem 19. Jahrhundert bewegte. Einerseits eröffnete die Pluralisierung der Stadtgeschichte im 20. Jahrhundert immer mehr Menschen die Teilhabe, andererseits wuchs mit der Professionalisierung der akademischen Stadtgeschichte auch die Distanz zur wissenschaftlichen Forschung. Deswegen frage ich im abschließenden Teil aus der Perspektive des akademischen Historikers, was der Demokratisierungsanspruch der Citizen Science für die Stadtgeschichte im 21. Jahrhundert bedeuten kann, wenn wir davon ausgehen, dass sich Menschen durch Beteiligung an stadthistorischer Forschung als Bürger*innen positionieren.

2. Ein- und Ausschließen. Zur sozialen Funktion von Wissenschaftlichkeit jenseits der akademischen Stadtgeschichte

In mancher Hinsicht ist die Geschichte der modernen Stadtgeschichtsforschung seit dem 19. Jahrhundert weitgehend bekannt: Viel ist geschrieben worden über die ideengeschichtlichen Impulse von Max Weber bis zum cultural turn und über Stadtrepräsentationen, welche die lokale Vergangenheit aufgriffen oder gar instrumentalisierten. Meist stehen in diesen Darstellungen akademische Wissenschaftler*innen oder Spitzenvertreter*innen der Kommunen im Mittelpunkt.¹⁴ Genauso bekannt, allerdings kaum systematisch erforscht, ist die Existenz der zahllosen Vereine, Initiativen, informellen Netzwerke und Einzel-

¹³ Vgl. Mitchell G. Ash, Wissenschaftspopularisierung und bürgerliche Kultur im 19. Jahrhundert, in: *Geschichte und Gesellschaft* 28, 2002, S. 322-334; Andreas W. Daum, *Wissenschaftspopularisierung im 19. Jahrhundert. Bürgerliche Kultur, naturwissenschaftliche Bildung und die deutsche Öffentlichkeit, 1848-1914*, München 1998.

¹⁴ Vgl. Dieter Schott, *Stadt in der Geschichtswissenschaft*, in: Christoph Heyl/Harald A. Mieg (Hrsg.), *Stadt. Ein interdisziplinäres Handbuch*, Stuttgart 2013, S. 120-147; Adelheid von Saldern (Hrsg.), *Inszenierter Stolz. Stadtrepräsentationen in drei deutschen Gesellschaften (1935-1975)*, Stuttgart 2005; Jochen Guckes/Sandra Schürmann (Hrsg.), *Stadtbilder und Stadtrepräsentationen*, in: *IMS H. 1/2005*, S. 5-10.

kämpfer*innen, die sich mit der lokalen Geschichte befasst haben und auch heute befassen. Diese schwer zu fassende Gruppe – weil in Zielsetzung, Ansprüchen und Institutionalisierungsgrad äußerst heterogen – stellt aber, zumindest zahlenmäßig, die weitaus meisten Akteur*innen der Stadtgeschichtsforschung – vor allem ist sie entscheidend, wenn es um die Frage nach der „Demokratisierung“ geht. Denn in diesem breiten Feld zeigt sich, wie Menschen über die Beteiligung an der Erforschung lokaler Geschichte ein- oder ausgeschlossen wurden und wie sie dadurch ihre Rolle als Bürger oder Bürgerin unterstreichen konnten – oder eben nicht.

Unter den allermeisten gesellschaftlichen Bedingungen konnte sich jede*r Einwohner*in mit der Geschichte der eigenen Stadt beschäftigen – wessen Beiträge aber als relevant galten, hing von sozialen, kulturellen und materiellen Ressourcen ab, die oft ungleich verteilt waren. Neben Faktoren wie persönlichen Beziehungen, einem bestimmten Habitus oder finanziellen Mitteln, um sich im Feld der Stadtgeschichtsforschung engagieren zu können, spielte Wissenschaftlichkeit eine entscheidende Rolle. Denn sie untermauert die „kognitive Dimension“ lokaler Geschichtskultur, der zufolge Behauptungen über die Vergangenheit nicht nur politischen Implikationen und ästhetischen Ansprüchen zu genügen haben, sondern auch als wahr und gültig akzeptiert werden müssen.¹⁵ Der Anschluss an Methoden, Themen oder Interpretationen, aber auch an Institutionen und Netzwerke, die den Anspruch der Wissenschaftlichkeit widerspiegeln, konnte also helfen, um sich mit einem Beitrag zur Stadtgeschichte als Bürger*in zu positionieren.

Wie dabei bestehende Ungleichheiten reproduziert wurden, zeigt sich beispielhaft an den Geschlechterrollen, welche die Stadtgeschichtsforschung lange Zeit zu einem Feld machten, in dem sich männliche Bürger profilierten.¹⁶ Eindrücklich dokumentiert das aktuell laufende Projekt „Beyond Notability“ diesen Zusammenhang für die Londoner Stadt- und Lokalgeschichtsforschung des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts. Es zielt darauf ab, die vielfältigen Beiträge von Frauen zum Forschungsprozess erstmals sichtbar zu machen und für die Anerkennung zu sorgen, die ihnen zeitgenössisch verwehrt blieb.¹⁷ Denn es

¹⁵ Vgl. Jörn Rüsen, *Lebendige Geschichte. Formen und Funktionen des historischen Wissens*, Göttingen 1989, S. 109-120; Maria Grever/Robbert-Jan Adriaansen, *Historical Culture. A Concept Revisited*, in: Stefan Berger/Maria Grever/Mario Carretero (Hrsg.), *Palgrave Handbook of Research in Historical Culture and Education*, London 2017, S. 73-89.

¹⁶ Vgl. Angelika Schaser/Falko Schnicke, *Wege zu einer Geschlechtergeschichte der Universitäten und Geisteswissenschaften. Forschungsstand und Desiderata*, in: *Jahrbuch für Universitätsgeschichte* 20, 2017, S. 27-42; ähnlich zuletzt Yvonne Robel, *Wissenschaftlerin in zweiter Reihe? Hildamarie Schwindrazheim und das Altonaer Museum*, in: *Zeitgeschichte in Hamburg* 2023, S. 79-99.

¹⁷ Vgl. Katherine Harloe/Amara Thornton/James Baker, *On Working with Gender*,

gab durchaus Frauen, die um die Wende zum 20. Jahrhundert zur Londoner Stadtgeschichte forschten, aber sie waren nicht in der Lage, dadurch ihre Rolle als Bürgerinnen zu untermauern. Der Grund lag darin, dass ihre Beiträge nicht als wissenschaftlich eingestuft wurden. Typisch ist etwa das Beispiel von Miss Warrant, deren Geschichte das Projekt „Beyond Notability“ rekonstruiert hat: Sie leistete in den 1920er und 1930er Jahren als „Library-cataloguer“ wichtige Grundlagenarbeit für die Society of Antiquaries of London. Dennoch konnte sich Miss Warrant durch ihren Forschungsbeitrag nicht als Bürgerin profilieren – nicht einmal ihr Vorname schien überlieferungswürdig –, weil ihr Beitrag nicht als wissenschaftlich bewertet wurde.¹⁸

Ein wichtiger Ort des Ein- und Ausschlusses, über den in den letzten Jahren mehrere Studien erschienen sind, ist das Archiv.¹⁹ Das betraf nicht nur die Zugänglichkeit zur historischen Überlieferung, die sozial hochgradig selektiv sein konnte, sondern auch die Frage, welche Geschichte überhaupt gesammelt und bewahrt wurde. In der lokalen Gesellschaft waren es die Stadtarchivar*innen, die „als Gatekeeper auf dem Weg zum ‚Rohmaterial‘ historischer Wissensproduktion“²⁰ fungierten. Bezeichnenderweise wurde diese Funktion zum Teil bis weit in das 20. Jahrhundert von Laien übernommen, insbesondere von Ratsherren, Lehrern, Pfarrern und anderen bildungsbürgerlichen Honoratioren. Sie gewährten Einblick in die Bestände, deren Inventarisierung und Erschließung sie ebenfalls vornahmen.²¹ Da das Quellenstudium eine entscheidende Grundlage der wissenschaftlichen Geschichtsforschung war und ist, ist der Zugang zum Archiv essenziell, um Forschungsbeiträge als wissenschaftlich zu qualifizieren. Diejenigen, die auf institutionell verankerte Archive zurückgreifen konnten und dort Quellen für „ihre“ Themen vorfanden, konnten ihren Forschungsbeiträgen und damit auch ihrer Rolle in der lokalen Gesellschaft Relevanz verleihen. In der Funktion als „Gatekeeper“, die Ratsherren, Lehrer oder Pfarrer einnahmen, wird deutlich, dass die Stadtgeschichtsforschung auf das Engste mit der Idee der Bürgerlichkeit und dem Bürgertum als sozialer Formation verflochten war. Zum einen war die Beteiligung an dieser Forschung geeignet, um die Kenntnis wissenschaftlicher Praxis zu dokumentieren und damit bildungsbürgerliche Ansprüche zu unterstreichen. Zum anderen wurde die Relevanz

<https://beyondnotability.org/database/on-working-with-gender/> [22.04.2024].

¹⁸ Amara Thornton, More Working Lives at the Society of Antiquaries, <https://beyondnotability.org/database/more-working-lives-at-the-society-of-antiquaries/> [22.04.2024].

¹⁹ Vgl. Sina Steglich, Zeitort Archiv. Etablierung und Vermittlung geschichtlicher Zeitlichkeit im 19. Jahrhundert, Frankfurt am Main 2020; Philipp Müller, Geschichte machen. Historisches Forschen und die Politik der Archive, Göttingen 2019.

²⁰ Katrin Minner, Vom verborgenen Spezial-Wissen zum zugänglichen Wissensort? Von Nutzen und Nutzung kommunaler Archive, in: MSG H. 1/2021, S. 28-45, hier S. 30.

²¹ Vgl. Minner, Spezial-Wissen, S. 33.

stadtgeschichtlicher Forschung als Feld bürgerschaftlicher Distinktion so hoch eingeschätzt, dass auch akademische Historiker regelmäßig eingriffen, um mit ihrer institutionellen Autorität bestimmte Positionen zu stärken, aber auch, um sich selbst als Bürger zu positionieren. Die enge Verklammerung von Stadtgeschichtsforschung und Bürgertum war ambivalent. Sie verfestigte ein enges Verständnis davon, wer Bürger war – in der Regel Männer der höheren sozialen Schichten, die der dominierenden ethnischen Gruppe einer Stadt angehörten. Sie förderte aber auch den Austausch zwischen akademischen und nicht-akademischen Akteuren über Methoden, Quellen und Interpretationen.²²

Wissenschaftlichkeit hat seitdem eine wichtige soziale Funktion – die sie übrigens grundsätzlich auch in der akademischen Forschung hat, wenn auch in etwas anderer Weise.²³ Tätigkeiten, Methoden, Quellenbestände, Institutionen, aber auch Themen und Interpretationen, mit denen Forscher*innen wissenschaftliche Bedeutung beanspruchen können, dienen dazu, sich gesellschaftlich zu positionieren, auch wenn sie nicht losgelöst von anderen Formen sozialer Ungleichheit zu verstehen sind. Allerdings wandelten sich die Vorstellungen von Wissenschaftlichkeit im Laufe der Zeit. Eine ganze Anzahl von Quellentypen, Institutionen oder Themen, die noch im 19. Jahrhundert wissenschaftliche Ansprüche verbürgt hatten, wurden im 20. Jahrhundert durch andere Relevanzvorstellungen und Zugänge herausgefordert. Mit diesem Wandel veränderte sich auch, wer mit Forschungsbeiträgen zur Stadtgeschichte Anspruch auf bürgerschaftliche Teilhabe geltend machen konnte, wie ich im folgenden Abschnitt zeigen werde.

*3. Entwicklungslinien. Von bildungsbürgerlichen Honoratioren zu „Hobbyhistoriker*innen“*

Die Stadtgeschichte als Feld bildungsbürgerlicher Distinktion erodierte im 20. Jahrhundert in zwei gegenläufige Richtungen: Einerseits setzte eine Pluralisierung ein, im Zuge derer immer mehr Themen und immer breitere Kreise der Bevölkerung Anerkennung fanden. Das betraf etwa die Geschlechterrollen oder den sozialen sowie ethnischen Hintergrund von Forscher*innen und For-

²² Vgl. Georg Kunz, *Verortete Geschichte. Regionales Geschichtsbewußtsein in den deutschen Historischen Vereinen des 19. Jahrhunderts*, Göttingen 2000; Rosemary Sweet, *The Writing of Urban Histories in Eighteenth-Century England*, Oxford 1997.

²³ Für die Geschichtswissenschaften vgl. etwa Herman Paul (Hrsg.), *How to be a Historian. Scholarly Personae in Historical Studies, 1800-2000*, Manchester 2019; Herman Paul, *Performing History. How Historical Scholarship is Shaped by Epistemic Virtues*, in: *History and Theory* 50, 2011, S. 1-19; Thomas Etzemüller, *Sozialgeschichte als politische Geschichte. Werner Conze und die Neuorientierung der westdeutschen Geschichtswissenschaft nach 1945*, München 2001.

schungsgegenständen. Andererseits hat die Professionalisierung der Geschichtswissenschaften zu einer zunehmenden Distanz zwischen Historiker*innen, die ihre Forschung als akademische Tätigkeit definieren, und jenen, die Stadtgeschichtsforschung als rein bürgerschaftliches Engagement verstehen, geführt. Das aktuell verbreitete Nicht-Verhältnis zwischen Universitäts- und Hobbyhistoriker*innen kann als Ergebnis dieser Entwicklung verstanden werden.

Die Pluralisierung der Stadtgeschichtsforschung wird in der Regel auf die Zeit ab 1970 datiert, aber es gibt durchaus frühere Ansätze. Schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts formierte sich beispielsweise eine Strömung in der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung, die der bis dahin rein bürgerlich besetzten Stadtgeschichts- und Heimatforschung eine eigene Perspektive entgegensetzte. Arbeiter*innen sollten ihren Anspruch auf Teilhabe an der lokalen Geschichte und damit ihren Status als Bürger*innen einfordern – und zwar, indem sie in diesem Feld forschten. Dabei orientierten sie sich an wissenschaftlichen Praktiken, einschließlich des Quellenstudiums und der Publikation von Forschungsergebnissen. Sie erweiterten dadurch nicht nur das Spektrum an Themen, für die sie historische Relevanz geltend machten, wie etwa Arbeitserfahrungen in Industrie und Handwerk. Sie etablierten auch neue Quellentypen, wie Lebenserinnerungen, und schufen einen institutionellen Rahmen für ihre Forschung, der in den 1920er Jahren auch eine gewisse Bedeutung für die Integration von Arbeiter*innen als Bürger*innen der Weimarer Republik erlangte.²⁴

Eine weitreichende Pluralisierung setzte in der Stadtgeschichte aber erst in den 1970er Jahren ein.²⁵ Prominent, und bereits vergleichsweise gut erforscht, sind die Geschichtswerkstätten, die oftmals einen stadtdenkmaltypischen Schwerpunkt hatten.²⁶ Ihre Arbeit und die damit verbundenen Konzepte wie die „All-

²⁴ Vgl. Anna Strommenger, *Zwischen Herkunft und Zukunft. „Heimat“ in der Sozialdemokratie vom späten Kaiserreich zur Weimarer Republik*, Göttingen 2023.

²⁵ Vgl. Katrin Minner, *Public History als Pluralisierung regionaler Geschichte*, in: *Westfälische Forschungen* 69, 2019, S. 1-27; Dieter Schott, *Die Geschichte der Bundesrepublik als Stadtgeschichte erzählen*, in: Frank Bajohr u. a. (Hrsg.), *Mehr als eine Erzählung. Zeitgeschichtliche Perspektiven auf die Bundesrepublik*, Göttingen 2016, S. 159-174.

²⁶ Vgl. Sebastian Haumann/Dieter Schott, *Alternative Blicke auf die eigene Stadtgeschichte. Geschichtswerkstätten und die Pluralisierung lokalen Geschichtswissens in den 1980er Jahren*, in: *MSG H.* 1/2021, S. 46-68; Adelheid von Saldern, *Stadtgedächtnis und Geschichtswerkstätten*, in: *WerkstattGeschichte* 50, 2008, S. 54-68; Etta Grotrian, *Vorgeschichte, Vorbild oder Sackgasse? Zur Historisierung der „neuen Geschichtsbewegung“ der Bundesrepublik der späten 1970er und 1980er Jahre*, in: *WerkstattGeschichte* 75, 2018, S. 15-24; Jenny Wüstenberg, *„Vom alternativen Laden zum Dienstleistungsbetrieb“ - The Berliner Geschichtswerkstatt. A Case Study in Activist Memory Politics*, in: *German Studies Review* 32, 2009, S. 590-618; Lena Langensiepen, *„...die Zeit war reif, Geschichtswerkstätten zu machen“*. Eine „neue Geschichtsbewegung“ in Hamburg in den 1980er

tagsgeschichte“ stellten eine neue Verknüpfung zwischen wissenschaftlicher und bürgerschaftlicher Stadtgeschichtsforschung her. Neu war vor allem, dass die beteiligten Akteur*innen Forschung nicht mehr nur – wie ihre Vorgänger im 19. Jahrhundert – dazu nutzten, sich selbst innerhalb der bürgerlichen Stadtgesellschaft zu positionieren. Vielmehr verfolgten sie das Ziel, soziale Gruppen in den Forschungsprozess einzubeziehen, die bis dahin in der Stadtgeschichte keinen Platz hatten – weder als Untersuchungsgegenstand noch als Forscher*innen. Allen voran waren dies Arbeiter*innen, Frauen und die im Nationalsozialismus vernichteten jüdischen Gemeinden, später auch Migrant*innen. Um diesen Gruppen – im wahrsten Sinne des Wortes – eine Stimme zu geben, entstanden neue Forschungsmethoden, wie die Oral History, und es wurden bis dahin unzugängliche Quellen zusammengetragen, insbesondere in den seitdem eigens eingerichteten Archiven zur Frauen- und Migrationsgeschichte.²⁷ Die wissenschaftliche Erforschung der lokalen Vergangenheit sollte dem Anspruch nach immer auch die Position der Beteiligten als Bürger*innen in der Stadtgesellschaft verbessern.

Parallel dazu setzte auch ein institutioneller Wandel ein, der zwar wesentlich von den Akteur*innen aus dem Umfeld der Geschichtswerkstätten mitgetragen wurde, aber entscheidende Impulse aus anderer Richtung erhielt. Zum einen ist hier die Kulturpolitik der Kommunen zu nennen, die in den 1970er Jahren unter dem Schlagwort der „Demokratisierung“ gezielt auch das Feld der Stadtgeschichte erweitert hat.²⁸ Das machte sich beispielsweise in den Stadtarchiven bemerkbar, die sich „zu einem zugänglichen Wissensort für plurale Nutzer*innen und Nutzungsinteressen“²⁹ entwickelten. Zum anderen haben sich mit den disziplinären Entwicklungen in der Geschichtsdidaktik und Public His-

Jahren, in: *Zeitgeschichte in Hamburg 2017/2018*, S. 54-65.

²⁷ Vgl. Regina Göschl/Jan Niklas Kirstein, *HerStory – Frauen machen (Regional-)Geschichte. Geschlecht, Geschichtskultur und Raum am Beispiel des Lippischen Frauengeschichtsladens e.V.*, in: *Westfälische Forschungen* 69, 2019, S. 179-194; Manuel Gogos, *Das Gedächtnis der Migrationsgesellschaft DOMiD. Ein Verein schreibt Geschichte(n)*, Bielefeld 2021; Annette Leo/Franka Maubach (Hrsg.), *Den Unterdrückten eine Stimme geben? Die International Oral History Association zwischen politischer Bewegung und wissenschaftlichem Netzwerk*, Göttingen 2013; Andrea Althaus, *Perfect Match? Zum Zusammenspiel von Oral History und Citizen Science*, in diesem Heft.

²⁸ Vgl. Karl Ditt, *Die Kulturpolitik des Deutschen Städtetages 1947-2010*, in: Ders./Cordula Obergassel (Hrsg.), *Vom Bildungsideal zum Standortfaktor. Städtische Kultur und Kulturpolitik in der Bundesrepublik, Paderborn 2012*, S. 335-369; Manfred Kittel, *Das Frankfurter Modell kommunaler Kulturpolitik. Anspruch und Wirklichkeit einer „Demokratisierung“ der Gesellschaft*, in: Udo Wengst (Hrsg.), *Reform und Revolte. Politischer und gesellschaftlicher Wandel in der Bundesrepublik Deutschland vor und nach 1968*, München 2011, S. 61-74.

²⁹ *Minner, Spezial-Wissen*, S. 29.

tory zahlreiche Projekte etabliert, welche die Beteiligung an Forschungsprozessen im lokalen Kontext fördern.³⁰ Zu denken ist hier beispielsweise an den 1973 eingeführten Schülerwettbewerb „Deutsche Geschichte um den Preis des Bundespräsidenten“.³¹ Der Anspruch an die Wissenschaftlichkeit nahm in diesem Kontext jedoch zugunsten einer didaktisierten Geschichtsvermittlung tendenziell ab.³²

Insgesamt trug vor allem die Professionalisierung der akademischen Geschichtsforschung im 20. Jahrhundert paradoxerweise zu einem allmählichen Bedeutungsverlust der Wissenschaftlichkeit für die bürgerschaftliche Stadtgeschichtsforschung bei. Neben institutionellen und sozialen Aspekten spielte vor allem das Entstehen eines Selbstbilds professioneller Historiker*innen eine Rolle, das sich über die Abgrenzung zu populären und bürgerschaftlichen Formen der Geschichtsforschung definierte.³³ Die Folgen der Distanzierung waren weitreichend und veränderten die Stadtgeschichtsforschung auf beiden Seiten.

Das Interesse professioneller Historiker*innen, sich an bürgerschaftlicher Stadtgeschichtsforschung zu beteiligen, nahm im 20. Jahrhundert ab – auch wenn sich mit den Geschichtswerkstätten eine starke Gegenströmung entwickelte. Denn bürgerschaftliche Forschung schien den disziplinären Objektivitätsansprüchen zuwiderzulaufen und galt daher zunehmend als Ausweis unwissenschaftlichen Arbeitens. Stattdessen konstituierte sich die akademische Stadtgeschichte als Feld, das in Anlehnung an die Sozialgeschichte auf überlokale Strukturzusammenhänge abzielte und theoriegeleitet arbeitete.³⁴ Das implizierte oftmals die Vorstellung, dass nicht-akademische Forschung methodisch und hinsichtlich des Erkenntnisgewinns beschränkt sei. Vor allem aber richtete sich das professionelle Selbstverständnis dagegen, sich über die Erforschung der lokalen Vergangenheit als Bürger*in zu positionieren. Genau diese Funktion der stadtgeschichtlichen Forschung schien sie anfällig für politische

³⁰ Vgl. Martin Lücke/Irmgard Zündorf, Einführung in die Public History, Göttingen 2018, S. 17 f.

³¹ Vgl. Anke John, Lokal- und Regionalgeschichte, Methoden historischen Lernens, Frankfurt am Main 2018, S. 31 f.; Anke John, Stadtgeschichte als forschend-entdeckendes Lernen und Citizen Science, in diesem Heft.

³² Vgl. Haumann/Schott, Blicke.

³³ Vgl. Stefan Berger, Professional and Popular Historians. 1800-1900-2000, in: Barbara Korte/Sylvia Paetschek (Hrsg.), Popular History Now and Then. International Perspectives, Bielefeld 2012, S. 13-29; Rolf Torstendahl, The Rise and Propagation of Historical Professionalism, New York 2015; Gabriele Lingelbach, The Institutionalization and Professionalization of History in Europe and the United States, in: Stuart Macintyre/Juan Maignushca/Attila Pók (Hrsg.), The Oxford History of Historical Writing, Bd. 4: 1800-1945, Oxford 2011, S. 78-96.

³⁴ Vgl. Sebastian Haumann, Zwischen „Krise der Stadt“ und Sozialgeschichte. Auf dem Weg zur Modernen Stadtgeschichte, 1960-1975“, in: MSG H. 2/2020, S. 10-24.

Instrumentalisierung zu machen und den wissenschaftlichen Anspruch auf Objektivität zu konterkarieren. So richtete sich etwa die bekannte Polemik des Gesellschaftshistorikers Hans-Ulrich Wehlers gegen die „Barfußhistoriker“³⁵ vordergründig gegen die Geschichtswerkstätten, aber eigentlich gegen jede Art von bürgerschaftlicher Geschichtsforschung.

Darüber wie sich die bürgerschaftliche Stadtgeschichtsforschung jenseits von Geschichtswerkstätten und emanzipatorischen Initiativen zur Professionalisierung verhält, ist bisher kaum etwas bekannt. Während große Vereine, wie der Verein für Hamburgische Geschichte, an die Entwicklungen der akademischen Stadtgeschichte anknüpfen,³⁶ gilt das für viele kleine lokale Geschichtsvereine nicht. Gerade vor dem Hintergrund des erneuerten allgemeinen Interesses an Geschichte seit den 1970er Jahren, ist es ein Forschungsdesiderat, solche „traditionellen“ Akteur*innen der Stadtgeschichtsforschung stärker in den Blick zu nehmen.³⁷ Denn mit dem breiteren gesellschaftlichen Interesse, so ist zu vermuten, veränderte sich auch die soziale Zusammensetzung und vor allem das Selbstverständnis der Forschenden in den zahllosen lokalgeschichtlichen Gruppen. Die Renaissance von Begriffen wie „Heimat“ könnte hierfür ein Indikator sein.³⁸ Möglicherweise liegt darin auch die Ursache für die aktuelle Entfremdung zwischen akademischer und „konventioneller“ Lokal- und Stadtgeschichtsforschung. In jedem Fall ist aber zu konstatieren, dass hier ein Forschungsfeld entstanden ist, das für die Beteiligten weiterhin wichtig ist, um ihre Rolle als Bürger*innen zu untermauern, das aber im Wesentlichen unabhängig von der professionellen Geschichtswissenschaft mit ihren Wissenschaftlichkeitsansprüchen existiert.

Aus den hier skizzierten Entwicklungslinien zwischen Pluralisierung und Professionalisierung ergibt sich eine recht komplexe Gemengelage, welche die stadtgeschichtliche Forschung heute charakterisiert. Während einerseits immer mehr Menschen teilhaben können und diese Teilhabe auch vielfach institutionell gefördert wird, scheint die Bedeutung der Wissenschaftlichkeit ten-

³⁵ Hans-Ulrich Wehler, Barfußhistoriker - woher sie kommen und was sie wollen, in: Die Zeit, 02.11.1984.

³⁶ Vgl. Sebastian Husen, Vaterstädtische Geschichte im republikanischen Stadtstaat. Studien zur Entwicklung des Vereins für Hamburgische Geschichte (1839-1914), Hamburg 1999; Winfried Speitkamp, Geschichtsvereine, Landesgeschichte, Erinnerungskultur, in: Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins 88, 2003, S. 181-204; Werner Freitag/Wilfried Reininghaus (Hrsg.), Westfälische Geschichtsbaumeister. Landesgeschichtsforschung und Landesgeschichtsschreibung im 19. und 20. Jahrhundert, Münster 2015.

³⁷ Vgl. Knud Andresen, Wo ist der Großstädter zuhause? Hamburger Stadtteilgeschichte in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, in: Zeitgeschichte in Hamburg, 2021, S. 13-34.

³⁸ Vgl. Marko Demantowsky, Public History auf Abwegen. Neue Heimatgeschichte, in: Merkur 72:833, 2018, S. 30-44.

denziell abgenommen zu haben. In vielen Projekten, die aus dem Kontext der Geschichtswerkstätten, der Public History oder der Geschichtsdidaktik kommen, wird Teilhabe zwar affirmativ als Ziel benannt, aber in der Regel eher als Problem der Geschichtsvermittlung als der Geschichtsforschung verstanden. Unterdessen öffnen sich traditionellere Formen bürgerschaftlicher Stadtgeschichtsforschung ebenfalls gegenüber der Idee, Teilhabemöglichkeiten zu erweitern, aber hier ist eine gewisse Entfremdung von den Prinzipien der Wissenschaftlichkeit zu beobachten, welche die professionelle Geschichtswissenschaft für sich in Anspruch nimmt. Auf diese Gemengelage trifft nun das Konzept der Citizen Science, in der die Teilhabe von Bürger*innen und wissenschaftliche Forschung neu zusammengedacht werden.

*4. Schlussfolgerungen. Citizen Science und ihre Bürger*innen*

Aus der Geschichte der Stadtgeschichte wird deutlich, dass die Beteiligung an Forschungsprozessen keineswegs automatisch zu „Demokratisierung“ – im Sinne einer Erweiterung von gesellschaftlichen Teilhabemöglichkeiten – führt. Weil eben nicht alle Menschen gleichberechtigt als Bürger*innen an Forschung teilhaben, lohnt es, die Perspektive umzukehren und zu fragen, wie eigentlich die Beteiligung an Forschungsprozessen Bürger*innen hervorbringt. Für das Feld der Stadtgeschichte entsteht daraus ein spannendes Bild der Möglichkeiten, Herausforderungen und Grenzen von Citizen Science, über die ich im Folgenden aus der Perspektive des akademischen Historikers reflektieren möchte. Auf der einen Seite eröffnen die Pluralisierungstendenzen der letzten Jahrzehnte mehr Menschen die Chance, sich als Bürger*innen zu positionieren. Hier haben die zahllosen zivilgesellschaftlichen Initiativen, aber auch kommunale Institutionen und Geschichtsvereine Wichtiges geleistet. Auf der anderen Seite stellt sich die Frage, welche Bedeutung dabei dem Anspruch auf Wissenschaftlichkeit heute noch zukommt und was das für akademische Historiker*innen bedeutet.

Ich plädiere dafür, den Perspektivwechsel auf „Demokratisierung“, den ich hier skizziert habe, konsequent zu Ende zu denken. Denn die Ratlosigkeit und zum Teil explizite Ablehnung gegenüber der Citizen Science rührt daher, dass akademische Historiker*innen den Demokratisierungsanspruch in der Regel auf die Wissenschaft beziehen. Dann erscheint Citizen Science als Herausforderung, die die Autonomie der Wissenschaft infrage stellt und jede Menge epistemischer Probleme aufwirft, wenn man die Idee der gleichberechtigten Teilhabe umsetzen wollte – oder überhaupt für die ganze Breite der Gesellschaft umsetzen könnte.³⁹ Wenn man demgegenüber die soziale Funktion der Forschung in

³⁹ Vgl. besonders pointiert dazu Rüdiger Graf, *Zeitgeschichte neurodivers? Standpunkte*

den Mittelpunkt stellt, zeigt sich, dass Wissenschaftlichkeit Menschen auch in ihrer Rolle als Bürger*innen stärken kann – also, dass „Science“ den „Citizen“ qualifiziert. Der Blick in die Geschichte der bürgerschaftlichen Stadtgeschichtsforschung demonstriert, dass das durchaus ein lohnendes und realistisches Ziel von Citizen Science sein kann.

Aber inwieweit geht es dabei dann überhaupt noch um Geschichtswissenschaft? Worin könnte der Mehrwert von wissenschaftlichen Methoden, Theorien und Forschungspraktiken für die „Demokratisierung“ der Gesellschaft liegen? Das sind, wie ich oben gezeigt habe, keineswegs neue Fragen im Feld der Stadtgeschichte, aber sie stellen sich auf neue Weise. Sicherlich ist hier an die vielen Erfahrungen der Public History und der Geschichtsdidaktik anzuknüpfen, die wertvolle konzeptionelle und methodische Antworten liefern.⁴⁰ So wurde zum Beispiel im Zusammenhang mit der Debatte um die „Angewandte Geschichte“ gefordert, „die Methoden und Theorien der kompetenzorientierten Geschichtsdidaktik so zu nutzen, dass in der Öffentlichkeit reflektierter und selbstreflexiver mit Geschichte umgegangen wird“.⁴¹ In der Tat können Historiker*innen mit entsprechender Ausbildung und institutioneller Anbindung Wissenschaftlichkeit auf diese Weise als soziale Ressource zugänglich machen, um Teilhabe zu ermöglichen.

Genauso wichtig ist es, über die Weiterentwicklung der Kompetenzen akademischer Historiker*innen nachzudenken. Neben die wissenschaftlichen Kompetenzen, die unabdingbar bleiben, müssen andere, soziale Kompetenzen treten, über die bisher kaum systematisch reflektiert wird. Derzeit wird im Zusammenhang mit Citizen Science zwar viel über den angemessenen Umgang mit digitalen Methoden gesprochen – und in der Tat bieten digitale Tools viele Möglichkeiten, Menschen einzubeziehen, die es im 19. Jahrhundert oder auch noch in den 1980er Jahren so nicht gab.⁴² Aber grundlegender scheint mir die Fähigkeit, den kritischen, aber respektvollen evidenzbasierten Austausch in heterogenen Gruppen zu fördern – unabhängig davon, ob digitale Methoden zum Einsatz kommen oder nicht. Es geht darum, unterschiedliche Perspektiven zusammenzubringen und divergierende Interpretationen quellenbasiert und mit

temologie und (geschichts-)wissenschaftliche Kommunikation, in: Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History 19, 2022, S. 109-127.

⁴⁰ Vgl. Jens Aspelmeier/Wolfhart Beck/Philipp Erdmann, Archiv.macht.Demokratie. Demokratiebildung durch forschend-entdeckendes Lernen im Archiv, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 73, 2022, S. 245-259; John, Lokal- und Regionalgeschichte.

⁴¹ Felix Ackermann u. a., Diskussion Angewandte Geschichte. Ein neuer Ansatz?, in: Docu-pedia-Zeitgeschichte, 2011, DOI: 10.14765/ZZF.DOK.2.310.V1.

⁴² Vgl. Hendrikje Cariua/Martin Prell/René Smolarski (Hrsg.), Kooperationen in den digitalen Geisteswissenschaften gestalten. Herausforderungen, Erfahrungen und Perspektiven, Göttingen 2020.

Blick auf den Forschungsstand im Dialog abzuwägen. Aktives Zuhören gehört hierbei ebenso dazu wie die Fähigkeit, unterschiedliche Interessen und Beobachtungen kreativ zu kombinieren sowie zwischen lokalen Entdeckungen und abstrakten Erklärungen zu vermitteln. Akademische Historiker*innen sind aufgefordert, ihre Forschungspraktiken so zu adaptieren, dass sie zugleich auch gezielt eine soziale Funktion im Sinne der „Demokratisierung“ erfüllen, ohne dabei wissenschaftliche Autorität aufzugeben.

Wenn Stadtgeschichte zugleich ein wissenschaftliches Feld als auch ein Feld sozialer Beziehungen ist, sollte sich das auch in der Umsetzung von Citizen Science Projekten widerspiegeln. Ob die derzeitigen institutionellen Rahmenbedingungen der akademischen Forschung – von Befristungen bis zu Evaluationskriterien – überhaupt geeignet sind, um solche Ansätze zu verwirklichen, sei dahingestellt. Möglicherweise könnte hier die Zusammenarbeit mit den Kommunen, die nicht nur kultur- und bildungspolitische, sondern auch sozialpolitische Aufgaben haben, Möglichkeiten im Sinne der „sozialen Innovation“⁴³ eröffnen. Hierfür förderungsfähige Konzepte zu entwickeln, wäre aus meiner Sicht eine wichtige Aufgabe, um einen tragfähigen institutionellen Rahmen für Citizen Science in der Stadtgeschichtsforschung zu entwickeln. Außer Zweifel steht indes, dass die Stadtgeschichte ein äußerst beliebtes und reiches Feld bürgerschaftlicher Betätigung ist. Der Rückblick auf die Geschichte der Stadtgeschichtsforschung zeigt deutlich, wie wichtig die soziale Funktion stadtgeschichtlicher Forschung ist und welche Bedeutung der Wissenschaftlichkeit darin zukommen kann. Deswegen eignet sich die Stadtgeschichte sowohl für die historiografische Reflexion, um Fragen rund um das Konzept der Citizen Science zu diskutieren, als auch als Experimentierfeld für neue Formen partizipativer Forschung.

Sebastian Haumann, Prof. Dr., ist Professor für Wirtschafts-, Sozial- und Umweltgeschichte an der Paris Lodron Universität Salzburg. Seine Forschungsschwerpunkte liegen auf der Stadtgeschichte sowie der Geschichte von Rohstoffen. Im Bereich der Stadtgeschichte hat er vor allem zu städtischen Protestbewegungen und zur Stadt- und Umweltgeschichte publiziert, in den vergangenen Jahren zudem zu Methoden der Citizen Science.
sebastian.haumann@plus.ac.at

⁴³ Eglė Butkevičienė u. a., Citizen Science Case Studies and Their Impacts on Social Innovation, in: Vohland u. a., Science, S. 309-329.

Katrin Minner

Stadtgeschichtliches Wissen produzieren und kommunizieren – Was Public History, Citizen Science und Wissenschaftsbetrieb verbindet und trennt

Against the backdrop of current discussions and demands for "Citizen Science" as a form of interweaving science and society, the article argues that forms of public history have already provided diverse impulses in the field of urban history in particular and have initiated developments on which future integrative urban history projects can build. To this end, the article illuminates the role of urban history in the emergence of public history as a field since the 1970s and 1980s. It shows how new media formats ensured broader attention, new sources were collected and new perspectives developed. In a second step, the article compares central criteria cited for Citizen Science with the already ongoing practice of Public History in the field of urban history. In a third step, the article discusses the opportunities, challenges and limitations of cooperative processes.

1. Einleitung

„Citizen Science“ und „Third Mission“ stellen sich derzeit als aktuelle Trends dar, die viele Universitäten und andere Einrichtungen aufgreifen, um gesellschaftliche Relevanz zu dokumentieren und Forschungen legitimatorisch zu untermauern. Doch so neu, wie man anhand der derzeitigen Vorstöße vermuten könnte, ist das Feld nicht. Mit der Gründung historischer Vereine im 19. Jahrhundert nahm sich zivilgesellschaftliches Interesse parallel zur Professionalisierung akademischer geschichtswissenschaftlicher Forschung Raum und stieß Kooperationsprojekte wie etwa Urkundenbücher an. Einen besonderen Schub erlebte die geschichtliche Arbeit jenseits der akademischen Welt insbesondere in den 1970er/80er-Jahren, als Akteur*innen der Public History vielfältige Anstöße gaben und verschiedene Formate der Erforschung und Kommunikation von Stadtgeschichte erprobten. Impulse für solche Geschichtsarbeit „von unten“ kamen aus der alternativen Geschichtsforschung im englischsprachigen Ausland und der „Grabe, wo Du stehst“-Bewegung in Schweden.¹ Moder-

¹ Zum Einfluss der Strömungen aus Großbritannien, USA, Frankreich und Schweden in

nisierungsskeptische gesellschaftliche Vorstellungen, die auf Naherfahrung in überschaubaren Räumen setzten, kreuzten sich mit der innerwissenschaftlichen Kritik, dass Alltagserfahrungen in einer auf Strukturen und Prozesse fokussierten Sozialgeschichte zu kurz kämen. Resultat der verschiedenen gedanklichen Aufbrüche und der „neuen sozialen Bewegungen“ war die Herausbildung einer „neuen Geschichtsbewegung“, die sich in Geschichtswerkstätten und -initiativen, zum Beispiel aus der Erwachsenenbildung oder dem Gewerkschaftsmilieu, manifestierte.² In dieser Bewegung wurde in den 1970er und 1980er Jahren vieles vorgedacht, was heute mit dem Aufschwung der Public History neue Aktualität gewinnt: das Ende homogener „Meistererzählungen“, die Pluralität von Perspektiven, die Vielfalt medialer Formen von Präsentation, Vermittlung und Kommunikation für eine breite Öffentlichkeit, das Aufheben der strikten Trennung zwischen Fachwissenschaft und Lai*innenbewegung sowie das Streben nach Demokratisierung, Partizipation und dem Abstellen von Diskriminierung.³ Prägend war dabei der Bezug zum Nahraum der lokalen/regionalen Geschichte.

An die Erfahrungen der 1970er und 1980er Jahre können aktuelle Überlegungen, was Citizen Science und Public History für die Stadtgeschichtsforschung leisten können, anschließen. Fasst man Public History als einen Containerbegriff, so lässt sich Citizen Science als eine Unterform zu ihr zählen. In der Public History sind viele Erwartungen, die heute mit Citizen Science verknüpft werden, bereits umgesetzt und erprobt worden.⁴

zeitgenössischer Perspektive vgl. z. B. den Einleitungsteil des Bandes Hannes Heer/Volker Ullrich (Hrsg.), *Geschichte entdecken. Erfahrungen und Projekte der neuen Geschichtsbewegung*, Reinbek bei Hamburg 1985. Vgl. auch Katrin Minner, *Public History als Pluralisierung regionaler Geschichte*, in: *Westfälische Forschungen* 69, 2019, S. 1-27, hier S. 7.

² Hannes Heer/Volker Ullrich, *Die „neue Geschichtsbewegung“ in der Bundesrepublik. Antriebskräfte, Selbstverständnis, Perspektiven*, in: *Dies., Geschichte*, S. 9-36.

³ Vgl. Minner, *Public History*, S. 10 f.; Thomas Lindenberger/Michael Wildt, *Radikale Pluralität. Geschichtswerkstätten als praktische Wissenschaftskritik*, in: *Archiv für Sozialgeschichte* 29, 1989, S. 393-410. Heer und Ullrich arbeiteten sechs „typische Merkmale“ der „neuen Geschichtsbewegung“ heraus: 1) das Bestreiten der „Neutralität“ (Standpunkt der „Abhängigen“ und „Unterdrückten“ statt „Sicht der herrschenden Klasse“), 2) die Beschäftigung mit „Alltag“ und „Opfern“ in „überschaubare[n] Bereiche[n]“, 3) das Erschließen neuer Quellen (z. B. mündlicher Quellen), 4) Akzeptanz von Subjektivität im Zugang, 5) gemeinsamer Arbeits- und Lernprozess von Historiker*innen und Lai*innen, 6) die neue Geschichtsbewegung als „Teil des politischen und kulturellen Lebens der Gegenwart“ mit „aktiver Erinnerungsarbeit“, siehe Heer/Ullrich, *Geschichtsbewegung*, S. 20.

⁴ Wenngleich es zeithistorische Forschungen zum Phänomen der Geschichtswerkstätten gibt (vgl. z. B. Etta Grotrian, *Vorgeschichte, Vorbild oder Sackgasse? Zur Historisierung der „neuen Geschichtsbewegung“ der Bundesrepublik der späten 1970er und 1980er Jah-*

2. Begriffliche und konzeptionelle Annäherungen: Public History und Citizen Science

Zwar gibt es auch nach zahlreichen Begriffs- und Konzeptvorschlägen und -diskussionen keine einheitlichen akzeptierten Definitionen von Public History⁵ und Citizen Science⁶, aber auf eine kurze Formel gebracht, geht es bei Public History um „Geschichte in der Öffentlichkeit, Geschichte für die Öffentlichkeit, Geschichte durch die Öffentlichkeit“:⁷ Bürgerschaftliche Akteur*innen, die nicht der akademischen Sphäre entstammen müssen, finden sich zusammen, um zu geschichtlichen Themen zu recherchieren, diese Informationen zu verarbeiten, gegebenenfalls neue Quellen zu heben, Wissen zu erzeugen und in unterschiedlichen Formaten im öffentlichen Raum zu präsentieren und damit zur „Geschichtskultur“ beizutragen. Das heißt, dass sie Teil von „gesellschaftlich wirkmächtigen Artikulationen von Geschichtsbewusstsein“ werden,⁸ das jenseits „wissenschaftsförmige[r] Geschichtsverarbeitungen“ sinnlich erfahrbar wird.⁹

Der Begriff der Public History wird in diesem Beitrag im übergreifenden Sinn gebraucht, nicht begrenzt auf das neue wissenschaftliche Themenfeld als

re, in: WerkstattGeschichte H. 75/2017, S. 15-24, hier S. 16), werden lokale Initiativen der Public History gerade erst geschichtswissenschaftlicher Untersuchungsgegenstand. Daher sind viele Initiativen noch nicht in der Forschung analytisch dokumentiert, sondern meist nur über Publikationen ihrer Forschungsergebnisse greifbar. Erfahrungsberichte der eigenen Arbeit beschränken sich meist auf kurze Anmerkungen in Vorworten oder ggf. einige (fotografische) Impressionen als Projektdokumentation. Im günstigsten Fall haben diese Gruppen ihre Unterlagen an das örtliche Archiv übergeben oder tauchen in der Presseberichterstattung auf und bieten damit einen ersten Zugang für geschichtswissenschaftliche Annäherung. Zudem wäre z. B. zu untersuchen, ob die Geschichtswerkstätten in Großstädten mit Universität andere Strukturen und Verhältnisse entwickelten als die Gruppen in Klein- und Mittelstädten, die bisher zu wenig erforscht worden sind.

⁵ Vgl. Überblicksband Martin Lücke/Irmgard Zündorf, Einführung in die Public History, Göttingen 2018. Als Potenzial für die Landes-/Regionalgeschichte heruntergebrochen vgl. Minner, Public History.

⁶ Zu einer kurzen Definition vgl. <https://www.buergerschaffewissen.de/citizen-science/definitionen-standards-qualitaetskriterien> [03.05.2024].

⁷ Lücke/Zündorf, Einführung, S. 9 und 21. Zur Kombination von Forschungsdisziplin und Forschungsgegenstand innerhalb der Geschichtswissenschaft: ebd., S. 24.

⁸ Ebd., S. 32.

⁹ Thomas E. Fischer, Geschichte der Geschichtskultur. Über den öffentlichen Gebrauch von Vergangenheit von den antiken Hochkulturen bis zur Gegenwart, Köln 2000, zitiert nach Eugen Kotte, Überreste - Erinnerungen - Identitäten. Zur Problematik regionaler Geschichtskulturen, in: Bernd Ulrich Hucker (Hrsg.), Landesgeschichte und regionale Geschichtskultur, Vechta 2013, S. 13-33, hier S. 21. Die definitorische Abgrenzung zwischen dem in den 1980er Jahren in der deutschsprachigen Geschichtsdidaktik entwickelten Konzept der Geschichtskultur und der Public History ist umstritten. Vgl. Minner, Public History, S. 4-6.

Subdisziplin, die sich akademisch mit Geschichtspräsentationen im öffentlichen Raum beschäftigt beziehungsweise sich als „angewandte Geschichte“ spezifisch historisch arbeitenden Berufsfeldern widmet. Citizen Science differenziert dieses Spektrum insofern weiter aus, als Bürger*innen hier am Prozess wissenschaftlicher Forschung aktiv beteiligt sind. Dies kann auf verschiedenen Stufen von Kooperation bis Partizipation erfolgen.¹⁰ Auch vertritt Citizen Science den Anspruch, Wissen darüber zu vermitteln, wie Wissenschaft funktioniert. Mit ihr werden Erwartungen verbunden, mit der Vermittlung methodischer und theoretischer Kompetenzen einen „kritische[n] Umgang mit Quellen“ und ein besseres Verständnis für die Komplexität gesellschaftlicher Veränderungen zu erreichen und zu einer Auseinandersetzung mit „Werten und Normen in der Gesellschaft“ anzuregen.¹¹ Für Citizen Science steht der aktive Beitrag zur Forschung im Mittelpunkt. Für Public History spielt darüber hinaus die öffentliche (mediale) Präsentation der Ergebnisse eine zentrale Rolle. Hier gibt es konzeptionelle Nuancen zwischen einem vorrangigen „Doing History“ der Citizen Science und einem „Performing History“ der Public History. Grenzen sind in der Praxis häufig nicht trennscharf zu ziehen.

Im nächsten Schritt soll betrachtet werden, wo und wie Formen von Public History in der Stadtgeschichtsforschung bereits in der Vergangenheit zum Einsatz kamen und wie sie erste Richtungen für eine „Stadtgeschichte für alle“ gewiesen haben. Empirische Grundlage ist dabei die regionale Geschichtsarbeit im Land NRW, insbesondere in Westfalen.

3. Geschichtliche Entwicklung: Stadtgeschichte tritt vermehrt in die Öffentlichkeit

In der Phase nach dem „Boom“, in der über die Hinwendung zur Geschichte vermehrt Orientierung gesucht wurde, erlebten stadtgeschichtliche Themen einen starken Aufschwung, sowohl in der wissenschaftlichen Forschung als auch in der Public History. Ein erstes Beispiel für eine massenmediale und breitenwirksame Präsenz von Stadtgeschichte im Bereich der Public History liefert die WDR-Hörfunk-Landesredaktion unter der Leitung von Walter Först.¹² Die 1961

¹⁰ Vgl. Aletta Bonn u. a., Grünbuch Citizen Science Strategie 2020 für Deutschland, 2016, https://www.buergerschaffenwissen.de/sites/default/files/assets/dokumente/gewiss-gruenbuch_citizen_science_strategie.pdf [03.05.2024].

¹¹ René Smolarski/Hendrikje Carius/Martin Prell, Citizen Science in den Geschichtswissenschaften aus methodischer Perspektive: Zur Einführung, in: Dies. (Hrsg.), Citizen Science in den Geschichtswissenschaften. Methodische Perspektive oder perspektivlose Methode?, Göttingen 2023, S. 7-20, hier S. 8 f.

¹² Das Beispiel fußt auf dem DFG-Forschungsprojekt der Autorin: „Landesgeschichte im Radio. Der Herstellungsprozess und der intermediale Transfer von landesgeschichtlichen Narrativen der WDR-Landesredaktion um Walter Först (1960 – Anfang der 1990er

ins Leben gerufene Redaktion, die für Themen jenseits der kurzfristigen Tagesaktualität zuständig war und sich die Aufgabe gestellt hatte, ein Landesbewusstsein im 1946 neugeschaffenen „Bindestrich“-Bundesland Nordrhein-Westfalen zu fördern, arbeitete häufig mit Themen der „Landeszeitgeschichte“. Im Rahmen von „Aus der Landesgeschichte“, einer Viertelstundensendung am frühen Abend, erweiterte sie seit den 1970er und 1980er Jahren die Landes-/Regionalgeschichte explizit um die Stadt-/Kommunalgeschichte, die dabei besonders die Stadtlandschaft im „Ruhrrevier“ fokussierte,¹³ ging aber auch in Stadtporträts aus ganz Nordrhein-Westfalen auf örtliche geschichtliche Entwicklungen ein. Im Format „one to many“ brachten von der Redaktion rekrutierte Stadtarchivare und stadtgeschichtliche Forscher aus Universitäten und außeruniversitären Forschungseinrichtungen¹⁴ landesweit ihre Forschungsergebnisse mithilfe des Radios in eine breite Öffentlichkeit. Diese rezipierte die Erkenntnisse (noch) passiv, wurde sich aber vermehrt dessen bewusst, wie geschichtliche Entwicklungen die gegenwärtigen Städte zu dem gemacht hatten, was sich den Zeitgenoss*innen darstellte. Geschichtliche Strukturen konnten somit eine Grundlage für gesellschaftliche Verortungen und Identitätskonstruktionen schaffen. Sendungen, die Först als besonders gelungen und wesentlich für die Landesgeschichte empfand, wurden zusätzlich in der Reihe „Beiträge zur neueren Landesgeschichte des Rheinlandes und Westfalens“ gedruckt und damit der Flüchtigkeit der Ausstrahlungen entzogen. Auch wenn der Rundfunk seine Stellung als Leitmedium in den 1960er und 1970er Jahren sukzessive an das Fernsehen abtreten musste, blieb das Radio doch ein häufig genutzter Alltagsbegleiter für Hörer*innen, zum Beispiel bei Autofahrten, Haushaltsarbeiten oder beim Aufräumen kurz vor Geschäftsschluss.¹⁵ Stadtgeschichtliche Schwerpunkte der Sendungen in den 1980er Jahren waren beispielsweise Urbanisierung¹⁶ und Stadterweiterung, die Aufarbeitung lokaler NS-Vergangenheit mit personellen Brüchen oder Kontinuitäten in städtischen Spitzenämtern und Gremien sowie die Frage von Demokratisierung nach 1919 und 1945. Im Vergleich zur traditio-

Jahre)“. Einführend: Katrin Minner, Die WDR-Hörfunk-Landesredaktion, in: Portal Rheinische Geschichte, <https://www.rheinische-geschichte.lvr.de/Epochen-und-Themen/Themen/die-wdr-hoerfunk-landesredaktion/DE-2086/lido/624bd228eb9432.10360756> [03.05.2024]; Dies., Walter Först. Journalist und Landeshistoriker (1920-1993), in: Portal Rheinische Geschichte, <https://rheinische-geschichte.lvr.de/Persoenlichkeiten/walter-foerst/DE-2086/lido/6278d20b1dba58.99940712> [03.05.2024].

¹³ Z. B. im Themenband Walter Först (Hrsg.), Städte nach zwei Weltkriegen, Köln 1984.

¹⁴ Im Autorenstamm waren kaum Frauen vertreten.

¹⁵ Zur Hörsituation vgl. die Aussagen von Hörer*innen bei der Sendung „Funkhaus Wallrafplatz“ vom 1. Oktober 1984: „Ein Forum für den Westen – Zehnjähriges Bestehen der WDR-Hörfunksendung Forum West“ (Schallarchiv WDR).

¹⁶ Z. B. die Sendereihe von Lutz Niethammer, Der Communalbaumeister von Borbeck, in: Walter Först (Hrsg.), Raum und Politik, Köln 1977, S. 61-84.

nellen Landesgeschichtsforschung wurden hier im Rahmen der Public History nicht bloß kommunikativ, sondern auch inhaltlich neue, aktuelle Wege beschritten, die auf Kulturpolitik und akademische Landesgeschichte zurückwirkten.

Aktivierende Formen der Public History kamen verstärkt mit den „neuen Geschichtsbewegungen“ auf. Die Geschichtswerkstätten der 1970er bis 1990er Jahre eröffneten einen neuen Zugang zur Geschichtserfahrung und -aneignung sowie zur Beteiligung an lokaler Deutungsmacht. Sie boten eine Alternative zu den bis dahin vorherrschenden Strukturen von einerseits akademischer Wissenschaft¹⁷ und andererseits meist bürgerlich geprägten und männlich dominierten Heimat- und Geschichtsvereinen.¹⁸ Lange Zeit wurde die Geschichtswerkstattbewegung vor allem als Experimentierfeld von jungen Historiker*innen ohne feste Anstellung und historisch interessierten Lai*innen betrachtet, die sich politisch eher im linksalternativen Spektrum bewegt und als „gesellschaftspolitisches Projekt“ „dezidiert politische Motive“ verfolgt hätten.¹⁹ Dabei blieb der bisherige Forschungsblick meist auf intellektuelle Köpfe und großstädtische Phänomene beschränkt.²⁰ Allerdings lässt sich (zum Beispiel in der Region Ostwestfalen-Lippe) feststellen, dass solche emanzipatorischen Möglichkeiten auch in kleineren Städten und „auf dem Land“ Interesse fanden und genutzt wurden. Insbesondere Frauen ergriffen die Gelegenheit, sich Geschichte über „Subjektivität“, Erfahrung und Selbstwirksamkeit anzueignen, indem sie eigene Recherchen durchführten und Darstellungen gestalteten.²¹ Die Initia-

¹⁷ Vgl. Lindenberger/Wildt, Pluralität; Grotrian, Vorgeschichte, S. 20.

¹⁸ Vgl. Grotrian, Vorgeschichte, S. 15 f.

¹⁹ Vgl. Cornelia Siebeck, Zur Diskussion. „Grabe, wo du stehst!“. Motive der neueren Geschichtsbewegung in der Bundesrepublik der 1980er Jahre, veröffentlicht auf „Lernen aus der Geschichte“, <http://lernen-aus-der-geschichte.de/Lernen-und-Lehren/content/14353> [03.05.2024].

²⁰ Anders bei Sebastian Haumann/Dieter Schott, Alternative Blicke auf die eigene Stadtgeschichte. Geschichtswerkstätten und die Pluralisierung lokalen Geschichtswissens in den 1980er Jahren, in: MSG, H. 1/2021, S. 46-68. Vgl. zu unterschiedlichen Interessensrichtungen innerhalb der Geschichtswerkstättenbewegung Grotrian, Vorgeschichte, S. 21.

²¹ Vgl. Susanne Tatje, Vorwort, in: Volkshochschule der Stadt Bielefeld (Hrsg.), „Wir haben uns so durchgeschlagen ...“. Frauen im Bielefelder Nachkriegsalltag 1945-1950, Bielefeld 1992, S. 7 f. und Regina Pramann (Hrsg.), FRAUENgeschichte(n) aus Ostwestfalen-Lippe. Ein Handbuch zur Geschlechtergeschichte in der Region, Bielefeld 1998. 1987 konstituierte sich in Detmold der Lippische „Frauengeschichtsladen“: Regina Göschl/Jan Niklas Kirstein, HerStory - Frauen machen (Regional)Geschichte. Geschlecht, Geschichtskultur und Raum am Beispiel des Lippischen Frauengeschichtsladen e.V., in: Westfälische Forschungen 69, 2019, S. 179-194. Weitere Gruppen gab es ab Ende der 1980er und in den 1990er Jahren z. B. in Bad Salzuflen, Bad Oeynhausen, Herford, Bielefeld und Lemgo („Arbeitskreis Maria Rampendahl“, der sich für einen angemessenen Umgang mit Hexenverfolgungen und gegen deren „Folklorisierung“ und Verharmlosung engagierte).

tiven arbeiteten mit unterschiedlichen Kooperationspartnern. Häufig erwuchsen sie aus Angeboten der Volkshochschulen, die stadtgeschichtliche Themen unter fachhistorischer Anleitung in ihr Programm der historisch-politischen Bildung aufnahmen. Über das Engagement der Teilnehmer*innen entwickelten die Gruppen ein Eigenleben. Gerade für historisch arbeitende Frauengruppen war die Vernetzung mit den meist noch nicht lange etablierten Gleichstellungsbeauftragten hilfreich.

Ein drittes Beispiel, bei dem häufig Stadtgeschichte das Reservoir für eigene Recherchen und Darstellungen stellt(e), ist der Geschichtswettbewerb des Bundespräsidenten, den die Körberstiftung seit 1973 für Schüler*innen organisiert.²² Hier wurde eine weitere Gruppe, die vorher nicht an der Konstruktion stadtgeschichtlicher Identität beteiligt gewesen war, dazu angeregt, lokale Geschichte – bisweilen sogar über familiäre Zugänge und nicht-behördliche Quellen – kritisch zu erkunden und durch eigene Darstellungen sichtbar zu machen. Diese Arbeiten konnten über Familie, Schule und Presseberichterstattung in die Stadtgesellschaft zurückwirken. Als „forschendes Lernen“ profitierten sie von Vorbereitungen und Beratungen durch Lehrer*innen und Archivar*innen, die den Schüler*innen Orientierungen im Kontext des wissenschaftlichen Forschungsstands boten. Der Geschichtswettbewerb basierte also auf einem Expert*innenmilieu statt einer Gegenbewegung.²³

Stadtgeschichte war und ist für Akteur*innen der Public History ein bevorzugtes Feld, da gerade der Nahraum zur Auseinandersetzung mit und über Geschichte anregt. Im lokalen Raum stoßen Geschichtsinitiativen auf Strukturen, Ereignisse und Personen, die dazu einladen, den historischen Verhältnissen nachzugehen. Günstige Ausgangsbedingungen sind, dass alte Gebäude oder Denkmäler, erhaltene Quellen in privatem Besitz oder in lokalen/regionalen Archiven sowie Zeitzeug*innen vielfältige Zugänge eröffnen können.

Wie die drei Beispiele andeuten, wird die Public History vielen Erwartungen, die im Zusammenhang mit Citizen Science formuliert werden, längst gerecht: neue Gruppen der Geschichtsforscher*innen und -schreiber*innen zu aktivieren, neues stadtgeschichtliches Wissen gegebenenfalls mit neuen Methoden zu produzieren und Stadtgeschichte in eine breite Öffentlichkeit zu bringen. Im Folgenden sollen systematisch fünf Merkmale von Citizen Science²⁴ mit bisherigen Ansätzen der Public History abgeglichen werden.

²² Vgl. Anke John, *Lokal- und Regionalgeschichte*, Frankfurt am Main 2018. Zur Einbindung dieser Gruppe: Saskia Handro, *Kinder und Jugendliche machen Geschichte! Geschichtswettbewerbe als partizipative Ressource*, in: *Westfälische Forschungen* 69, 2019, S. 295-327, hier S. 297; vgl. den Beitrag von Anke John in diesem Heft.

²³ Vgl. Handro, *Geschichtswettbewerbe*, S. 326.

²⁴ Vgl. Bonn, *Grünbuch*, S. 9, 13 und 19.

4. Schnittmengen von Public History-Projekten und Grundsätzen der Citizen Science

4.1. Teilhabe von Bürger*innen an der Schaffung neuen Wissens: Neue Gruppen aktivieren

Die neuen Geschichtsbewegungen öffneten seit den 1970er Jahren die forschende Arbeit an der lokalen Geschichte für neue Akteur*innen. Interessierte fanden sich in Volkshochschulgruppen,²⁵ freien Initiativen oder Geschichtswerkstätten zusammen. Viele „ehrenamtliche“ Forscher*innen verfügten zwar über eine akademische Ausbildung, allerdings war das keine Voraussetzung.²⁶ Das Interesse an „regionalhistorischen Themen“ reichte.²⁷ Insbesondere Frauen nutzten hier Chancen, sich einen neuen Zugang zu Geschichte und ihrer Umwelt zu erschließen. Impulse kamen auch aus dem Gewerkschaftsmilieu sowie von Lehrer*innen oder Archivar*innen, die neuen Ansätzen gegenüber aufgeschlossen waren.²⁸

Diese Gruppen traten häufig in eigener Initiative und mit eigener Agenda auf, agierten also nicht wie bei Citizen Science unter der Führung von Wissenschaftler*innen.²⁹ Ihre Arbeit hatte emanzipativen Charakter, der sich bewusst von traditionellen Denkweisen und Zuständigkeitsstrukturen absetzte. Ihr Anspruch war, soziale Gruppen in die städtische Wissensproduktion einzubinden, die bisher keine „Stimme“ hatten und nun aktiviert und ermächtigt werden sollten, ihre „eigene Geschichte“ einzubringen.³⁰

In den letzten Jahrzehnten hat sich eine Zusammenarbeit entwickelt: Es bildete sich eine Vielzahl von Anbindungen an Institutionen heraus: Aus Projekten zivilgesellschaftlicher Akteur*innen erwachsen museumspädagogische Kreise, AGs von Geschichtsvereinen oder Kooperationen von Geschichtswerkstätten mit lokalen Archiven.³¹

²⁵ Vgl. z. B. die Bielefelder Geschichtswerkstatt, die seit 1988 besteht: „Wir haben uns zusammengerauft ...“ – eine Nachlese, in: Volkshochschule der Stadt Bielefeld, Frauen, S. 178-180.

²⁶ Vgl. die Kurzviten von Autor*innen der Initiativen, z. B. Bärbel Sunderbrink (Hrsg.), Frauen in der Bielefelder Geschichte, Bielefeld 2010, S. 382-384.

²⁷ Ebd., S. 384.

²⁸ Haumann/Schott, Blicke, S. 47, 57 und 60.

²⁹ Grotrian verweist darauf, es sei eine Idee der „Werkstätten“-Arbeit gewesen, den „Gegensatz zwischen Experten und Laien zu überwinden“, Grotrian, Vorgeschichte, S. 22. Diesen letzten Schritt vollzieht Citizen Science allerdings nicht.

³⁰ Ebd., S. 67.

³¹ Kristin Oswald konstatiert demgegenüber, dass die Erwartungen an Citizen Science-Projekte, neue Bevölkerungsgruppen für die geschichtswissenschaftliche Forschung zu gewinnen, bisher kaum erfüllt worden sind und sich weiterhin eine Korrelation zwischen

4.2. Innovationspotenzial: Neue Perspektiven, neue Themen, neue Methode

Public History-Projekte fungieren häufig als „Sensoren“ oder „Seismografen“ für neue Themen und Entwicklungen mit gesellschaftlicher Relevanz:³² Sie sind häufig von einer starken Motivation zur Erfahrung von Selbstwirksamkeit, zur Identitätssuche/-stiftung und zur Perspektiverweiterung getragen und nehmen aktuelle gesellschaftliche Diskurse auf. So hieß es beispielsweise 2010 aus der Bielefelder Geschichtswerkstatt: „Die Auseinandersetzungen mit weiblichen Biographien kann Identität stiften. Und das scheint in einer Zeit, in der Gleichstellung von Frauen und Männern zwar formell geregelt, jedoch gesellschaftlich noch immer nicht durchsetzbar ist, längst überfällig [...]. Dieses Buch kann dazu beitragen, Frauen einen sichtbaren Platz in der Öffentlichkeit zu verschaffen, denn [...] die Erinnerung an Frauen, die diese Stadt mitgeprägt haben, wird bislang kaum gepflegt“.³³ Ausgangspunkt vieler Public History-Initiativen war es, mit „neuen Betrachtungsweisen“ „traditionelle Blickwinkel“ zu hinterfragen und zu verlassen.³⁴ Insbesondere mit dem neuen Ansatz der „Geschichte von unten“ und der Alltagsgeschichte emanzipierten sie sich mit ihren meist lokalgeschichtlich orientierten Forschungen von den etablierten Strukturen der Fachwissenschaft³⁵ und den traditionell ausgerichteten Geschichts- und Heimatvereinen bürgerlichen Zuschnitts.³⁶ Bisherige kommunalgeschichtliche Darstellungen wurden kritisch betrachtet und um neue Sichtweisen und Themenfelder erweitert.³⁷

Vielfach sorgten die neuen Ansätze zunächst für Kontroversen, mittelfristig aber nahmen zum Beispiel viele Heimat- und Geschichtsvereine die neuen The-

Bildungsstand und Beschäftigung mit Wissenschaft abzeichne: Kristin Oswald, Wie realistisch sind die Erwartungen an Citizen Science, in: Smolarski/Carius/Prell, Citizen Science, S. 23-40.

³² Bonn, Grünbuch, S. 19.

³³ Bärbel Sunderbrink, Vorwort, in: Dies., Frauen, S. 10-13, hier S. 13.

³⁴ Vgl. ebd., S. 10.

³⁵ Das Beispiel von Hans-Ulrich Wehler, der die forschenden Bürger*innen als „Barfußhistoriker“ abwertete, zeigt, dass wissenschaftlich etablierte Historiker*innen in den 1980er Jahren diesen neuen Ansätzen häufig ablehnend gegenüberstanden. Hans-Ulrich Wehler, Geschichte - von unten gesehen. Wie bei der Suche nach dem Authentischen Engagement mit Methodik verwechselt wird, in: Die ZEIT, Nr. 19 vom 3. Mai 1985. Andere wie Lutz Niethammer erkannten das Innovationspotenzial der Alltagsgeschichte und der Oral History und nutzten dieses.

³⁶ Vgl. Thomas Lindenberger, „Alltagsgeschichte“ oder: Als um die zukünftigen Grenzen der Geschichtswissenschaft noch gestritten wurde, in: Martin Sabrow (Hrsg.), Zeitgeschichte als Streitgeschichte. Große Kontroversen nach 1945, München 2003, S. 74-91.

³⁷ Vgl. z. B. Haumann/Schott, Blicke; Lindenberger, Pluralität; verschiedene Beiträge der Zeitschrift WerkstattGeschichte, insbesondere Grotrian, Vorgeschichte.

men der zivilgesellschaftlichen Initiativen in ihr Interessenspektrum auf. Public History regt dazu an, unterschiedliche Entwürfe von Geschichtsbildern und -deutungen aufzugreifen und Perspektiven unterschiedlicher Akteur*innen zu berücksichtigen.³⁸ Sie räumt anstatt (politisch) gesteuerter homogener Identitätssetzungen Platz ein für Teilöffentlichkeiten und deren Werte und Geschichtsbilder und ermöglicht Vielfalt von Themen und Perspektiven.³⁹

Vertreter*innen von Public History-Projekten wandten sich Themen zu, die in der bisherigen Geschichtsbetrachtung vor Ort weiße Flecken geblieben waren und orientierten sich am Grundgedanken der Geschichtswerkstattbewegung: „Grabe, wo du stehst“. Die einen suchten Spuren von Frauen in der lokalen Geschichte,⁴⁰ andere arbeiteten die bis dahin unbeachtete örtliche NS-Geschichte auf oder widmeten sich den Lebens- und Arbeitsverhältnissen von Arbeiter*innen. Marginalisierte Gruppen sowie Opfer von Gewalt und Unrecht erhielten ihren Platz in der lokalen Geschichte:⁴¹ Hexen,⁴² jüdisches Leben, Zwangsarbeiter*innen.⁴³ Orte von Konsum und Freizeit wie etwa Ausflugslokale konnten Interesse wecken, ebenso Phasen von Krisenerfahrung wie der Zweite Weltkrieg, der Nachkriegsalltag oder die Währungsreform.⁴⁴ Auch vor Ort hochgradig kontrovers wahrgenommene Reformvorhaben wie die Kommunale Neugliederung zwischen 1966 und 1975 werden immer mehr historisiert.⁴⁵ In den letzten Jahren rückten Themen mit hohem gesellschaftlichen Diskussionspo-

³⁸ Vgl. Minner, Public History, S. 17.

³⁹ Demgegenüber konstatiert Kristin Oswald, dass Projekte der Citizen Science bisher kaum die Erwartungen nach neuen Fragestellungen und Perspektiven der Zivilgesellschaft erfüllt hätten. Sie geht auch darauf ein, dass sie die Erwartungen, dass Citizen Science ein „Heilmittel“ gegen Falschinformation und zur Förderung von „rationale[r] objektive[r] Weltsicht“ sei, für deutlich überzogen hält: Oswald, Erwartungen, S. 34.

⁴⁰ Vgl. z. B. Sunderbrink, Frauen; Johannes Henke, Oft im Schatten – selten im Licht. Lebensbilder Bad Oeynhäuser Frauen, Löhne 1999. Zum Lippischen Frauengeschichtsladen: Göschl/Kirstein, HerStory.

⁴¹ Vgl. Heer/Ullrich, Geschichtsbewegung, S. 16 und 20; Haumann/Schott, Blicke, S. 47.

⁴² Vgl. z. B. Regina Pramann (Hrsg.), Hexenverfolgung und Frauengeschichte. Beiträge aus der kommunalen Kulturarbeit, Bielefeld 1993; Jürgen Scheffler, Hexenverfolgung in Lemgo. Mythen, Kontroversen und Umbrüche in der lokalen Geschichtskultur, in: Westfälische Forschungen 69, 2019, S. 127-153.

⁴³ Zur Aufarbeitung der Zwangsarbeit vgl. z. B. die Publikation des Geschichtskreises „General Blumenthal“ in Recklinghausen: Rolf Euler/Silva Hölscher, Misshandlungen von Zwangsarbeitern auf der Zeche Blumenthal in Recklinghausen im Zweiten Weltkrieg, Recklinghausen 2006.

⁴⁴ Vgl. das Themenspektrum der Bielefelder Geschichtswerkstatt: Sunderbrink, Frauen, S. 384.

⁴⁵ Vgl. Friedrich Brakemeier/David Merschjohann/Bärbel Sunderbrink (Hrsg.), 50 Jahre „neue“ Stadt Detmold. Gegner, Befürworter und Folgen der Kommunalen Neugliederung von 1970, Bielefeld 2020.

tenzial, wie Erinnerungspolitik von Denkmälern und Straßennamen, Migrationsgeschichte und (De)Kolonialisierung, in den Mittelpunkt zivilgesellschaftlicher Initiativen. Hier zeigen sich Verbindungen und Wechselwirkungen zu wissenschaftlichen Projekten.

Die wohl einschneidendste Neuerung, die über die Public History auch Eingang in die wissenschaftliche Methodik fand, ist der Einsatz von Oral History. Mit Zeitzeug*inneninterviews erhielten bisher „stumme Gruppen“ eine Stimme, wurden neue Quellen generiert und bisher nicht gesicherte Informationen als Transkripte oder Audio-/Videomitschnitte festgehalten. Projekte der Public History trugen somit wesentlich dazu bei, plurale Perspektiven auf die städtische Geschichte zu erschließen und sichtbar zu machen.

4.3. Beteiligung an verschiedenen Stufen der Wissensgenerierung

Bei Public History-Projekten gestalten in der Regel die Akteur*innen alle Schritte, von der Gruppen- und Themenfindung bis hin zur Präsentation. Sie leben von ihrer Eigenständigkeit und dem „Eigensinn“, mit dem sich die Teilnehmer*innen in ihre Schwerpunktthemen vertiefen. Eine Orientierung an wissenschaftlichen Standards und Methoden kann dabei eine Grundlage bilden, muss es aber nicht.

Citizen Science unterscheidet demgegenüber Stufen der Teilhabe an Forschungsprojekten.⁴⁶ Trotz einer signalisierten potenziellen Offenheit für Freiwilligen-Partizipation in allen Phasen eines wissenschaftlichen Projekts werden interessierte Lai*innen für die Datenerhebung, -sammlung und -erfassung eingesetzt, da hier von wissenschaftlicher Seite der größte Vorteil gesehen wird, zum Beispiel bei der Aufnahme großer Datenmengen aus Kirchenbüchern oder bei Transkriptionen handschriftlicher Quellen, die ansonsten nicht verarbeitet werden könnten.⁴⁷ Offen bleibt, worin (jenseits intrinsischer Motivation) die Anerkennung der freiwilligen Leistungen im Rahmen der Citizen Science bestehen kann.

Demgegenüber offerieren seit einigen Jahren Ansätze aus dem Museumsbereich theoretische Überlegungen und praktische Hinweise zu einem partizipativen Ort, der auf Dialog, gemeinsamem Lernen und ko-kreativem Handeln zwischen Museum und Besucher*innen beruht.⁴⁸ Dieser Ansatz erscheint als Mit-

⁴⁶ Zur Unterscheidung von kontributiven, kollaborativen und ko-kreativen Projekten siehe Oswald, *Erwartungen*, S. 27.

⁴⁷ Vgl. z. B. die Datenmengen der Kirchenbücher beim Projekt „Hallische Heiratsgeschichten“, <https://www.buergerschaffenwissen.de/projekt/hallische-heiratsgeschichten> [03.05.2024]; Bonn, Grünbuch, S. 20.

⁴⁸ Nina Simon, *The Participatory Museum*, Santa Cruz: Museum 2.0, 2010, <https://participatorymuseum.org/read/> [03.05.2024].

telweg zwischen einer selbstbestimmten Public History und einer institutionell angebundenen Citizen Science.

4.4. Erhebung neuer Daten und Beobachtungen: Neues Wissen, neue Quellen

Public Historians erheben in ihren Projekten neue und neuartige Daten/Datensätze. Ein Wissensvorsprung, auf den Citizen Science zurückgreifen möchte, liegt in dem Einbringen „lokale(r) Sichtweisen und Kenntnisse“. Von großem Interesse sind Daten aus Gebieten, zu denen Wissenschaftler*innen „keinen Zugang“ haben.⁴⁹

Die Geschichtswerkstätten griffen auf unterschiedliches Quellenmaterial zurück: sowohl auf bewährte Quellengattungen aus Literatur und Archiven, die sie nach den eigenen Fragestellungen und Themenschwerpunkten durchsuchten und auswerteten, als auch auf lokales Wissen, das nicht schriftlich dokumentiert, sondern bisher nur mündlich überliefert war. Mit der neuen Methode der Oral History wurde dieses lokale Wissen nun systematisch nachgefragt, erhoben und bestenfalls nachhaltig gesichert und als neue Quelle über Zeitzeug*inneninterviews⁵⁰ oder Erzählveranstaltungen⁵¹ generiert. Die zivilgesellschaftlichen Akteur*innen verschrieben sich dem Auffinden und Sammeln neuer, privater, nicht-amtlicher Quellen. Wissenschaftliche Projekte haben solche Sammlungsideen über „Crowdsourcing“ sowohl zu Erzählungen als auch zu materiellen Hinterlassenschaften übernommen.⁵²

Laienforscher*innen bringen zeitliche Kapazitäten und intrinsische Motivation, gegebenenfalls Zugang zu unbekanntem Quellen und bisher nicht herangezogenen Ansprechpartner*innen sowie örtliche Netzwerkkontakte ein. Lokales Detailwissen von Ehrenamtler*innen ist für Archive relevant, um beispielsweise

⁴⁹ Bonn, Grünbuch, S. 20.

⁵⁰ Vgl. Martin Sabrow/Norbert Frei (Hrsg.), Die Geburt des Zeitzeugen nach 1945, Göttingen 2012.

⁵¹ Erzählcafés werden z. B. in der Sozialarbeit seit Mitte/Ende der 1980er Jahre eingesetzt. Autobiografisches Erzählen findet hier in angenehmer Gesprächsatmosphäre statt, bei dem eigene Erfahrungen mit denen anderer sowie den geschichtlichen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen der Zeit in Beziehung gesetzt werden. Die Veranstaltung basiert auf einem gleichberechtigten Austausch von Erfahrungen und Positionen und teilt Anwesende nicht in Expert*innen und Zuhörende. Zur Methode vgl. z. B. Bea Dörr, Erzählcafés für Frauen als Methode, in: Digitales Frauenarchiv, <https://www.digitales-deutsches-frauenarchiv.de/themen/erzaehlcafes-fuer-frauen-als-methode> [03.05.2024].

⁵² Vgl. bspw. die Sammeltage des europäischen Projekts „Europeana“ oder die Sammelstrategie von Erzählungen, Fotos und Dokumenten zum Thema Eisen- und Stahlindustrie in der Stadt-/Regionalgeschichte, die 2020 das Centre for Contemporary and Digital History der Universität Luxemburg in der Stadt Esch-sur-Alzette durchgeführt hat, https://www.c2dh.uni.lu/sites/default/files/pressemappe_de.pdf [03.05.2024].

se umfangreiche Fotobestände zu erfassen und zu verzeichnen: Sie können Hinweise geben, welche Person oder welcher Ort zu sehen ist.⁵³

Für das Crowdsourcing bietet das Internet neue Möglichkeiten, Reichweiten der Aktivitäten zu vergrößern, ein breiteres Publikum möglichst niedrigschwellig anzusprechen und die Datenaufnahme und -abbildung zu erleichtern. Gute Möglichkeiten für Citizen Science, Beiträge von Bürger(wissenschaftler)*innen zusammenzutragen und dabei unterschiedliche Beteiligungskapazitäten und -intensitäten zu berücksichtigen sowie eigenen Interessenschwerpunkten Raum zu geben, bieten Wikis und interaktive Karten.⁵⁴ Die öffentliche Zugänglichkeit gesammelter Daten und Informationen ermöglicht zudem eine Art gegenseitiger Kontrolle durch andere „Crowdworker“ beziehungsweise ergänzende Angaben bei unterschiedlichen Perspektiven und Erfahrungen.

4.5. Auswertung und Kommunikation: Präsentationen und „Produkte“

Public Historians kreierten neben dem klassischen Medium der Publikation neue Darstellungs- und Vermittlungsformate, wie „alternative Stadtführungen“,⁵⁵ „Geschichtspfade“ mit Hinweistafeln, szenische Aufführungen,⁵⁶ Ausstellungen et cetera, und bereicherten damit die Vielfalt der Geschichtskultur vor Ort.⁵⁷ Die eigene Stadt war bevorzugter Resonanzraum der eigenen Forschun-

⁵³ Vgl. z. B. Denny Becker, Citizen Science in Archiven. Möglichkeiten und Grenzen von Crowdsourcing bei der archivischen Erschließung, in: ABI Technik 40:1, 2020, S. 30-39.

⁵⁴ Vgl. z. B. die beim Landschaftsverband Rheinland gehostete interaktive Karte des „KuLa-Dig“ (Kultur.Landschaft.Digital), die „kulturelles Erbe“ in einer „historischen Kulturlandschaft“ über massenhafte Erfassung (Stand 2023: 12.000 Objekte) durch freiwillige Beiträger*innen erfasst. Das Wiki-Projekt „ZEIT.RAUM Siegen“ z. B. ruft Bürger*innen zur Zusammenarbeit auf, lokale/regionale Erinnerungsorte zu identifizieren und in ihrer Bedeutung für die Menschen vor Ort aufzuzeigen, <https://wiki.zeitraum-siegen.de/> [03.05.2024].

⁵⁵ Zu einem „alternativen Stadtführer“ (1980) und „alternativen Stadtrundfahrten“ (1983) zum Thema des Nationalsozialismus in Siegen durch Klaus Dietermann vgl. die Neuauflage: Raimund Hellwig, Siegen unter dem Hakenkreuz. Ein alternativer Stadtrundgang, Siegen 2011, https://www.vielfalt-mediathek.de/wp-content/uploads/2020/12/hellwig_raimund_siegen_unter_dem_hakenkreuz.pdf [03.05.2024].

⁵⁶ Mit dem Theaterstück „Ein halsstarrig Weib“ machte in Lemgo 1988 eine Theatergruppe auf den Hexenprozess gegen Maria Rampendahl Ende des 17. Jahrhunderts aufmerksam, vgl. Scheffler, Hexenverfolgung, S. 140 f.

⁵⁷ Einen Erfolg der Geschichtswerkstätten sieht auch Grotrian bei ihrer ansonsten sehr skeptischen Einschätzung in der öffentlichen Geschichtsvermittlung: Grotrian, Vorgesichte, S. 24. Die Auswahl von Präsentationsformen erweitert sich ständig mit neuen (technischen) Möglichkeiten. Genutzt wurden schriftliche, audio-/visuelle, performative und künstlerisch-bildende Formate: z. B. Publikationen (Lexika, Wikis, Textsammlungen, Blogs, Karten, alternative Stadtführer), Erzähl- und Diskussionsveranstaltungen, Lese-

gen. Die Präsentation der Forschungsergebnisse für eine möglichst breite Öffentlichkeit war und ist ein konstitutiver Teil der Public History. Dieser ging aus der Kritik hervor, dass die Fachwissenschaft mit ihren Darstellungen die interessierte Öffentlichkeit nicht erreiche.⁵⁸

In der Citizen Science steht zwar die von den klassischen Wegen der Wissenschaft abweichende Präsentation der Forschungsergebnisse nicht im Vordergrund, jedoch werden Potenziale einer möglichst ansprechenden Wissenschaftskommunikation und neuer Vermittlungswege mitgedacht. Derzeit setzen viele Projekte auf partizipative digitale Formate, die eine große Reichweite erzielen, weniger Zugänglichkeitsbarrieren aufweisen (keine Öffnungszeiten, kein Eintritt, gegebenenfalls Anonymität), die multimediale Umsetzung von Inhalten ermöglichen sowie leicht veränder- und ergänzbar sind. Dabei können Sammlung und Präsentation verbunden werden. Die Quellentexte, Abbildungen von materiellen Zeugnissen und Grafiken im Internet machen die zusammengetragenen Informationen für weitere Nutzungen verfügbar.⁵⁹

Festhalten lässt sich: Der Blick auf viele stadtgeschichtliche Initiativen der letzten Jahre und Jahrzehnte offenbart vielfältige Überschneidungen von Public History und Citizen Science, die allerdings nicht in allen Aspekten deckungsgleich sind.

5. Chancen und Herausforderungen

In bisherigen Beiträgen zur „Bürgerwissenschaft“, die an Formen der Public History anschließt, werden hohe (positive) Erwartungen formuliert:⁶⁰ Pluralisierung und damit Demokratisierung von Perspektiven, partizipatorisches Potenzial entlang sozialer Kategorien und Chancen für „Marginalisierte“, Raum für ihre Sichtweisen und Erfahrungen zu finden. Das erfordert in der Praxis Überlegungen dazu, wie „stumme Gruppen“ oder Teilnehmer*innen jenseits eines (bildungs)bürgerlichen Hintergrunds so angesprochen werden, dass Zurückhaltung und Schwellenangst überwunden werden. Gleichzeitig scheint es sinnvoll, meinungsstarke/-bildende Akteur*innen so zu rahmen, dass mög-

kreise, Tätigkeit als „Stadtchronist*innen“ (schriftlich, bildlich/visuell), digitales Crowdsourcing, Sammlungen, Ausstellungen, Stadtführungen (analog und als Apps), szenische Aufführungen / Theaterstücke, Podcasts, historische Stadtrallyes, Geschichtsspiele, Zusammenstellungen schulischer Module („Geschichts-Koffer“) oder Installationen im Stadtraum (Tafeln, Erläuterungen per QR-Codes).

⁵⁸ Vgl. Grotrian, Vorgeschichte, S. 16.

⁵⁹ Allerdings auch mit den Schwierigkeiten von Urheberrecht und dem Kontrollverlust über die Verwendung, wie die letztlich am Nutzer*innenverhalten gescheiterte Kooperation von Wikimedia und dem Bundesarchiv spiegelt.

⁶⁰ Dazu siehe auch Smolarski/Carius/Prell, Citizen Science.

lichst vielfältige Stimmen zu Wort kommen.⁶¹

Ein herausfordernder Aspekt in der Zusammenarbeit von Lai*innen und Fachwissenschaftler*innen dürfte bei den Qualitätsstandards und dem Qualitätsmanagement liegen.⁶² Für die wissenschaftliche Verwertbarkeit müssen methodisches Vorgehen und Überprüfbarkeit gegeben sein. Demokratisierung, Pluralisierung und Individualisierung von Erkenntnisinteressen und Forschungen bieten Chancen für neue Zugänge, neue Perspektiven und neue Quellen, bedeuten aber auch Unterschiede in Beteiligungsintensität, Bearbeitungsqualität, Vorgehen und Methodenkenntnis, insbesondere bei breiter sozialer Basis der Mitwirkenden. Individuelle Faktoren wie Lesefähigkeiten alter Schriften, Kenntnisse über historische Strukturen und Kontexte sowie Fertigkeiten im Verfassen von Texten beziehungsweise dem Erstellen medialer Präsentationen beeinflussen die Bearbeitung. An dieser Stelle lohnen Überlegungen, welchen Bedarf die Kooperationspartner*innen jeweils haben und wie dieser zum Beispiel über Tools, Tutorials, Handreichungen (etwa Erfassungs-/Transkriptionsrichtlinien), Beispiele, vorbereitete Erhebungs-/Fragebögen und Expert*innenberatung (Literatur, Einordnung in den geschichtlichen Kontext) und Austauschplattformen bedient werden kann.

Je nachdem, welche Art von Information, (quantifizierbaren) Daten, Erzählungen oder materiellen Überlieferungen gesammelt werden soll, lohnt es sich, über temporäre Anlaufstellen wie „City History Labs“, Erzählcafés und andere offene Veranstaltungsformate nachzudenken. Hilfsmittel wie Thesauri, Beispiellisten oder Codebücher erleichtern und homogenisieren die Datenerhebungen. Bei digitalen Erfassungen (zum Beispiel bei Transkriptionen) können beispielsweise Hintergrundstatistiken Mechanismen sein, um die Datenqualität zu sichern: Erfahrene Mitwirkende rücken auf „Bestenlisten“ oder erhalten einen „Expert*innen“-Status.⁶³ Zu klären ist, wie die erhobenen Daten und Infor-

⁶¹ Erfahrungswerte von Erzählcafés (vgl. Dörr, Erzählcafés) legen nahe, dass sich beispielsweise Männer überproportional zu Wort melden, während Frauen zurückhaltender agieren. Auch soziale Herkunft und Status könnten sich auf Kommunikationsanteile auswirken. Zum Problem der Ansprache neuer Bevölkerungsgruppen siehe auch Oswald, Erwartungen, S. 31 f.

⁶² Diese kritischen Reflexionen begleiteten bereits die Arbeiten der Geschichtswerkstätten: Haumann/Schott, Blicke, S. 63 f. Vgl. auch Katrin Moeller/Moritz Müller, Heimatforscher, Citizen Science und/oder Digital History? Organisationsformen und Qualitätssicherung zwischen Wissenschaft und bürgerwissenschaftlicher Community, in: Smolarski/Carius/Prell, Citizen Science, S. 91-107, hier S. 94: In diesem Beitrag werden Fragen der Qualitätssicherung, Lösungsvorschläge für Datenqualität und Einschätzungen einer notwendigen fachwissenschaftlichen Betreuung verhandelt.

⁶³ Beim Europeana Transcribathon gibt es das Mehraugenprinzip. Verschiedene Levels der Lesefähigkeiten werden über angesammelte Erfahrungs-„Meilen“ ausgewiesen, <https://europeana.transcribathon.eu/tutorial-deutsch/> [03.05.2024].

mationen möglichst dauerhaft gesichert und für weitere Nutzer*innen zugänglich erhalten werden können: zum Beispiel bei Archiven, Museen oder Datenzentren.

Laienforscher*innen sind in der Regel versiert im Hinblick auf ihre örtlichen Gegebenheiten. Zur Einschätzung von Repräsentativität oder Spezifika lokaler Entwicklungen können sie zu Vergleichen mit anderen, ähnlich gelagerten Stadtgeschichtsprojekten angeregt werden. Solche Vergleiche bis auf eine transnationale Ebene setzen allerdings gemeinsame Frageraster und organisatorischen Aufwand zum regelmäßigen Austausch voraus.⁶⁴

Unter dem Aspekt Herausforderungen, Störungen und Grenzen sind zwei Szenarien zu bedenken: Zum einen können Projekte der Citizen Science dazu führen, dass in Kommunen Sparpotenzial ausgemacht wird. So könnten Mittel und Stellen im kulturwissenschaftlichen Bereich gekürzt werden, weil vermeintlich (teure) Fachexpertise vor Ort vor dem Hintergrund ehrenamtlichen Engagements nicht mehr zwingend notwendig erscheint.⁶⁵ Solche Tendenzen könnten durch den Ausbau von Citizen Science forciert werden und dazu führen, dass gerade die intermediären Akteur*innen in Archiven, Museen und Volkshochschulen als Ansprechpartner*innen wegbrechen.⁶⁶ Zum anderen können die Pluralisierung von Perspektiven und der Abbau hierarchischer Beteiligungsstufen auch bedeuten, dass Haltungen und Meinungen, zum Beispiel aus extremistischen Spektren oder antidemokratischen Gruppen, in ein Projekt Eingang finden – im schlimmsten Fall bis hin zur kompletten Unterwanderung. Hier bleibt die Frage, wo Grenzen gezogen werden können und wer die Standards dafür setzt und durchsetzt.

⁶⁴ Vgl. z. B. die Projektgruppe „Der Erste Weltkrieg. Euphorie und Neuanfang – Entwicklungen und Wahrnehmungen in europäischen Städten 1914-1918“ (2014-2019), <https://euphorie-und-neuanfang.de/start> [03.05.2024]; und „StadtRäume der Zwischenkriegszeit im Rheinland und Europa“ (Projektbeschreibung: <https://www.rheinische-geschichte.lvr.de/Epochen-und-Themen/Themen/projektbeschreibung-stadtraeume-der-%22zwischenkriegszeit%22-im-rheinland-und-in-europa/DE-2086/lido/63f4975c046e56.00310403> [03.05.2024]).

⁶⁵ Vgl. Elisabeth Timm, *Geladene Gäste und andere Beteiligte in der öffentlichen Kultur- und Wissensvermittlung: amator und kalliope in der partizipativen Wende des Politischen*, in: Christiane Cantauw/Michael Kamp/Elisabeth Timm (Hrsg.), *Figurationen des Laien zwischen Forschung, Leidenschaft und politischer Mobilisierung*, Münster 2017, S. 13-26. Oswald weist das Argument zurück, zeigt aber bisherige Schwachstellen der Citizen Science und den damit verbundenen überzogenen Erwartungen auf: Oswald, *Erwartungen*.

⁶⁶ Wie gefährdet Fachexpertise z. B. im Archivbereich trotz Vorgaben als kommunale „Pflichtaufgabe“ sein kann, zeigte sich 2023 im Fall der Stadt Olpe. Hier war zwar nicht der Fall einer Bürgerbeteiligung der Auslöser, eine Stelle einzusparen, das Beispiel zeigt aber, wie schnell Stellen im Kulturbereich zur Disposition stehen können, <https://www.-siwiarchiv.de/stadtarchiv-olpe-ein-sachstandsbericht/> [03.05.2024].

6. Ausblick

Um gesellschaftliche Relevanz zu erhalten, für die Mitwirkenden attraktiv zu bleiben und für Neuentwicklungen offen zu sein, sind flexible Strukturen, Themen und Formaten nötig. Aber wie ausfall-, frustrations- und fehlertolerant sind die Projekte? Wenn diese zeitlich gebunden und eng getaktet sind, wie in der Wissenschaft üblich, erhöhen die unverbindlichen Beiträge freiwilliger Laienforscher*innen den Stressfaktor.⁶⁷ Auch ob solche Projekte genug Anerkennung und Akzeptanz im Wissenschaftsbereich finden werden, muss sich noch herausstellen.

Ein weiterer Aspekt zur Reflexion ist die Perspektive, aus der über Citizen Science-Projekte diskutiert wird. Bisher reflektieren über diese vor allem Wissenschaftler*innen und wissenschaftspolitische Akteur*innen unter sich.⁶⁸ Demgegenüber fehlt ergänzend die Sicht der forschenden Bürger*innen und gegebenenfalls der intermediären Akteur*innen. Es bleibt bislang offen, welche Erwartungen sie mit solchen Projekten verbinden und welche Erfahrungswerte sie dabei sammeln konnten – und damit auch, wie die Perspektiven aller Seiten berücksichtigt werden und eine für alle Beteiligten sinnvolle und nützliche Kooperation gestaltet werden kann.⁶⁹ Bisher changieren Überlegungen zur Citizen Science zwischen theoretischen Überlegungen und praktischen Erfahrungsberichten der koordinierenden Wissenschaftler*innen.⁷⁰ Offen bleibt auch die Frage, welche Resonanz für Kooperationsprojekte überhaupt erreicht werden

⁶⁷ Third Mission fragt häufig nach Outcome, Produkten und quantifizierbaren Resultaten. Vgl. z. B. das Paper des CHE zu Third Mission, https://www.che.de/download/che_ap_189_katalog_forschung_third_mission-pdf/?wpdmdl=10090&refresh=63f3a7e-60a3d61676912614 [03.05.2024]. Gerade in der Zusammenarbeit mit Bürgerforscher*innen besteht ggf. ein hoher Aufwand, dem aber keine Erfolgsgarantie gegenübersteht. Messbarkeiten als Impact-Faktor können hier keine geeignete Lösung sein. Zum Spagat zwischen Zeitbudget bürgerwissenschaftlicher Projekte und der zeitlichen Effektivität von wissenschaftlichen Forschungsprojekten vgl. Moeller/Müller, Heimatforscher, S. 94.

⁶⁸ Auch das „Grünbuch“ der Citizen Science richtet sich „in erster Linie an das Wissenschaftssystem und die Wissenschaftspolitik“, Bonn, Grünbuch, S. 12.

⁶⁹ Dazu gehören auch oder gerade Erfahrungen des Scheiterns und der Misserfolge. Zur bisweilen mäßigen Resonanz von Kooperationsprojekten siehe z. B. Haumann/Schott, Blicke, S. 64 f. Grotrian hält rückblickend die Ansprüche auf Demokratisierung der Arbeitsweise für zu ambitioniert eingeschätzt und sogar „gescheitert“, Grotrian, Vorgeschichte, S. 23 f. Auch Kristin Oswald hält fest, dass es wenig Wissen über Teilnehmer*innen und deren Zufriedenheit bei Citizen Science-Projekten gebe (Oswald, Erwartungen, S. 31) und Interessen, Motivationen, Erwartungen und Bedürfnisse der Bürgerwissenschaftler*innen eine „auffallend untergeordnete Rolle“ spielten (ebd., S. 30).

⁷⁰ Siehe bspw. Smolarski/Carius/Prell, Citizen Science.

kann und wie unrealistische Erwartungen vermieden werden können.

Die vielfältigen Projekte der Public History der letzten 50 Jahre haben gezeigt, dass sie neue Themen, Gruppen und Perspektiven in der Stadtgesellschaft platzieren konnten, neues Wissen schufen, dieses in vielen unterschiedlichen Kommunikationsformen verbreiteten, damit mediale Aufmerksamkeit erhielten und längerfristig das inhaltliche Design stadtgeschichtlicher Arbeit beeinflusst haben. Stadtgeschichtliche Forschung konnte somit ein größeres Publikum ansprechen und vor Ort sichtbar werden. Was demgegenüber Projekte der Citizen Science erreichen können, muss sich noch herausstellen.⁷¹

Katrin Minner, Dr. phil., ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Historischen Seminar der Universität Siegen, Bereich Didaktik der Geschichte. Aktuell bearbeitet sie das DFG-Projekt „Landesgeschichte im Radio. Der Herstellungsprozess und der intermediale Transfer von landesgeschichtlichen Narrativen der WDR-Landesredaktion um Walter Först (1960 – Anfang der 1990er Jahre)“. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind Stadt- und Landesgeschichte, Public History/Angewandte Geschichte, Mediengeschichte sowie Archivgeschichte.
katrin.minner@uni-siegen.de

⁷¹ Zum „Experimentierstadium“ der Citizen Science vgl. Oswald, Erwartungen.

Andrea Althaus

Perfect Match? Zum Zusammenspiel von Oral History und Citizen Science

Citizen science projects that aim for high levels of participation often use oral history as a method. In doing so, they tend to face similar problems that oral historians faced decades ago: high expectations, historiographical misunderstandings, asymmetrical relationships, and conflicts of interest and interpretation. To address these challenges, the author takes a look at the history of oral history. Against the backdrop of debates about collaborative interview research, the article discusses the similarities and difficulties of oral history and citizen science. On this basis, the author offers ethical and communicative suggestions for successfully combining the two research approaches. She points out that citizen scientists can be meaningfully involved in all phases of an oral history project if the biographical self-images of the participants are handled with care, expectations are discussed, the basic values of historical analysis are communicated, and the limits of shared authority are openly discussed. The presentation of the results should leave sufficient room for different interpretations, which is especially important in case of conflict.

1. Einleitung

Liebesbriefe entziffern, Tagebücher transkribieren, Grabsteine fotografieren, Objekte spenden, Wissen teilen, Leben erzählen und Geschichte erforschen: Menschen mit Sinn für – nicht zwingend einem Studium der – Geschichte haben heutzutage viele Möglichkeiten, historisch tätig zu werden. Dazu braucht es keine Mitgliedschaft im örtlichen Geschichtsverein oder Engagement im Lokalmuseum mehr. Wenige Klicks im Internet genügen, um eine Fülle an Projekten zu finden, die zur Mitarbeit einladen. Die Citizen-Science-Plattform „Bürger schaffen Wissen“ bringt seit 2013 akademisch etablierte Wissenschaftler*innen mit interessierten Bürger*innen in Kontakt. Die dort verzeichneten Projekte sind größtenteils an Universitäten, Museen oder Archiven angesiedelt und werden von wissenschaftlichen „Expert*innen“ geleitet. Den historisch interessierten „Lai*innen“ ist mehrheitlich eine assistierende Rolle zugeordnet.¹

¹ <https://www.buergerschaffenwissen.de/> [29.04.2024]. Bei 35 von 43 Projekten, die im Herbst 2023 auf der Plattform mit „Geschichte“ gelabelt waren, hatten die Bürger*innen eine rein zudienende Funktion (Stand: 19.09.2023, eigene Zählung). Selbstverständlich sind Wissenschaftler*innen auch Bürger*innen. Umgekehrt sind viele „Lai*innen“ aka-

Der Grad ihrer Partizipation kann als kontributiv – in Abgrenzung zu kollaborativ oder ko-kreativ – beschrieben werden. Kontributive Projekte werden von institutionell etablierten Wissenschaftler*innen entwickelt und geführt, Citizen Scientists steuern vor allem Daten bei. Kollaborative Vorhaben ermöglichen den beteiligten Bürger*innen, zusätzlich bei der Fortentwicklung des Studiendesigns oder der Auswertung mitzureden. In ko-kreativen Projekten arbeiten „Expert*innen“ und „Lai*innen“ von der Idee bis zur Evaluation gleichberechtigt zusammen.² Für die vorherrschende kontributive Teilhabe wird auch problematisierend von „Top-Down-Citizen-Science“ oder „Citizen Science light“ gesprochen.³ Die zudienende Form der Partizipation reiche nicht aus, um die Ansprüche, die wissenschaftspolitisch an die Citizen Science geknüpft werden, zu erfüllen.⁴ Die aktive Beteiligung von Bürger*innen an Forschungsprozessen soll nämlich nichts weniger als Wissenschaft und Gesellschaft demokratisieren, die Produktion von Wissen gesellschaftlich relevanter und den Zugang dazu gerechter machen. Indem Bürger*innen nicht nur belehrt, sondern beteiligt würden, entwickelten sie mehr Verständnis für wissenschaftliches Denken, was sie resistenter gegen Populismus werden lasse und zur Lösung gesellschaftlicher Krisen beitrage.⁵ Ob das Fotografieren von Grabsteinen oder das Entziffern von Liebesbriefen dabei helfen, diese Ziele zu erreichen, darf in der Tat bezweifelt werden. Doch wie werden Citizen-Science-Projekte konzipiert, die Wissenschaft niedrigschwelliger, inklusiver, gerechter, diverser, hierarchieärmer, kurz: demokratischer machen wollen? Auffällig ist, dass viele ko-kreative histo-

demisch gebildet, allerdings bezieht sich ihre Expertise auf ein anderes Fachgebiet oder sie sind institutionell nicht etabliert. Zur antagonistischen Terminologie in der Citizen Science vgl. kritisch Ludwig M. Eichinger, Sprache aus der Sicht des Ohrenzeugen oder citizen science. Die Bandbreite des Laienwissens, in: Toke Hoffmeister/Markus Hundt/Saskia Naths (Hrsg.), Laien, Wissen, Sprache. Theoretische, methodische und domänenspezifische Perspektiven, Berlin 2021, S. 175-197, hier S. 185; vgl. Nicola Moczek u. a., The Known Unknowns. What Citizen Science Projects in Germany know about their volunteers, and what they don't know, in: Sustainability 13:11553, 2021, S. 1-25, hier S. 6 f.

² Vgl. jüngst Kristin Oswald, Wie realistisch sind die Erwartungen an Citizen Science in den Geschichtswissenschaften und angrenzenden Feldern?, in: René Smolarski/Hendrikje Carius/Martin Prell (Hrsg.), Citizen Science in den Geschichtswissenschaften. Methodische Perspektive oder perspektivlose Methode?, Göttingen 2023, S. 23-40, hier S. 27.

³ Vgl. Cord Arendes, Historiker als „Mittler zwischen den Welten“? Produktion, Vermittlung und Rezeption historischen Wissens im Zeichen von Citizen Science und Open Science, in: Heidelberger Jahrbücher Online 2, 2017, S. 19-58, hier S. 25; vgl. Eichinger, Sprache, S. 179 f.

⁴ Vgl. Oswald, Wie realistisch, S. 29.

⁵ Vgl. Aletta Bonn u. a., Weißbuch Citizen Science Strategie 2030 für Deutschland, hrsg. von Bürger schaffen Wissen (GEWISS), Warstein/Berlin 2022, S. 13 f.; Barbara Heinisch u. a., Citizen Humanities, in: Kathrin Vohland u. a. (Hrsg.), The Science of Citizen Science, Cham 2021, S. 97-118, hier S. 111-113; Oswald, Wie realistisch, S. 24.

rische Citizen-Science-Projekte – insbesondere im Bereich der Stadt- und Migrationsgeschichte – dafür auf die Methode der Oral History zurückgreifen und die Teilnehmenden dazu animieren, als Erfahrungsexpert*innen ihre Geschichte und ihr (städtisches) Umfeld selbst zu beforschen.⁶

In meinem Beitrag gehe ich den Fragen nach, warum die Oral History für viele historische Citizen-Science-Projekte als attraktive Methode erscheint, welche Schwierigkeiten damit verknüpft sind und wie die beiden Ansätze gewinnbringend kombiniert werden können. Dazu arbeite ich zunächst die ideale Verwandtschaft von Citizen Science und Oral History heraus und diskutiere anschließend – vor dem Hintergrund der jahrzehntealten Debatten um partizipativ-kollaborative Ansätze in der Oral History – grundlegende Herausforderungen ko-kreativen Schaffens. Zum Schluss mache ich einige Vorschläge, wie die Oral History für eine (stadt-)geschichtliche Bürger*innenwissenschaft fruchtbar gemacht werden kann.

2. *Déjà-vu: Geschichte von unten und auf Augenhöhe*

Die idealistischen Ziele, die heute an die Citizen Science geknüpft werden, klingen in den Ohren von Oral Historians wohlbekannt. Die Etablierung der Oral History in der Bundesrepublik vor gut 40 Jahren war nämlich stark vom Wunsch getragen, die Geschichtsschreibung demokratischer und kooperativer zu gestalten. Lutz Niethammer, der wohl bekannteste Vertreter der frühen Oral History in der Bundesrepublik, schrieb 1980 im Vorwort zum ersten Sammelband, der sich hierzulande aus akademischer Sicht der Methode der Oral History widmete: „Eine demokratische Zukunft bedarf einer Vergangenheit, in der nicht nur die Oberen hörbar sind [...]. Die Entwicklung einer demokratischen Geschichte hakt aber noch an einer anderen Stelle [...]. [D]ie Männer, die Geschichte machen, [sind] noch immer weitgehend akademische Spezialisten [...], die ohne Mitwirkung der Betroffenen arbeiten“.⁷ Um diese beiden demokratischen Defizite in der Geschichtsschreibung zu beheben, biete sich insbesondere die Oral History an. Niethammer und andere frühe Oral Historians sahen ihre Interviewpartner*innen nicht als passive Forschungsobjekte an, sondern als gleichberechtigte Akteur*innen und Subjekte einer Geschichte, die es „solida-

⁶ Vgl. bspw. die kürzlich abgeschlossenen Projekte IDEA zur Migrant*innengeschichte als Teilhabe: <https://heridea.de/idea-2019-22/>; MigOst zur ostdeutschen Migrationsgeschichte: <https://www.damost.de/projekte/migost/ueber-das-projekt>; Open City Hamburg?: <https://zeitgeschichte-hamburg.de/open-city-hamburg.html> sowie Stadtrandgeschichten Süderelbe: <https://stadtrandgeschichten.de/> zur Hamburger Stadt- und Migrationsgeschichte [29.04.2024].

⁷ Lutz Niethammer, Einführung, in: Ders. (Hrsg.), *Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der „Oral History“*, Frankfurt am Main 1980, S. 7-26, hier S. 7 f.

risch“ und „kooperativ“ – also „von unten“ – zu erheben und zu schreiben galt.⁸ Dieser Ansatz fiel insbesondere bei den in den frühen 1980er-Jahren aufkommenden Geschichtswerkstätten auf fruchtbaren Boden, in denen studierte Historiker*innen gleichberechtigt mit interessierten „Lai*innen“ das gemeinsame lokale – meist städtische – Umfeld erforschten. Um die Hierarchien in der Wissensproduktion und -vermittlung aufzubrechen, setzten sie auf die damals in der Bundesrepublik neu aufkommende Oral History.⁹ Sie erhofften sich von der Methode, welche die Menschen und ihre Geschichte(n) ins Zentrum stellt, dass sie einen Austausch auf Augenhöhe beförderte. Ein großes Anliegen war nämlich, dass die Forschungsergebnisse in den Stadtteil zurückwirken sollten, dass, so Martin Düspohl von der Weddinger Geschichtswerkstatt in einer Radiosendung im Jahr 1984, „die ‚Zeitzeugen‘, wie sie jetzt immer beliebter genannt werden, dass die in irgendeiner Form wieder was davon haben [...]“.¹⁰ Diese Forderung unterstrich der damals frisch habilitierte Historiker Detlev Peukert von der Universität Essen, der in der gleichen Sendung zu Wort kam: „Ich finde, das eigentlich Spannende [ist], dass sich eine Bewegung herausbildet, die die Grenzen der Historikerkunft übersprungen hat und die in die Regionen herausgegangen ist, die Nicht-Profis umfasst [...] und damit viel beigetragen [hat] zu einer demokratischen Aneignung von Geschichte, die ja immer auch eine Aneignung der eigenen Geschichte durch die Betroffenen selbst sein sollte“.¹¹ Für eine solche historiografische Selbstermächtigung propagierte auch Peukert die Oral History. Er war Anfang der 1980er-Jahre an der Konzeption von LUSIR, dem wohl bekanntesten frühen Oral-History-Projekt der Bundesrepublik,¹² be-

⁸ Vgl. Lutz Niethammer, Einleitung, in: Ders. (Hrsg.), „Die Jahre weiß man nicht, wo man die heute hinsetzen soll.“ Faschismuserfahrungen im Ruhrgebiet, Berlin/Bonn 1983, S. 7-31, hier S. 17-22; vgl. auch Franka Maubach, „Mehr Geschichte wagen“! LUSIR und die ganze Geschichte der Arbeiter im Ruhrgebiet vor, während und nach dem Nationalsozialismus, in: Sprache und Literatur 47:117, 2018, S. 29-57, hier S. 30.

⁹ Vgl. Thomas Lindenberger/Michael Wildt, Radikale Pluralität. Geschichtswerkstätten als praktische Wissenschaftskritik, in: Archiv für Sozialgeschichte 29, 1989, S. 393-411; Geschichtswerkstätten gestern – heute – morgen. Bewegung! Stillstand. Aufbruch?, hrsg. von der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg, Hamburg 2004 (v. a. die Beiträge von Volker Ullrich zu den Anfängen und von Beate Meyer zum Stellenwert der Oral History in der Geschichtswerkstättenbewegung).

¹⁰ Wortmeldung von Martin Düspohl in der auf dem Radiosender RIAS (Rundfunk im amerikanischen Sektor, Vorläufer von Deutschlandradio) ausgestrahlten Reportage von Angelika Windloff über „Geschichte von unten – Die Arbeit der Geschichtswerkstätten und die Diskussion der Alltagsgeschichte“ vom 13.10.1984, transkribiert und kommentiert in: Hanno Hochmuth, Theorie und Alltag. Detlev Peukert und die Geschichtswerkstätten, in: Rüdiger Hachtmann/Sven Reichardt (Hrsg.), Detlev Peukert und die NS-Forschung, Göttingen 2015, S. 159-174, hier S. 168.

¹¹ Vgl. ebd., S. 167.

¹² LUSIR (Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930-1960) war für die metho-

teiligt gewesen und regte später in seiner Funktion als Direktor der Forschungsstelle für die Geschichte des Nationalsozialismus in Hamburg (heute: Forschungsstelle für Zeitgeschichte) das erste westdeutsche Oral-History-Archiv an. Auf sein Bestreben wurde 1990 durch einen Beschluss der Hamburger Bürgerschaft die Werkstatt der Erinnerung (WdE) ins Leben gerufen. An Peukerts Projektvorschlag aus dem Jahr 1989 ist bemerkenswert, wie seine strategischen Argumentationen zur Gründung der WdE den heutigen Forderungen zur Etablierung von Citizen Science gleichen. So findet sich bei Peukert ebenfalls die Demokratisierungsidee, indem er das Sammeln von Interviews mit NS-Verfolgten als wichtigen Beitrag für das „demokratische Bewusstsein“ Hamburgs propagiert.¹³ Auch der Kooperationsgedanke taucht im Projektvorschlag auf, allerdings meint Peukert damit weniger die gleichberechtigte Zusammenarbeit mit den einzelnen Interviewten, sondern eine Kooperation auf Augenhöhe mit den Hamburger Geschichtswerkstätten. Die Werkstatt der Erinnerung, die ja schon vom Namen her an die Tradition der Geschichtswerkstätten anschließt, sollte nicht über diesen stehen, sondern bestehende Initiativen koordinieren, bereits geführte Interviews in einer Sammlung zusammenführen und somit zum „Gedächtnis der Stadt“ werden. Damit schrieb Peukert der WdE eine Rolle an der Schnittstelle von Wissenschaft und städtischer Öffentlichkeit zu.¹⁴ Spulen wir nun rasch 33 Jahre vor und werfen einen Blick in das 2022 erschienene „Weißbuch Citizen-Science-Strategie für Deutschland 2030“, so wird hier Archiven eine ähnliche Scharnierfunktion zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit zugeschrieben, die es zur Etablierung von Citizen Science zu nutzen gelte. Archive könnten „als Bindeglied zwischen der Wissenschaft und existierenden Forschungscommunities [...] agieren und durch die Bereitstellung geeigneter Werkzeuge und Infrastrukturen die Zusammenarbeit stärken“.¹⁵

dologische Weiterentwicklung der Oral History bedeutsam, gerade weil vieles anders lief, als die Beteiligten es erwartet hatten, vgl. Lutz Niethammer, Fragen-Antworten-Fragen. Methodische Erfahrungen und Erwägungen zur Oral History, in: Ders./Alexander von Plato (Hrsg.), „Wir kriegen jetzt andere Zeiten“. Auf der Suche nach der Erfahrung des Volkes in nachfaschistischen Ländern, Berlin/Bonn 1985, S. 392-445.

¹³ Detlev Peukert, Projektvorschlag Hamburger Lebensläufe – Werkstatt der Erinnerung, Februar 1989, in: FZH-Archiv 376-22. Zur Geschichte der WdE vgl. Linde Apel, Ein besonderes Gedächtnis der Stadt? Eine Bestandsaufnahme zum 30-jährigen Jubiläum der Werkstatt der Erinnerung, in: Dies. (Hrsg.), Erinnern, erzählen, Geschichte schreiben. Oral History im 21. Jahrhundert, Berlin 2022, S. 49-80, hier S. 50; <https://zeitgeschichte-hamburg.de/wde.html> [29.04.2024].

¹⁴ Zu Kooperationen der WdE mit städtischen Geschichtsinitiativen vgl. Sybille Baumbach u. a., Rückblenden. Lebensgeschichtliche Interviews mit Verfolgten des NS-Regimes in Hamburg, Hamburg 1999, S. 409 f.; Apel, Erinnern, S. 71 f.

¹⁵ Vgl. Bonn, Weißbuch, S. 117.

Vor dem Hintergrund der argumentativen Ähnlichkeiten zwischen der Propagierung der Oral History in den 1980er-Jahren und der Citizen Science heute, erstaunt es wenig, dass bürgerwissenschaftliche Projekte, die einen hohen Partizipationsgrad anstreben, die Methode der mündlich erfragten Geschichte für sich entdecken. Es ist wohl auch kein Zufall, dass es sich dabei vielfach um stadt- und/oder migrationshistorische Studien handelt, liegt es bei einer Auseinandersetzung mit „Marginalisierten“ der Geschichte im lokal-städtischen Umfeld doch auf der Hand, an die Tradition der Geschichtsschreibung „von unten“ anzuknüpfen. Beim Versuch, Forschung mittels Oral History demokratischer, kooperativer und integrativer zu machen, stoßen heutige Citizen-Science-Projekte allerdings häufig auf ähnliche Probleme, mit denen Oral Historians bereits vor Jahrzehnten gekämpft haben.

3. Schwierigkeiten der Shared Authority: Interessens- und Deutungskonflikte

Elfi Vomberg, Projektverantwortliche des kollaborativen Citizen-Science-Projekts #KultOrtDUS zur Medienkulturgeschichte Düsseldorfs,¹⁶ berichtet im kürzlich erschienenen Aufsatz „Mythenbeschleuniger Oral History“ von Schwierigkeiten, die sich im Zusammenhang mit dieser Methode ergeben hätten. Interviewt zu werden und sich in Erzählcafés auszutauschen, werde zwar von den Citizen Scientists besonders gut angenommen, allerdings nicht so wie geplant. Ziel war es, die teilnehmenden Bürger*innen nicht nur zu interviewen, sondern sie in die Auswertung der Erzählungen einzubeziehen, um sie als „kritische Beobachterinnen und Beobachter ihrer eigenen Zeit einzusetzen“.¹⁷ Die Interviewten hätten jedoch kein Interesse daran gezeigt, ihre „nostalgisch verkündeten Erinnerungen“ kritisch zu hinterfragen: „Im Fokus stand für sie [...], in geselliger Runde Gleichgesinnte kennenzulernen und gemeinsam Erinnerungen an eine besondere Zeit aus der Jugend auszutauschen“.¹⁸

Fast identisch klingen die Schilderungen von Martin Düspohl aus der bereits zitierten Radiosendung zu den Geschichtswerkstätten im Jahr 1984. Der Anspruch, gemeinsam zu forschen, sei nur schwer einzulösen, „[d]enn die [älteren Quartierbewohner*innen] haben das Interesse, nur zu erzählen. Die denken, so wir müssen jetzt unser Wissen an den Mann bringen oder an die Frau bringen,

¹⁶ <https://www.mekuwi.hhu.de/forschung-projekte/forschungsprojekte/weitere-projekte-und-veranstaltungen> [29.04.2024].

¹⁷ Elfi Vomberg, Mythenbeschleuniger Oral History. Die Medienkulturgeschichte Düsseldorfs als Citizen-Science-Projekt, in: René Smolarski/Hendrikje Carius/Martin Prell (Hrsg.), Citizen Science in den Geschichtswissenschaften. Methodische Perspektive oder perspektivlose Methode?, Göttingen 2023, S. 187–203, hier S. 199.

¹⁸ Ebd., S. 194 f.

und wir hatten oft andere Interessen als das, was die erzählten“.¹⁹ Dass es schwierig sei, eine „Geschichte von unten“ zu schreiben, weil sich das Spannungsverhältnis zwischen der „Volkserfahrung“ und der Interpretation durch Historiker*innen nicht einfach auflösen lasse, konstatierte 1985 auch Lutz Niethammer im Vorwort zur zweiten Auflage des oben zitierten programmatischen Sammelbandes der frühen Oral History: Die meisten Projekte, die „Betroffene“ in die Interpretation einbeziehen wollten, scheiterten an der Aufgabe. Einige Projekte hätten sich gar nicht um eine Analyse bemüht, andere seien über ein reines Nacherzählen nicht hinausgekommen. Oral History mit einem wissenschaftlichen Anspruch müsse aber, so Niethammer weiter, die Narrative der befragten Menschen mit den Deutungen der Wissenschaftler*innen zusammenbringen.²⁰ Dass dies nicht so einfach ist, zeigt die Geschichte der Oral History der letzten 40 Jahre – eine Geschichte voller Interessen- und Deutungskonflikte. Ein Beispiel aus der Frühzeit der Oral History ist das „Hochlarmarker Lesebuch“.²¹ Die Publikation ist das Resultat einer Ko-Forschung von Historiker*innen um Michael Zimmermann und der Quartierbevölkerung von Hochlarmark, einem Stadtteil von Recklinghausen. Das Projekt, das aufgrund des hohen Partizipationsgrads viel Aufmerksamkeit erfuhr und Nachahmer*innen fand, hatte damit zu kämpfen, dass gewisse Themen wie Rassismus oder NS-Belastungen nicht thematisiert, geschweige denn veröffentlicht werden konnten, was zu einer Resignation der beteiligten Forschenden führte.²² Ein jüngeres Beispiel lässt sich im Aufsatz „Jung interviewt alt – Ein Lehrstück des Scheiterns“ von Linde Apel nachlesen. Darin schildert sie den Konflikt mit einem älteren Herrn, der erfolgreich verhinderte, dass Schüler*innen, die ihn und andere „Zeitzeug*innen“ interviewt hatten, Fragen an seine Erzählung stellten, sodass die Interviews aus dem Schulprojekt unkommentiert erschienen, also nicht über ein reines Nacherzählen hinauskamen.²³

Da sich, wie hier exemplarisch dargestellt, die gemeinsame Auswertung mit Betroffenen eines historischen Phänomens arbeitsintensiv und mitunter konfliktreich gestaltet, versuchen sich nur noch wenige Oral-History-Projekte an der kollaborativen Analyse. In der Regel liegt heute die Interpretation allein in den Händen der Historiker*innen, was ein eigentümliches Machtverhältnis

¹⁹ Hochmuth, Theorie, S. 168.

²⁰ Vgl. Niethammer, Lebenserfahrung (2. Aufl. 1985), S. III.

²¹ Hochlarmarker Lesebuch. Kohle war nicht alles. 100 Jahre Ruhrgebietsgeschichte, hrsg. von der Stadt Recklinghausen, Oberhausen 1981.

²² Vgl. Alexander von Plato, Ambivalenter Etablierungsprozess. Michael Zimmermann und die lebensgeschichtlichen Tücken einer „Geschichte von unten“, WerkstattGeschichte 50, 2008, S. 69-72, hier S. 70.

²³ Vgl. Linde Apel, Jung interviewt Alt. Ein Lehrstück des Scheiterns, in: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen 25:2, 2012, S. 1-21.

zwischen den Gesprächspartner*innen zur Folge hat. Während des Interviews verfügen die Interviewten ganz über die erzählerische Gestaltungsmacht – zumindest beim biografisch-narrativen Interview, das in der deutschsprachigen Oral History mehrheitlich zum Einsatz kommt. Die Interviewenden sollen, so der methodische Imperativ, in erster Linie zuhören, die Erzählung im Fluss halten und das Gegenüber zu Expert*innen ihrer selbst befähigen.²⁴ Im Interpretationsprozess dreht sich der Spieß jedoch um: Aus den Zuhörenden werden aktive Interpret*innen und aus den Erzähler*innen passiv Interpretierte.²⁵ Dass diese ungleiche Machtverteilung problematisch ist, diskutieren Oral Historians seit den frühen 1990er-Jahren unter dem Schlagwort *Shared/Sharing Authority*. Geprägt wurde der Begriff von Michael Frisch, einem amerikanischen Oral Historian. „Autorität zu teilen“ bezog er auf die kommunikative Ebene in der Interviewsituation sowie auf die Transkriptbearbeitung. So plädierte er dafür, dass Interviewte die Möglichkeit bekommen sollten, das Transkript zu bearbeiten und zu autorisieren.²⁶ Das Konzept der geteilten Autorität wurde seither vielfach aufgenommen, erweitert und bezieht sich heute meist auf umfassende Kollaborationen, in denen Interviewte vom Forschungsdesign bis zur Auswertung einbezogen werden. Solche gleichberechtigten Co-Forschungen finden sich vorwiegend in eher aktivistisch motivierten Projekten, die im Sinne des Empowerment einer marginalisierten gesellschaftlichen Gruppe Gehör verschaffen wollen.²⁷ Zugespitzt formuliert kommt der Ko-Forschungs-Ansatz, so die Oral Historian Linda Shopes, vor allem dort zum Einsatz, wo die Interviewten den Forschenden sympathisch sind und sie gewisse Grundwerte teilen. Sie plädiert dafür, die Grenzen dieses Konzepts stärker zu diskutieren, insbesondere die Frage, wer im Falle konfligierender Deutungen das letzte Wort behält oder wann es als Historiker*in schlicht unmöglich ist, die intellektuelle Kontrolle abzugeben, was sie am Beispiel von Interviews mit Ku-Klux-Klan-Anhänger*innen anschaulich illustriert.²⁸ Diese Fragen, die bereits vor 20 Jahren formuliert, aber meines Erachtens noch nicht ausreichend diskutiert worden sind, sollte sich heute jedes Projekt stellen, das Citizen Science und Oral History verbinden will.

²⁴ Vgl. Alexander von Plato, Interview-Richtlinien, in: Ders./Almut Leh/Christoph Thonfeld (Hrsg.), *Hitlers Sklaven*, Wien 2008, S. 443-450.

²⁵ Vgl. Almut Leh, Forschungsethische Probleme in der Zeitzeugenforschung, in: *BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen* 13:1, 2000, S. 64-76, hier S. 70.

²⁶ Michael Frisch, *A Shared Authority. Essays on the Craft and Meaning of Oral and Public History*, New York 1990.

²⁷ Vgl. Lynn Abrams, *Oral History Theory*, London 2016, S. 166-174, bes. S. 174.

²⁸ Vgl. Linda Shopes, *Commentary. Sharing Authority*, *The Oral History Review* 30:1, 2003, S. 103-110, hier S. 108 f.

4. Unterschiedliche Betroffenheiten und die Grenzen der geteilten Autorität

Die meisten Citizen-Science-Projekte, die Oral History betreiben, stellen die Geschichte der beteiligten Bürger*innen ins Zentrum. Das ist naheliegend, soll Citizen Science doch stärker an die Bedürfnisse und Lebensrealitäten der Bevölkerung anknüpfen. Problematisch ist jedoch, dass dabei viel zu selten eine Verständigung über den komplexen Charakter der Quellengattung Interview stattfindet. Für uns Historiker*innen sind Oral-History-Interviews äußerst wertvolle Dokumente subjektiver Sinngebung und Verarbeitung historischer Erfahrung. Uns ist bewusst, dass Vergangenheit in Interviews nicht unverändert vorliegt, sondern in einer spezifischen Erzählsituation im Dialog mit den Interviewenden verhandelt wird, und dass lebensgeschichtliche Erzählungen eine identitätsstiftende Funktion haben. Für geschichtswissenschaftliche Analysen interpretieren wir die Narrative daher in ihren historischen und biografischen Zusammenhängen und kontrastieren sie mit anderen Interviews und weiteren Quellen.²⁹ Die meisten unserer Gesprächspartner*innen hingegen, so wage ich zu behaupten, erheben den Anspruch, dass ihre Darstellung der Ereignisse dem entsprechen, „wie es gewesen“ ist. Es gibt bestimmt auch Citizen Scientists, die ein differenziertes Geschichtsbild haben und bereit sind, ihre Erfahrungen kritisch zu reflektieren. In dem Fall haben wir es aber immer noch mit den Selbstdeutungen einer Person zu tun. Ob es angemessen ist, deren sinn- und identitätsstiftende Deutungen in einem kollaborativen Prozess – das heißt in langen und intensiven Diskussionen – kritisch zu hinterfragen, diese Frage hat Almut Leh bereits im Jahr 2000 in ihren forschungsethischen Überlegungen zur Oral History aufgeworfen. Sie gibt zu bedenken: „Der Forscher ist nur Interpret von Daten eines anderen; der Befragte ist aber Interpret und Handelnder zugleich. Während der Forscher immer neue Interpretationen entwickeln und prüfen kann, muss der Befragte Interpretation und Rechtfertigung in einem leisten. Der Forscher stellt seine Fallgeschichte zur Disposition, der Befragte seine Identität“.³⁰ Diese ungleichen Voraussetzungen und unterschiedlichen Betroffenheiten machen eine gemeinsame Interpretation von persönlichen Erzählungen schwierig.³¹ Noch bei maximaler Offenheit und radikaler Selbstreflexivität aller Beteiligten ist es fragwürdig, was es bringen soll, jemanden in seinen ge-

²⁹ Vgl. Andrea Althaus/Linde Apel, Oral History, in: Docupedia-Zeitgeschichte, 28.3.2023, https://docupedia.de/zg/althaus_apel_oral_history_v1_de_2023, DOI: <https://dx.doi.org/10.14765/zzf.dok-2478> [29.04.2024].

³⁰ Leh, Forschungsethische, S. 72.

³¹ Historiker*innen sind selbstverständlich auch oft betroffen von den Themen, die sie erforschen. Eine Selbstreflexion über die eigene subjektive Position gehört daher zu den Grundlagen historischen Forschens. Betroffenheit wird vor allem dann zum Problem, wenn sie mit Identifikation und Aktivismus einhergeht.

wachsenen Überzeugungen und handlungsleitenden Selbstbildern zu verunsichern. Sind Oral History und Citizen Science also überhaupt vereinbar?

5. Fazit: Oral History und Citizen Science im harmonischen Zusammenspiel

Die Methode der Oral History kann sehr wohl für Citizen-Science-Projekte fruchtbar gemacht werden. Gerade bei der Untersuchung urbaner Orte und städtischer Entwicklungen hat die Zusammenarbeit mit lokalen Akteur*innen eine lange Tradition, auf die aufgebaut werden kann. Um jedoch nicht in die gleichen methodischen Fallen zu tappen wie die frühen Oral Historians, empfiehlt sich eine vertiefte Auseinandersetzung mit deren Lernprozessen. Wie im Beitrag dargelegt, wurde in den letzten Jahrzehnten innerhalb der Oral History intensiv über Machtasymmetrien, unterschiedliche Betroffenheiten sowie Chancen und Grenzen geteilter Autorität diskutiert. Vor dem Hintergrund dieser methodologischen und forschungsethischen Diskussionen sowie auf der Basis eigener Projekterfahrungen möchte ich zusammenfassend darlegen, auf welche Weise Bürger*innen gewinnbringend in die verschiedenen Phasen eines Oral-History-Projekts einbezogen werden können.

Es ist beispielsweise äußerst sinnvoll, Citizen Scientists dazu zu befähigen, selber (lebens-)geschichtliche Interviews zu führen, denn sie bringen andere Perspektiven, neue Fragen und Kompetenzen wie beispielsweise Sprachkenntnisse ein.³² Menschen und ihren Geschichten zuzuhören, kann für die beteiligten Bürger*innen zudem persönlich sehr bereichernd sein.³³ Auch den demokratischen Prozessen im Land schadet es sicherlich nicht, wenn Bürger*innen die Kunst des empathischen Zuhörens beherrschen. Nicht nur beim Führen der Interviews, sondern auch bei der inhaltlichen Erschließung und Vorbereitung zur Archivierung finden Citizen Scientists ein anregendes Betätigungsfeld. In einem Oral-History-Archiv wie beispielsweise der Werkstatt der Erinnerung fallen viele Aufgaben an, die auch engagierte Bürger*innen übernehmen können (zum Beispiel Transkripte bearbeiten, Kurzbiografien und Inhaltsübersichten verfassen). Da es sich bei dem „Material“ um lebensgeschichtliche Interviews handelt, bedeutet dies keine knochentrockene Archivarbeit, sondern eine Auseinandersetzung mit oft bestem Erzählstoff.³⁴

³² Vgl. dazu auch Kristin Oswald, Citizen Science (un-)gleich Oral History?, Bürger Künste Wissenschaft, 07.07.2023, <https://bkw.hypotheses.org/2048> [29.04.2024].

³³ Dies berichteten Teilnehmende im Citizen-Science-Projekt „Open City Hamburg?“, das 2023 an der Forschungsstelle für Zeitgeschichte durchgeführt wurde und darauf zielte, Migrationsgeschichten in der Stadt zu sammeln und hörbar zu machen. Vgl. Andrea Althaus/Linde Apel/Jana Matthies, Open City Hamburg? Migrationsgeschichte(n) als Citizen Science, in: Zeitgeschichte in Hamburg, 2023, S. 66-78.

³⁴ Das Tagebucharchiv in Emmendingen baut für die dokumentarische Erfassung fast ganz

Auf der Ebene der Interviewauswertung wird es, wie ich zu bedenken gegeben habe, etwas schwieriger. Die einfachste Möglichkeit, Bürger*innen in die Auswertung einzubeziehen, besteht darin, Themen zu beforschen, von denen die Partizipierenden nicht unmittelbar betroffen sind und die nicht ihre persönlichen Erfahrungen und biografischen Entwürfe zur Debatte stellen. Selbstverständlich darf auch gewagt werden, Citizen Scientists ihre eigenen Geschichten erforschen zu lassen. In dem Fall sollte allerdings aufgepasst werden, was versprochen wird. Hierzu abschließend einige Überlegungen, die sich aus allgemeinen forschungsethischen Grundsätzen der Oral History speisen.³⁵ Erstens muss klar kommuniziert werden, wie die Rollen verteilt sind, wo die Grenzen der Partizipation liegen und was mit den Interviews später passiert, zum Beispiel ob sie archiviert und für Sekundäranalysen zugänglich gemacht werden. Zweitens sollte unbedingt eine Diskussion darüber stattfinden, welche Geschichtsvorstellungen die Beteiligten haben und welche Erwartungen sie an die Forschung knüpfen. Es ist wichtig, die Grundwerte geschichtswissenschaftlichen Arbeitens – wie ausgewogene Argumentation, intersubjektive Überprüfbarkeit oder das Vetorecht der Quellen – zu vermitteln und darüber zu sprechen, wie auf der Basis von Interviews Geschichte geschrieben werden kann. Drittens sollte – gerade im Fall von Deutungskonflikten – den verschiedenen Interpretationen in der Ergebnispräsentation genügend Platz eingeräumt werden, sodass sie als Lesarten zu erkennen sind, die hinterfragt werden können. Auf diese Weise werden die Teilnehmenden dazu eingeladen, historisches Wissen nicht als unumstößliche „Wahrheit“ zu verstehen, was einer Academic Literacy, die durch Citizen Science befördert werden soll,³⁶ durchaus Vorschub leisten kann. Beim Führen, Bearbeiten oder Interpretieren von diversen lebensgeschichtlichen Interviews können Citizen Scientists die Pluralitäten, Mehrdeutigkeiten und Widersprüchlichkeiten subjektiver und situativ gebundener Vergangenheits- und Selbstdeutungen erkennen, was ein kritisches Denken und das Verständnis für Komplexitäten in Wissenschaft und Gesellschaft ermöglicht.

auf ehrenamtliches Engagement und macht damit seit 25 Jahren gute Erfahrungen. Vgl. <https://tagebucharchiv.de> [29.04.2024].

³⁵ Vgl. Althaus/Apel, Oral History.

³⁶ Vgl. Heinisch u. a., Citizen Humanities, S. 111.

Andrea Althaus, Dr., ist Historikerin und arbeitet seit 2020 an der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg. Dort ist sie für die Betreuung des Oral-History-Archivs Werkstatt der Erinnerung zuständig. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Oral History, Migrations- und Geschlechtergeschichte im 20. und 21. Jahrhundert.

althaus@zeitgeschichte-hamburg.de

Stadtgeschichte als forschend-entdeckendes Lernen und Citizen Science

Urban history and citizen science have in common that the participation of children and young people is relatively easy to organize. However, they are perceived as pupils who learn about urban history rather than actors who can contribute to its exploration and want to be taken seriously in local historical culture. Projects from the Federal President's History Competition will therefore be used to show what young people can contribute to an urban history for everyone. In doing so, the effects of youth mobility, cosmopolitanism and the pedagogically self-evident recognition of motivation, age differences, levels of performance, and knowledge transfer on process-orientated cultures of civic participation are discussed. It emphasises access to primary sources, oral communication about history, and a generative participation in historical culture as universal local knowledge practices essential to any urban history that is inclusive and connected to the non-academic world.

1. Einleitung

Die Beteiligung von Kindern und Jugendlichen an Stadtgeschichte und Citizen Science ist über die Schule relativ einfach zu organisieren. Abgesehen vom regelmäßig angebotenen Geschichtsunterricht gibt es Geschichts-AG's,¹ Schultraditionen² und Schülerwettbewerbe,³ in denen Lokalgeschichte praktiziert wird. Kinder und Jugendliche können daher als eine eigene Gruppe verstanden werden, die nicht nur als Schüler*innen etwas über Stadtgeschichte lernen, sondern als Forschende die lokale Geschichtskultur prägen.⁴ Dementsprechend

¹ Vgl. u. a. das seit 2013 geförderte Bildungsprojekt „Stadtentdecker“ der Brandenburgischen Architektenkammer für Grund- und Oberschulen: <https://bildungsserver.berlin-brandenburg.de/stadtentdecker> [30.04.2024].

² Vgl. Anke John, Wozu Schulgeschichte und welche Schultradition? Die DDR-Spezialschule „Carl Zeiss“ und das Carl-Zeiss-Gymnasium seit 1990/1991, in: Tom Fleischhauer/Carsten Müller (Hrsg.), Die Jenaer „Spezi“. Von der Spezialschule (1963) zum Carl-Zeiss-Gymnasium (2021), Jena 2022, S. 30-35.

³ Vgl. Wolfgang Beutel/Sven Tetzlaff, Verschiedene Wege – gemeinsame Ziele: Wie Schülerwettbewerbe zur Demokratiebildung beitragen, in: Dies. (Hrsg.), Schülerwettbewerbe zur Demokratiebildung, Frankfurt am Main 2018, S. 9-17.

⁴ Zu einer kaum trennscharf vorzunehmenden Unterscheidung von forschenden, forschend-entdeckenden und entdeckenden Lernformen und ihrer Anschlussfähigkeit an

früh kann Citizen Science mit forschend-entdeckendem Lernen einsetzen.⁵ Die im pädagogischen Bereich selbstverständlichen Praktiken einer altersgestaffelten Vermittlung, vielfältigen Methodenschulung und handlungsorientierten Teilhabe⁶ werden im Folgenden beleuchtet und in ihren bislang wenig beachteten Effekten für partizipativ angelegte Stadtgeschichtsprojekte diskutiert. Dabei wird anhand von prämierten Beiträgen aus dem Geschichtswettbewerb des Bundespräsidenten (2022/23) „Mehr als ein Dach über dem Kopf. Wohnen hat Geschichte“⁷ empirisch untermauert, was Heranwachsende zu einer „Stadtgeschichte für alle“ beitragen können, die im Sinne von Citizen Science⁸ inklusiv und weltverbunden ist.

2. Citizen Science und forschend-entdeckendes Lernen

Während andere europäische Länder Young-Science-Programme etabliert haben,⁹ ist Citizen Science im deutschen Bildungs- und Wissenschaftssystem wenig verankert, wird aber unter anderen Begriffen durchaus praktiziert. Abgese-

Geschichte vgl. Heike Wolter, *Forschend-entdeckendes Lernen im Geschichtsunterricht*, Frankfurt am Main 2018, S. 21-25.

⁵ So ist knapp ein Drittel der Freiwilligen in den besser erfassten naturwissenschaftlichen CS-Projekten in Europa und den USA jünger als 18 Jahre. Vgl. Michaelis A. Vasiliades u. a., A Systematic Literature Review on the Participation Aspects of Environmental and Nature-Based Citizen Science Initiatives, in: *Sustainability* 13, 2021, S. 7-10, <https://doi.org/10.3390/su13137457> [30.04.2024]; Karen E. Makuch/Miriam R. Aczel, Children and Citizen Science, in: Susanne Hecker u. a. (Hrsg.), *Citizen Science. Innovation in Open Science, Society and Policy*, London 2018, S. 391-409, https://www.researchgate.net/publication/330577304_Children_and_citizen_science [30.04.2024]; John Harlin u. a., Turning students into citizen scientists, in: Hecker u. a., *Citizen Science*, S. 410-428, https://www.researchgate.net/publication/330577352_Turning_students_into_citizen_scientists [30.4.2024].

⁶ Vgl. Richard Edwards u. a., Learning and developing science capital through citizen science, in: Hecker u. a., *Citizen Science*, S. 381-390, S. 382 f.

⁷ Zu Ausschreibung, Themenimpulsen, Methoden und anderen unterstützenden Angeboten vgl. Körber-Stiftung (Hrsg.), *Spurensuchen. Magazin für historisch-politische Bildung* 36, 2022, <https://koerber-stiftung.de/projekte/geschichtswettbewerb/> [30.04.2024].

⁸ The Europaen Network for Environmental Citizenship (ENEC) 2018: <http://enec-cost.eu/> [30.04.2024].

⁹ Allen voran die Sparkling Science-Programme des OeAD, Österreichs Agentur für Bildung und Internationalisierung, die etliche Projekte von der Archäologie bis zur Oral History in der Lokalgeschichte fördern. Vgl. Alina Schwarz, Sparkling Science. Gemeinsam forschen, in: *Green Care* 4, 2022, S. 38-40; Citizen Science. Forschen mit Schulen. Grundlagen, Empfehlungen und praktische Tipps für gemeinsame Projekte, hrsg. vom Bundesministerium Bildung, Wissenschaft und Forschung/OeAD Österreich, 2021. Ein Überblick zum Förderprogramm und Projekten findet sich auf der Webseite des OeAD: <https://www.sparklingscience.at> [30.04.2024].

hen von den Kinderuniversitäten¹⁰ und dem auf einzelne Begabte abzielenden Schüler- beziehungsweise Juniorstudium¹¹ haben sich hierzulande an außerschulischen Lernorten und mit Schülerwettbewerben diverse Modelle forschend-entdeckenden Lernens etabliert. So fördern lokale Schulpartnerschaften und Kooperationen die Zusammenarbeit mit Archiven, Museen und Gedenkstätten, deren außerschulisches Umfeld als lernförderlich gilt.¹² Lehrkräfte, die oft unter Zeitdruck stehen¹³ und sich von der Schulverwaltung in der aufwendigen Gestaltung und Erprobung innovativer Lernangebote zu wenig unterstützt fühlen, treffen hier auf ein differenziertes Expertenfeld von Museums-, Gedenkstätten- und Archivpädagog*innen sowie auf schulaffine Angebote, die sie von der inhaltlich-methodischen Planung und Durchführung des Unterrichts entlasten und die in vielen Fällen historische Bildung mit öffentlichem Engagement verbinden.¹⁴

Es sind daher vor allem die Geschichtswettbewerbe, die einen Rahmen für selbstständige Projekte im lokalen Umfeld bieten. Teilnehmende wählen Forschungsfragen und Methoden der Untersuchung selbst aus, vernetzen sich und

¹⁰ Im Rahmen des europäischen Netzwerkes Eucunet (European children's universities network): <https://eucu.net> [30.04.2024].

¹¹ Begabte Jugendliche können hier bereits während ihrer Schulzeit Lehrveranstaltungen und Prüfungen an einer Hochschule ablegen, die ihnen später im Studium angerechnet werden. Vgl. Hochschulkompass der Hochschulrektorenkonferenz: <https://www.hochschulkompass.de/studium/hilfe-bei-der-studienwahl/studieren-auf-probe/schuelerstudium.html> [30.04.2024].

¹² Mit Fokus auf interkulturelles Lernen und Einsichten in den Konstruktcharakter von Geschichte etwa Helena Pinto, Local Heritage Approaches in History Education. Understanding how decisions of people in the past led to the present, in: Internationale Journal of Historical Learning, Teaching and Research 13:2, 2016, S. 70-81, <https://www.history.org.uk/publications/resource/9032/the-international-journal-volume-13-number-2> [30.04.2024]; Effekte von Schülerorientierung und interaktive Lehrmethoden sind belegt bei Siti Ma'unah/Nurulk Umamah/Riza Afita Surya Sumardi, The Enhancement of Attractiveness and Effectiveness of History Learning Using Local History Interactive Teaching Material, in: American Journal of Educational Research 6:11, 2018, S. 1531-1538, <http://pubs.sciepub.com/education/6/11/11/index.html> [30.04.2024].

¹³ Zeitmangel, fehlende Materialien, die curriculare Passung und Relevanz lokaler Geschichte sowie sensible Inhalte als allgemeine Herausforderungen für Lehrkräfte auch in anderen Ländern beschreibt Semih Aktekin, The Place and Importance of Local History in The Secondary History Education, in: Journal of Theory and Practice in Education 6, 2010, S. 86-105, hier S. 95-99.

¹⁴ Exemplarisch ist das Projekt „Vor dem Verschwinden. Spurensuche nach vergessener Kunst aus der DDR“ der Stiftung Ettersberg an der Gedenk- und Bildungsstätte Andreassstraße in Erfurt. Eine projektbegleitende Webseite sowie die abschließende Sonderausstellung werden mit Hilfe einer Museumspädagogin umgesetzt, die auch Arbeitsmaterialien für die Lehrkräfte zur Verfügung stellt, <https://vor-dem-verschwinden.de> [30.04.2024].

entscheiden über die Präsentationsform ihrer Ergebnisse. Stilbildend sind seit 1973 die thematisch offenen Ausschreibungen des Geschichtswettbewerbs des Bundespräsidenten, der Kinder und Jugendliche dazu auffordert, am eigenen Wohn- und Schulort oder in der Familie historische Spurensuche zu betreiben, Zeitzeugengespräche zu führen, sich mit Geschichtsbildern auseinanderzusetzen und zu eigenen Urteilen zu gelangen.¹⁵ Der größte deutsche Forschungswettbewerb zur Geschichte für Kinder und Jugendliche soll zugleich Eliten- und Breitenwettbewerb sein. Er hat das forschende Lernen über Deutschland hinaus angestoßen, geprägt und verändert. Trotz der äußeren Kontinuität der projektförmigen Methode über fünf Jahrzehnte und des durch die Körber-Stiftung gepflegten Narrativs eines ausgereiften Wettbewerbskonzepts zeichnen sich eine frühe Phase des Sammelns von Quellen und der Archivarbeit ab und eine spätere Auseinandersetzung mit Geschichtsdeutungen und Geschichtsbildern, die mit der Untersuchung von Denkmälern (1992/93) oder der Ausschreibung Helden: verehrt – verkannt – vergessen (2008/9) aufgewertet wurde. Die Erweiterung auf vier Aufgaben – Suchen und Sammeln, Beschreiben, Erklären und Beurteilen – hat von 1978 bis heute Bestand und ist seit 1988/89 auch in einem schriftlichen Arbeitsbericht methodisch zu reflektieren.¹⁶ Wie herausfordernd diese Fachspezifik wissenschaftlichen Arbeitens ist, schildert eine 17-jährige Teilnehmerin anhand ihrer Erfahrungen mit Schülerwettbewerben, in denen die Einhaltung naturwissenschaftlicher Datenqualität ebenso verlangt wird wie die Beachtung historischer Quellenkritik: „Zwar kannte ich umfangreiche Recherche und Schreibearbeit auch aus den naturwissenschaftlichen Wettbewerben. Aber diese Form der Quellenrecherche, der Umgang mit Karten und Grundrissplänen und vor allem das kritische Hinterfragen von Quellen und Zeugenaussagen sowie das Deuten war eine neue Herausforderung“.¹⁷

Erschwerend kommt hinzu, dass Stadtgeschichte als „place-based-education“¹⁸ nicht selbstverständlich und systematisch in den Curricula aller Bundesländer, Schularten und Schulstufen verankert ist. Ob und wie sie im Unterricht

¹⁵ Vgl. Carmen Ludwig, Geschichte demokratisch erforschen. Der Geschichtswettbewerb des Bundespräsidenten, in: Beutel/Tetzlaff, Schülerwettbewerbe, S. 21-27; Michael Sauer, Spurensucher. Ein Praxisbuch für historische Projektarbeit, Hamburg 2014.

¹⁶ Vgl. Lukas Greven, Wandel oder Kontinuität? Eine retrospektive Längsschnittstudie zum forschend historischen Lernen mit Oral History im Geschichtswettbewerb des Bundespräsidenten, Diss. Aachen 2022, S. 195-244.

¹⁷ Geschichtswettbewerb des Bundespräsidenten, 20230819 My home is my castle – or only barracks? Die Wohnsituation der britischen Soldaten in Detmold 1945-2016, Beitrag von Rubina Helen Rothenstein, Klasse 10, Detmold, zit. Arbeitsbericht, o. S.

¹⁸ David A. Gruenwald/Nancy Koppelman/Anna Elam, „Our Place in History“. Inspiring Place-Based Social History in Schools and Communities, in: The Journal of Museum Education 32:3, 2007, S. 233-242, hier S. 234.

behandelt wird, ist von Lehrplaninnovationen sowie der schulinternen Lehrplanung abhängig. So ist etwa die Stadtgeschichte Brandenburg-Preußens Teil einer diachronen Betrachtung von Urbanisierungsprozessen.¹⁹ Lehrpläne in Rheinland-Pfalz geben den Lehrkräften dagegen vor, die epochenübergreifende Entwicklung des Wohnens und des Stadtbilds von der umgebenden Architektur aus zu unterrichten.²⁰ In Sachsen-Anhalt wiederum sollen Lernende im neuen Lernbereich Geschichtskultur auf „der Grundlage einer Internetrecherche die Marketingkampagne Magdeburgs als ‚Ottostadt‘ beschreiben und deren Berechtigung diskutieren“.²¹ Bezüge zum historischen Stadtmarketing, zu Reenactments und anderen Liveacts werden dabei zunehmend durch die Analyse digitaler Repräsentationen ergänzt, ersetzt oder zur Wahl gestellt.²² In der Lehrplanentwicklung beansprucht derzeit nicht nur die Nutzung digitaler Medien Vorrang, sondern mit der außereuropäischen und globalen Geschichte verlagern sich auch räumliche Schwerpunktsetzungen des Geschichtsunterrichts. Das ausschlaggebende curriculare Argument für Stadtgeschichte als „place-based-education“ bleibt dagegen, dass sie den Gang ins Gelände privilegiert und Kinder und Jugendliche in Kontakt mit ihrer Umgebung bringt, was sich positiv auf ihr Verhalten, auf ihr Verantwortungsbewusstsein und auf ihr historisches Verstehen auswirkt.²³ Das betrifft die historische Wahrnehmung,²⁴ eine Kultur des Engagements und das emotionale Wohlbefinden im Erkenntnisprozess. Bei einer 2018 durchgeführten Befragung von 392 Tutor*innen, die im Rahmen des Geschichtswettbewerbs des Bundespräsidenten lokal- und regionalgeschichtliche Projekte betreuten, gaben diese an, dass für ihr Engagement neben der Arbeit mit historischen Quellen vor allem die Motivation und Begeisterung sowie „neue Erfahrungen der Zusammenarbeit mit Schülerinnen und Schüler[n]“ ausschlaggebend waren.²⁵

¹⁹ Ministerium für Bildung, Jugend und Sport des Landes Brandenburg (Hrsg.), Rahmenlehrplan Jahrgangsstufen 7-10, Teil C: Geschichte, 2015, S. 29 f.

²⁰ Ministerium für Bildung Rheinland-Pfalz (Hrsg.), Lehrplan Gesellschaftslehre, Sekundarstufe I, Klassen 5-10, 2022, S. 54.

²¹ Sachsen-Anhalt Ministerium für Bildung (Hrsg.), Fachlehrplan Gymnasium, Geschichte, 2022, S. 21.

²² Ministerium für Schule und Weiterbildung des Landes Nordrhein-Westfalen (Hrsg.), Kernlehrplan Geschichte für die Sekundarstufe I, Gymnasium, 2019, S. 24.

²³ Vgl. Makuch/Aczel, *Children and Citizen Science*, S. 394.

²⁴ Zur Altersspezifik vgl. Ivonne Driesner, *Der historische Nahraum. Wahrnehmung und Deutung durch Schülerinnen und Schüler*, Frankfurt am Main 2021, S. 178-180; Dietmar von Reeken/Malte Thießen, *Reichweite und Grenzen von Erinnerungsräumen*, in: Janina Fuge/Rainer Hering/Harald Schmid (Hrsg.), *Gedächtnisräume, Geschichtsbilder und Erinnerungskulturen in Norddeutschland*, Göttingen 2014, S. 71-93.

²⁵ Anke John, *Der Geschichtswettbewerb im Tutorencheck*, in: Körber-Stiftung (Hrsg.), *Spurensuchen. Magazin für historisch-politische Bildung* 32, 2018, S. 28-29. Eine umfassende

Oft sind Schüler*innen überrascht, was geschichtswissenschaftliches Arbeiten bedeutet. Sie stellen fest, dass es nicht so sehr darum geht, möglichst viel und breites historisches Wissen zusammenzutragen, sondern dass Vergangenes erkenntnisgeleitet recherchiert und interpretiert werden muss. „Dieses Vorgehen“, so fasste es ein Tutor zusammen, „war für die Schülerinnen und Schüler neu und so mussten sie sich erstmal auf diese Herangehensweise, die sie noch nicht aus ihrem Unterricht gewohnt waren, einlassen“.²⁶ Während der erarbeitende Unterricht auf Routinen baut und relativ regelmäßige Abläufe die Unterrichtsplanung erleichtern sollen, sind im forschenden Lernen Flexibilität, Geduld und Mut gefragt, mit anderen etwas Ungewohntes auszuprobieren und sich auf eine Diskrepanz zwischen geplanten und tatsächlichen Vorgehensweisen einzulassen. Dabei in der Gruppe zusammenzuarbeiten²⁷ und zu eigenen, auch divergierenden Erkenntnissen zu gelangen, hat einen positiven Effekt auf das Selbstbewusstsein und die Entwicklung interpersonaler und sozialer Fähigkeiten.²⁸

3. Kein Selbstgänger: Partizipative Geschichtsprojekte von Kindern und Jugendlichen

„Warum sind die Häuser in der Konradsiedlung so klein, haben aber so einen riesengroßen Garten dabei?“²⁹ oder „Wie kommt die Kuh ins Bad?“³⁰ – Kinder und Jugendliche stellen ungewöhnliche Fragen an die Vergangenheit, die selten oder gar nicht auftauchen oder weit entfernt von wissenschaftlichen Expertisen sind. Sie haben besondere Interessen, vertiefen sich in Details, äußern irritierende, aber daher oft inspirierende Vorstellungen von Geschichte, die Pädagog*innen und Wissenschaftler*innen einen Spiegel vorhalten und sie mit

Darstellung der Umfrage und ihrer Ergebnisse auf www.geschichtswettbewerb.de [30.04.2024].

²⁶ Studentischer Tutorenbericht von Erik Sänger, abgedruckt in: Anke John u. a., Forschend-entdeckendes Lernen im Geschichtsunterricht. Leitfaden für Studentische Tutor*innen und ihre Betreuung in Praxisphasen des Studiums, Jena 2022, https://koerber-stiftung.de/site/assets/files/23762/geschichtswettbewerb_leitfaden_studentische_tutorinnen.pdf [30.04.2024].

²⁷ Mehr als die Hälfte der Einreichungen beim Geschichtswettbewerb 2022/23 waren Gruppenbeiträge (54,57 %), vgl. https://koerber-stiftung.de/site/assets/files/29765/2023_bundesstatistik_geschichtswettbewerb.pdf [30.04.2024].

²⁸ Vgl. John u. a., Forschend-entdeckendes Lernen, S. 25 f.

²⁹ Geschichtswettbewerb, 20230254 Warum sind die Häuser in der Konradsiedlung so klein? Beitrag von 21 Schüler*innen einer 2. Klasse der Grundschule am Sallerer Berg, Regensburg 2023.

³⁰ Geschichtswettbewerb, 20230115 Wie kommt die Kuh ins Bad? Leben und Wohnen in der Kreuzstraße. Beitrag von Alma Charlotte und Paula Helene Schwarzkopf, 3. Klasse, Großgottern 2023.

ihren erwachsenen Vorannahmen und Überzeugungen konfrontieren, die ihre Standpunkte verschieben und neue Perspektiven eröffnen. Die pädagogische Psychologie schreibt Kindern eine angeborene Neugier zu, sodass sie von sich aus forschend, wissbegierig und nach Beweisen suchend lernen. Ab dem vierten Lebensalter verstehen und interpretieren sie Geschichte, wenn sie beispielsweise eine Ritterburg malen oder mit dieser spielen. Sie benutzen historische Begriffe und erklären Zusammenhänge. Wie die empirische Geschichtsbewusstseinsforschung zeigt, gehen Kinder dabei jedoch anders als Jugendliche und Erwachsene vor, da ihr wissenschaftlich-methodisches Verständnis erst entwickelt werden muss.³¹ Der Blick auf die Altersunterschiede und Komplexitätsgrade im Umgang mit Geschichte differenziert daher das Verständnis von Themen, lässt alternative Perspektiven sichtbar werden und erhöht die Akzeptanz von unterschiedlichen fachlich-methodischen Niveaus. Eine Öffnung von Altersgrenzen für partizipative Geschichtsprojekte wäre daher zugleich ein Schritt zu einer Stadtgeschichte, die weniger limitiert ist durch ethnische, ökonomische, geschlechtliche und körperliche Einschränkungen.

Dass bürgerwissenschaftliche und geschichtskulturelle Teilhabe indessen auch an Schulen keine Selbstgänger, sondern durch bildungsbürgerlich und westdeutsch dominierte Vorstellungen geprägt sind,³² zeigt die konstant überdurchschnittliche Beteiligung von Gymnasien am Geschichtswettbewerb des Bundespräsidenten.³³ Wie Lukas Greven am Beispiel der Zeitzeugenmethode statistisch erhoben hat, ist der typische Teilnehmer, der Interviews führt, männlich und Schüler an einem Gymnasium aus dem Westen Deutschlands, vor allem aus Nordrhein-Westfalen. Er arbeitet einzeln, wird durch einen Tutor betreut und befragt vor allem Personen außerhalb der Familie, zu denen der persönliche Kontakt aber in der Regel über Familienmitglieder hergestellt wird.³⁴ Als Probleme der Beteiligung an der Spurensuche im Geschichtswettbewerb werden in Arbeits- und Tutorenberichten immer wieder folgende Aspekte genannt: das Verstehen der Aufgaben, die in den Ausschreibungen fachspezifisch,

³¹ Vgl. Markus Kübler u. a., Historisches Denken bei 4- bis 10-jährigen Kindern. Was wissen Kinder über Geschichte?, in: Michael Sauer u. a. (Hrsg.), Geschichtslernen in biographischer Perspektive. Nachhaltigkeit – Entwicklung – Generationendifferenz, Göttingen 2015, S. 271-287; Carlos Kölbl, Geschichtsbewusstsein im Jugendalter. Grundzüge einer Entwicklungspsychologie historischer Sinnbildung, Bielefeld 2004.

³² Vgl. Saskia Handro, Kinder und Jugendliche machen Geschichte! Geschichtswettbewerbe als partizipative Ressource, in: Katrin Minner (Hrsg.), Public History in der Regional- und Landesgeschichte, Münster 2019, S. 295-327.

³³ Beteiligung nach Schularten laut Statistik des Geschichtswettbewerbs 2022/23, Wohnen in der Geschichte: Gymnasium (80,67%), Gesamtschule (7,91%), Haupt- und Realschule (4,08%), Grundschule (2,82%), Sonstige (4,52%), https://koerber-stiftung.de/site/assets/files/29765/2023_bundesstatistik_geschichtswettbewerb.pdf [30.04.2024].

³⁴ Vgl. Greven, Oral History im Geschichtswettbewerb des Bundespräsidenten, S. 446.

aber einem demokratischen Ansatz folgend weder alters- noch schulartenbezogen formuliert sind; der Zeit- und Erfolgsdruck, unter dem neben dem Schulalltag etwas Außergewöhnliches geleistet werden soll; ökonomische Hürden wie Fahrtkosten und Archivgebühren und nicht zuletzt eine oft fehlende Akzeptanz für die Nachforschungen von Kindern und Jugendlichen.³⁵

Durch ein mehrstufiges Juryverfahren und die öffentliche Preisvergabe verhandelt und normiert der Geschichtswettbewerb geschichtskulturelle Partizipation als multiperspektivisch und wissenschaftsorientiert. Unterhalb der Sichtbarkeit in Spitzenbeiträgen und Preisträger*innen existiert indessen eine Vielfalt an Beteiligungsmöglichkeiten und Einflussnahmen durch partizipativ angelegte Projekte. Die International Association for Public Participation staffelt diese in fünf Stufen: „inform“, „consult“, „involve“, „collaborate“ und „empower“.³⁶ Die Europäische Kommission empfiehlt das Lundymodell: „space“, „voice“, „audience“, „influence“.³⁷ Es soll insbesondere Pädagog*innen für Kulturen und Strukturen der Ermöglichung und Anerkennung von Partizipation als Wert einer pluralen und aufgeklärten Gesellschaft sensibilisieren. Wissenschaftsskepsis und Desinformation als globalen Risiken lässt sich so auf einer breiten Skala begegnen. Zu den Einflussfaktoren auf die Herausbildung von „science capital“ zählt beispielsweise, wenn Kinder und Jugendliche Menschen kennenlernen, die in einem wissenschaftlichen Beruf arbeiten, und mit diesen in ihrem Alltag in Kontakt treten.³⁸ Im Rahmen von Citizen Science organisierte Expertengespräche sind umso wichtiger, wenn diese nicht in der eigenen Familie oder im Bekannten- und Freundeskreis möglich sind.

4. Weltoffene Stadtgeschichte

Ein Citizen im Sinne von Citizen Science wird als weltoffen verstanden, als jemand, dessen Interesse über die eigene Stadt und deren Geschichte hinausgeht. Für Kinder erfüllt die Spezifik des Historischen in der Region zunächst eine Orientierungsfunktion für andere, fremde Räume, die aufgrund des lokalge-

³⁵ Exemplarisch dazu Thüringer Schülerbeiträge und Tutorenberichte zwischen 2013 und 2021 bei John u. a., Forschend-entdeckendes Lernen im Geschichtsunterricht.

³⁶ IAP2 Spectrum of Public Participation, 2018, https://cdn.ymaws.com/www.iap2.org/resource/resmgr/pillars/Spectrum_8.5x11_Print.pdf [30.04.2024].

³⁷ Laura Lundy, „Voice“ is not enough. Conceptualizing Article 12 of the United Nations convention on the rights of the child, in: British Educational Research Journal 33:6, 2007, S. 927-942, <https://doi.org/10.1080/01411920701657033> [30.04.2024]; European Commission, The Lundy Model of child participation, 2022, https://commission.europa.eu/system/files/2022-12/lundy_model_of_participation_0.pdf [30.04.2024].

³⁸ Vgl. Richard Edwards u. a., Learning and Developing Science Capital Through Citizen Science, in: Hecker u. a., Citizen Science, S. 381-390, hier S. 384.

schichtlich Partikularen und Besonderen auch ins Leere laufen kann. Wachsen sie in einer von Backsteingotik geprägten Hansestadt auf, halten sie Berlin nicht unbedingt für eine alte Stadt, da die vertraute mittelalterliche Architektur dort nicht wiederzufinden ist.³⁹

Die Zeitspanne zwischen Kindheit und Erwachsensein ist zudem eine Phase der Übergänge und des Wechsels von Wohn-, Ausbildungs- und Studienorten. Nicht für jede und jeden ist der Schul- und Wohnort auch der Geburtsort. Jugendmobilität sowie Weltoffenheit sind zwar politisch gewollt und gesellschaftlich überwiegend akzeptiert,⁴⁰ doch stehen dieser Haltung ausgeprägte Heimatbezüge von Erwachsenen gegenüber.⁴¹ In den prämierten und archivierten Beiträgen des Geschichtswettbewerbs sind so immer wieder Auseinandersetzungen mit nostalgischen Gefühlen sowie mit abschottenden Haltungen und rassistischen Vorurteilen zu finden. Interventionen von Jugendlichen basieren oft auf Migrationsgeschichten. Sie treiben dabei eine bürgerwissenschaftliche Forschung und lokale Geschichtskultur voran, die ihre individuellen und gesellschaftlichen Orientierungsbedürfnisse aufgreifen sollen: „Einwanderung im ländlichen Kontext und das Gefühl der Einheimischen, etwas an die ‚Fremden‘ zu verlieren, sind Themen, die noch viel Nachholbedarf benötigen“.⁴² Exemplarisch für eine glokale, weltoffene stadtgeschichtliche Perspektive ist der Beitrag eines in Vietnam geborenen Preisträgers über die Kleinstadt Haren, die nach dem Zweiten Weltkrieg als polnische Republik Haren Macków verwaltet wurde. In den zwangsgeräumten Häusern und kommunalen Einrichtungen fanden Displaced Persons von 1945 bis 1948 ein vorübergehendes Zuhause. Anhand der teils verständnisvollen, teils gewaltsamen Reaktionen der deutschen Einwohner*innen setzte sich der 17-Jährige mit seiner eigenen Identität, mit Heimatvorstellungen sowie Ressentiments im Emsland auseinander. Die für ihn

³⁹ Vgl. Driesner, Historischer Nahraum, S. 184.

⁴⁰ Zur Datenlage in Europa vergleiche Joachim Lange (Hrsg.), Jugendmobilität als europäische Strategie. Wer und was bewegt Jugendliche?, Hildesheim 2018.

⁴¹ Bei einer Umfrage in Thüringen gab nur eine Minderheit von 4 Prozent der Befragten an, dass Heimat für sie eher oder sehr unwichtig sei, dabei lag der Anteil der 18- bis 24-Jährigen allerdings mit 20 Prozent deutlich über dem Durchschnitt. Vgl. Marion Reiser/Heinrich Best, Heimat Thüringen. Ergebnisse des Thüringen-Monitors 2018, S. 39, <https://www.komrex.uni-jena.de/komrexmedia/thueringen-monitor-neu/tm-2018-mit-anhang.pdf> [30.04.2024]. Der Thüringen-Monitor 2022 konstatiert eine starke Verbundenheit mit der Gemeinde und zugleich abwertende Einstellungen gegenüber Muslim*innen und Migrant*innen, S. 116-120, <https://www.komrex.uni-jena.de/komrexmedia/publikationen/thueringen-monitor/tm2022-lang-bf.pdf> [30.04.2024].

⁴² Die Formulierung „Nachholbedarf benötigen“ legt dabei nahe, dass ein Bedürfnis, die mangelnde Akzeptanz von Migration in den ländlichen Raum anzugehen, nicht per se besteht, sondern erst geweckt werden muss. Geschichtswettbewerb, 20230104 Republik Polen im Emsland: Haren-Macków.

ausschlaggebenden historischen Erfahrungen fand er dabei weniger in der Familiengeschichte als in der Lokalgeschichte: „Antworten bekomme ich nur, wenn ich mich mit der Geschichte anderer befasse, sprich mit dem Unbekannten [...] direkt in meiner Region“. Was aber bringt diesem Jugendlichen die Erforschung eines unbekanntes Kapitels der Geschichte Harens, wenn das Emsland für ihn nur eine „Zwischenstation“ ist, „bevor es raus in die große Welt geht“?⁴³ Dem Bedürfnis nach Mobilität kommen lokale Denk- und Wissensmuster im Umgang mit Geschichte entgegen, die als Praktiken universal und damit transferierbar sind. Sieht man von den partikularen Wissensbeständen beziehungsweise spezifischen Inhalten sehr unterschiedlicher Stadtgeschichten ab, betrifft das erstens den unmittelbaren, dauerhaften Zugang zur Quellenüberlieferung, zweitens die face-to-face-Tradierung historischen Wissens und drittens eine besonders selbstwirksame, generierende Partizipation an Geschichtskultur,⁴⁴ wofür weitere Beispiele aus dem Geschichtswettbewerb „Mehr als ein Dach über dem Kopf. Wohnen hat Geschichte“ (2022/23) angeführt werden.

5. Wissenspraktiken der Auseinandersetzung mit Lokalgeschichte

Die vor Ort zugängliche historische Überlieferung erfordert elementare Einsichten in die Bedeutung von Quellen für den historischen Erkenntnis- und Interpretationsprozess. Ersichtlich wird dies aus dem Arbeitsbericht zweier Teilnehmer des Geschichtswettbewerbs, die sich mit einer archäologischen Grabung auf einem seit dem Mittelalter genutzten Wohngrundstück in Prenzlau befassten. Sie fanden für die Rekonstruktion der Bauweisen und Eigentumsverhältnisse im Stadtarchiv der brandenburgischen Kleinstadt Grundbuchakten, Adressbücher und Fotos. Rückblickend erläuterten sie, warum die Erschließung methodisch herausfordernd war: „Archäologische Befunde auszuwerten, lernt man eben nicht in der Schule! Man lernt dort auch nicht, wie man alte Grund- oder Bauakten liest oder interpretiert! Auch, wenn wir uns im Geschichtsunterricht mit Quelleninterpretationen befassen. Doch die Texte, die wir dort bekommen, sind gedruckt und gut lesbar. Jetzt befassen wir uns aber mit handschriftlichen Akten des 18., 19. und 20. Jahrhunderts und einer Schrift, die heute wohl nur sehr wenige Personen fließend lesen können“.⁴⁵

⁴³ Geschichtswettbewerb, 20230104 Republik Polen im Emsland: Haren-Macków.

⁴⁴ Ausführlich bei Anke John, Lokal- und Regionalgeschichte, Frankfurt am Main 2018, S. 74-104.

⁴⁵ Geschichtswettbewerb, 20230893 Geschichte wird lebendig: Ein Wohnquartier und seine Bewohner in vergangenen Zeiten, Beitrag von Luca Elias Meier und Luca Schrot, Klasse 11, Prenzlau, S. 42.

Eine Besonderheit ist außerdem die Mündlichkeit lokalen Wissens. Sie ist in der Kommunikation über Geschichte mit Zeitzeug*innen und Expert*innen im persönlichen Umfeld aufgehoben. Dabei geht es zunächst um das Erzählen von Geschichten, um Zuhören und Nachfragen. Soziale Brücken und Beziehungen zwischen den Generationen entstehen trotz oder gerade aufgrund unterschiedlicher Interessen und multiperspektivischer Deutungen von Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen, wie Interviews einer altersgemischten Schülergruppe mit früheren Bewohner*innen eines DDR-Krankenhauses im damaligen Karl-Marx-Stadt deutlich machen. Die Zeitzeug*innen erzeugten durch ihren Dialekt und ihre Umgangssprache Verständnishürden und Alteritätserfahrungen, denn die Schüler*innen überforderte zunächst das tiefe Sächsisch und die Ausführlichkeit der Antworten dieser Zeitzeug*innen: „Hier noch den Durchblick zu behalten, was wie miteinander zusammenhing, war nicht einfach. Viel länger als gedacht, haben wir gebraucht, um für die Interviews die Transkripte zu erstellen. Die gesprochene Sprache und der teilweise extreme Dialekt ließen es unmöglich erscheinen, alles genau wiederzugeben“.⁴⁶ Dennoch wurde die Befragung als „spannend“ und motivierend wahrgenommen, weil nicht zuletzt „die Zeitzeugen selbst Freude daran hatten, ihre Geschichten zu erzählen“.⁴⁷ Die Auswertung der Interviews bestätigt auch, dass Aussagen von Zeitzeug*innen im Geschichtswettbewerb selten als Erfahrungsgeschichte, sondern als Pool der Informationsgewinnung und Illustration verstanden werden. Diese inhaltlich-methodische Begrenzung ist nicht nur den auf die Vergangenheit fokussierten Lernaufgaben und didaktischen Materialien geschuldet,⁴⁸ sondern auch einer geschichtskulturellen Praxis, die oft ohne kritische Anleitung übernommen wird.

In Bezug auf die generierende Partizipation an Geschichtskultur bestätigt sich im internationalen Vergleich, dass Jugendliche, die etwas über die lokale Geschichte gelernt haben, auch ein Interesse an dieser Geschichte entwickeln. Dieses Interesse wiederum führt zu bürgerschaftlichem Engagement.⁴⁹ Im Ge-

⁴⁶ Ebd., S. 3.

⁴⁷ Geschichtswettbewerb, 20230231 Wohnen, wo der Arzt kommt. Wohnen im städtischen Klinikum Karl-Marx-Stadt, Beitrag von 12 Schüler*innen der Klassen 6 bis 12, Chemnitz, Arbeitsbericht, S. 2.

⁴⁸ Vgl. Greven, Oral History im Geschichtswettbewerb des Bundespräsidenten, S. 385-403.

⁴⁹ Vgl. die Befunde einer Fragebogenerhebung mit 427 polnischen Schüler*innen im Alter von 14 bis 19 Jahren und eine Einordnung anderer empirischer Studien bei Anna Stefaniak/Michal Bilewicz/Maria Lewicka, The Merits of Teaching Local History: Increased place attachment enhances civic engagement and social trust, in: Journal of Environmental Psychology 51, 2017, S. 217-225, https://www.researchgate.net/publication/316022392_The_merits_of_teaching_local_history_increased_place_attachment_enhances_civic_engagement_and_social_trust [30.04.2024].

genzug ist die öffentliche Beachtung nichtakademischer und schulischer Geschichtsprojekte auf lokaler Ebene vergleichsweise groß. In kontroversen Debatten um die lokale Geschichtspolitik ist es für Erwachsene eher schwierig, Positionen von Kindern und Jugendlichen zu ignorieren oder diesen zu widersprechen. Geschichtskultur wird dadurch nicht nur vielstimmiger, sondern auch populärer in den Darstellungen.⁵⁰ Auch dafür lassen sich mit dem Geschichtswettbewerb etliche Beispiele anführen. In einem aktivistischen Musikvideo etwa zeigen Fünftklässler rappend historische Erinnerungsorte ihres Stadtteils Hannover-Mühlenberg, um der Stigmatisierung als Brennpunktviertel entgegenzuwirken und sozialen Zusammenhalt zu beschwören.⁵¹

Kinder und Jugendliche wollen, dass ihre Geschichten gehört werden, und natürlich auch, dass sie sich in einem Wettbewerb durchsetzen. In Podcasts und Erklärvideos testen sie so die Übertragbarkeit und die Wirkung von Wissenschaft aus. Sie sprechen mit anderen außerhalb des Klassenzimmers über ihre historischen Forschungen und generieren eigene Lern- und Vermittlungsangebote, die sich erkennbar vom schulischen Geschichtsunterricht und von wissenschaftsorientierten Formaten abheben. Der Umgang dieser Generation mit der Digitalisierung und Medialität von Geschichte in der Öffentlichkeit ist technisch versiert, in hohem Maße intuitiv und in Bezug auf populäre Medienformate imitierend. Bei der Recherche und historischen Kontextualisierung greifen Teilnehmende des Geschichtswettbewerbs heute zwar auf klassische geschichtswissenschaftliche Darstellungen zurück und rufen diese zunehmend im Internet ab. Wissenschaftlichen Texten wird aber eine vergleichsweise geringe Reichweite zugeschrieben, wenn es um die Präsentation der eigenen Forschung geht. Podcasts können – ein großer Vorzug aus jugendlicher Sicht – „fast überall gehört werden und man ist nicht auf den Bildschirm angewiesen. Mit einem Podcast können wir auch jüngere Personen erreichen und sie vielleicht für das Thema sensibilisieren“. Auch erscheint es „einfacher, dem Gesprochenen zu folgen, als einen wissenschaftlichen Text zu lesen“.⁵²

⁵⁰ Aus etlichen Erfahrungs- und Projektberichten, die die Anschlussfähigkeit an Public History betonen siehe u. a. John F. Lyons, Integrating the Family and the Community into the History Classroom. An Oral History Project in Joliet, Illinois, in: *The History Teacher* 40:4, 2007, S. 481-491; Jon Hunner, Historic Environment Education. Using Nearby History in Classroom and Museums, in: *The Public Historian* 33:1, 2011, S. 33-43 oder Libby Bischof, The Lens of the Local. Teaching and Appreciation of the Past through the Exploration of Local Sites, Landmarks, and Hidden Histories, in: *The History Teacher* 48:3, 2015, S. 529-559.

⁵¹ Vgl. Geschichtswettbewerb, 20230265 Wohnen hat Geschichte – Hannover Mühlenberg: Wir sind auf Spurensuche! Tutorenbericht und Musikvideo von 24 Schüler*innen, Klasse 5, Hannover 2023.

⁵² John u. a., Forschend-entdeckendes Lernen im Geschichtsunterricht, S. 40.

6. Fazit: Mit Kindern und Jugendlichen zu inklusiver und weltoffener Stadtgeschichte

Forschend-entdeckendes Lernen wie es im Geschichtswettbewerb als Citizen Science initiiert und praktiziert wird, öffnet den Blick für die Art und Weise, wie sich Kinder, Jugendliche und Lehrkräfte mit Stadtgeschichte auseinandersetzen, wie sie geschichtswissenschaftliche Methoden und historische Inhalte erlernen und anwenden. Es zeigt aber auch, unter welchen Umständen sie nicht dafür zu motivieren sind und auf welche Probleme ihre Beteiligung stößt. In Umfragen zu Heimatvorstellungen stellen Ansichten junger Menschen eher die Ausnahme dar, da sie sich offensichtlich in dieser Lebensphase noch nicht so sehr mit einem bestimmten Ort verbunden fühlen. Den Fokus einer partizipativen Erforschung von Stadtgeschichte auf den Prozess zu legen, kommt daher dem besonderen Maß an Mobilität unter Jugendlichen entgegen. Mit einer Kultur des gemeinsamen Engagements und des emotionalen Wohlbefindens sowie den wissenschaftsbezogenen Aktivitäten von Quellenrecherchen und Zeitzeugenbefragungen überschneiden sich soziale und fachliche Ziele forschend-entdeckenden Lernens. Forschungsergebnisse werden dabei zunehmend in populären Formaten der Geschichtskultur präsentiert. Schüler*innen legen Wert darauf, dass sie mit anderen außerhalb des Klassenzimmers über ihre Forschungsfragen und Erkenntnisse kommunizieren können. So kommen sie in Kontakt mit wissenschaftlichen Expert*innen und testen die Übertragbarkeit von Wissenschaft in die Öffentlichkeit aus. Wie an Beispielen aus dem Geschichtswettbewerb von 2022/2023 „Mehr als ein Dach über dem Kopf. Wohnen hat Geschichte“ gezeigt wurde, denken Kinder und Jugendliche Stadtgeschichte anders als Erwachsene. Dabei sorgen nicht nur naive, unbefangene Kinderfragen und die noch weiten Freiräume des sich erst entwickelnden wissenschaftlich-systematischen Erkenntnisinteresses für ungewöhnliche und erfrischende Perspektiven auf stadthistorische Themen. Überdies aktivieren die thematischen Ausschreibungen von Geschichtswettbewerben persönliche und gesellschaftliche Bezüge zu Migrationsgeschichten und anderen Problemgeschichten der Gegenwart, die Kinder und Jugendliche im lokalen Umfeld untersuchen. Ihre im Vergleich zu Erwachsenen geringere Verwurzelung mit dem Ort und größere Mobilität führt dabei immer wieder zu Interventionen gegen einen engen und ausgrenzenden Heimatbegriff. Nicht zuletzt finden sich Indizien dafür, dass Jugendliche, die als Schüler*innen methodisch angeleitet werden und echte Forschungsleistungen erbringen, im Vergleich zu erwachsenen Lai*innen die wissenschaftlich versierteren Stadthistoriker*innen sind. Dass diese dennoch vornehmlich als Schüler*innen und weniger als Forschende und geschichtskulturelle Akteur*innen im Sinne von Citizen Science wahrgenommen werden, lässt dominierende Vorstellungen von Experten- und Laienbeziehungen und

Generationenordnungen vermuten.⁵³ Nicht zuletzt deshalb sind die Effekte forschend-entdeckenden Lernens mit Kindern und Jugendlichen für eine partizipativ angelegte Stadtgeschichte noch so gut wie unerforscht.

Anke John, Prof. Dr., ist Professorin für Geschichtsdidaktik an der Universität Jena. Ihre Forschungsschwerpunkte beziehen sich auf forschungsbasiertes Lernen, auf universale Konzepte lokal- und regionalgeschichtlichen Lernens, Zeitgeschichte im Unterricht, historisches Lernen in der digitalen Welt und auf historische Urteilsbildungsprozesse. Derzeit ist sie unter anderem beteiligt am BMBF-Verbund „Diktaturerfahrung und Transformation“ zur Erforschung und Vermittlung von DDR-Geschichte und am ReTransfer-Verbund im BMBF-Programm „Kompetenzzentrum für digitales und digital gestütztes Unterrichten in Schulen und Weiterbildung“.

anke.john@uni-jena.de

⁵³ Vgl. Saskia Handro/Anke John, Leerformel Partizipation? Kinder und Jugendliche als Forschende und Akteure in der Geschichtskultur. Sektion der Zweijahrestagung der KGD Geschichtsdidaktik im Wandel: Innovative Zugänge und Herausforderungen, 18.-20. September 2024, Mainz.

Alexander Kraus

Von der Konfrontation zur Partizipation. Kommunale Erinnerungsarbeit als Feld der Bürgerwissenschaften in Wolfsburg

Whether in the guise of historical studies, alternative city tours, source documentation or oral history projects – since the 1970s the confrontation with the respective Nazi past has been one of the classic topics of local history initiatives, associations and workshops. Across Germany, searching for traces on the ground has become a life’s work for numerous citizen scientists from a wide range of backgrounds. Based on the premise that the continuous advocacy of groups of committed citizens for changing the culture of remembrance can be interpreted as a practised form of citizen science, this article begins by exploring the first decades of the local awakening of the culture of remembrance using Wolfsburg as a case study, before contrasting these developments with a current project on the Nazi past in the city of Volkswagen. This shows, on the one hand, how the techniques of protest and the will to shape things that were developed and learnt in the early decades continue to the present day and, on the other hand, how conditions for participation and co-determination have changed fundamentally. Whereas in the decades of confrontation, it was the committed citizens who first put the topic of dealing with the history of the Nazi regime on the agenda of Wolfsburg’s municipal government and the Volkswagen Group and prompted them to take action, the development of a memorial and learning site at the Laagberg Subcamp, which began in 2017, now took place in a participatory manner after an initial resurgence of confrontation. At the same time, however, the opportunities for associations and initiatives to be visible and take action themselves were now much more limited.

1. Einleitung

Die Aufarbeitung der kommunalen NS-Vergangenheit zählt spätestens seit den 1970er Jahren zu den klassischen Themen von lokalen Geschichtsinitiativen, -vereinen und -werkstätten. Deutschlandweit stieg die Anzahl erinnerungskultureller Interventionen außerhalb des universitären Milieus markant an – ob als lokalgeschichtliche Untersuchungen, antifaschistische beziehungsweise alternative Stadtrundfahrten, Quellendokumentationen und Oral-History-Projekte oder in Form von Beiträgen zu den Geschichtswettbewerben des Bundespräsidenten. In jener Zeit erkannten zahlreiche Bürgerwissenschaftler*innen unterschiedlichster Couleur und Herkunft die lokale „Spurensuche als Lebensauf-

gabe“.¹ Dies war auch in Wolfsburg nicht anders.

Angesichts der Tatsache, dass es in der Regel engagierte Bürger*innen und Vereine gewesen waren, die ab den späten 1960er Jahren nicht nur in Wolfsburg, sondern überall in der alten Bundesrepublik Aufarbeitungsprozesse vor Ort erst angestoßen haben, wird zunächst das Engagement in der Volkswagenstadt bis zum Ende der 1980er Jahre vorgestellt. Die Prämisse ist, dass das kontinuierliche Eintreten von Gruppen engagierter Bürger*innen für einen Wandel der Erinnerungskultur innerhalb der Stadt Wolfsburg als eine praktizierte Form des Bürgerwissens und der Citizen Science zu deuten ist. Die Aktiven waren nicht nur lokal verortet, sondern agierten überregional, bezogen immer wieder Position und traten mit Nachdruck für ihre Anliegen ein. Sie hatten über die Jahre ein immenses Expertenwissen zusammengetragen, das sie gegenüber der Kommune zu platzieren wussten. Die Entwicklungen aus den beiden Jahrzehnten des erinnerungskulturellen Aufbruchs vor Ort werden anschließend einem aktuellen Aufarbeitungsprojekt gegenübergestellt, um veränderte Konstellationen sichtbar zu machen. Dabei zeigt sich einerseits, wie damals erarbeitete und erlernte Techniken des Protests und des Gestaltungswillens bis in die Gegenwart fort dauern, und wird andererseits deutlich, wie sich die Bedingungen der Teilhabe und der Mitgestaltung grundlegend verändert haben.

2. Die Anfänge der NS-Aufarbeitung in Wolfsburg zwischen Protest und symbolischer Tat

In der monoindustriell geprägten Stadt im „Zonenrandgebiet“ war es beispielsweise Pastor Rudolf Dohrmann von der Industriediakonie Arche, der zusammen mit Gleichgesinnten bereits Anfang der 1960er Jahre mit Jugendlichen, Auszubildenden und jungen Erwachsenen mehrwöchige Reisen zur Gedenkstätte des ehemaligen Konzentrations- und Vernichtungslagers Auschwitz-Birkenau unternahm – und dies noch ehe die Aktion Sühnezeichen ihre feste Zusammenarbeit mit der Gedenkstätte begonnen hatte. Den einzelnen Reisen ging jeweils eine mehrmonatige intensive Vorbereitung voraus. Gisela Abel, eine langjährige Mitstreiterin Pastor Dohrmanns, die dessen Arbeit nach seinem Weggang 1969 fortsetzte und die für viele der damals Aktiven eine prägende Persönlichkeit und ein echtes Vorbild gewesen war,² hob im Zeitzeugengespräch

¹ Philipp Kratz, *Eine Stadt und die Schuld. Wiesbaden und die NS-Vergangenheit seit 1945*, Göttingen 2019, S. 267.

² Zeitzeugeninterview mit Eberhard Brandt, 21. Februar 2019 von Larissa Ornat und Lena Windhövel, in: *StadtA WOB*, H.1.13, S. 6; sowie Zeitzeugeninterview mit Witich Roßmann vom 1. Juni 2019 von Ilayda Kaynarcalidan und Jana Lücke, in: *StadtA WOB*, H.1.13., S. 12.

hervor, keine der vielen Polenfahrten sei „ohne Auschwitz möglich“ gewesen. Es sei stets darum gegangen, „dort eben die Geschichte anzusehen, eben zu verinnerlichen, mehr zu diskutieren“. Ihr eigener gewählter Schwerpunkt sei deshalb auch immer die „Versöhnungsarbeit“ gewesen.³ Entsprechend leisteten die Teilnehmenden vor Ort tätige Wiedergutmachung und legten beispielsweise die Fundamente des ehemaligen Krematoriums II frei (Abb. 1).⁴ Diese Erfahrungen sollten schließlich auch zu einer „Grabe-wo-du-stehst-Erfahrung“ in Wolfsburg selbst führen: Einige der Teilnehmer*innen, die mit Pastor Dohrmann und der Aktion Sühnezeichen 1967 nach Auschwitz gereist waren, zählten ein Jahr später auch in Wolfsburg zu jenen Aktiven, die damit begannen, „vor der eigenen Haustür“ nach den Orten der nationalsozialistischen Verbrechen zu suchen und diese über öffentliche Aktionen zu problematisieren. Die in der polnischen Gedenkstätte eingeübten Techniken – sprich die physische Arbeit vor Ort in Verbindung mit der geistigen Auseinandersetzung mit der NS-Geschichte – gaben in Wolfsburg schließlich den entscheidenden Impuls für einen erinnerungspolitischen Wandel auf kommunaler Ebene.



Abb. 1: Pastor Dohrmann mit seiner Gruppe während ihrer Arbeit auf den Ruinen des Krematoriums in Auschwitz, 1968. Ausschnitt aus der Monatsschrift Polen, Nr. 161, H. 1, S. 14; Foto: Tadeusz Rolke.

³ Zeitzeugeninterview mit Olde Dibbern und Gisela Abel vom 7. Februar 2014 von Günter Riederer, in: StadtA WOB, 47 19 25, Ordner 8, S. 4. Gisela Abel führt aus, die Fahrten so lange fortgesetzt zu haben, bis die Volkswagen AG damit begonnen habe, mit einem Teil der Lehrlinge nach Auschwitz zu fahren. Während sie stets um Förderung und Zuschüsse habe ringen müssen, habe der Automobilkonzern „natürlich Geld im Überfluss [gehabt], da flutschte das und dann reichte es ja auch, wenn eine Institution nach Auschwitz fährt“, ebd., S. 6.

⁴ Siehe dazu Alexander Kraus, Stadt ohne Geschichte? Wolfsburg als Demokratielabor der Wirtschaftswunderzeit, Göttingen 2021, S. 195-209.

Denn als 1968 in Wolfsburg das 25-jährige Stadtfest begangen wurde, nutzten Mitglieder des Unabhängigen Schülerbunds, der Gewerkschaftsjugend, der Kampagne für Demokratie und Abrüstung und der Sozialistischen deutschen Arbeiterjugend die Gunst der Stunde, um nicht nur öffentlichkeitswirksam die feierliche Vereidigung von Bundeswehrrekruten durch ihren Protest zu stören. Sie pflegten auch den lange politisch-institutionell beschwiegene(n), damals noch sogenannten Ausländerfriedhof – die heutige Gedenkstätte für die Opfer der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft, auf dem 476 Opfer des NS-Regimes ihre letzte Ruhestätte gefunden haben.⁵ Auch hier wurde die Tat zur Botschaft. Bei der Pflege des lange vergessenen, vernachlässigten und letztlich marginalisierten Orts waren dann auch wieder Vertreter*innen der Industriediakonie Arche, wie Pastor Dohrmann und Gisela Abel, beteiligt: Grabeinfriedungen wurden geharkt, Unkraut gejätet, Gestrüpp ausgerissen und die Bodenplatten des dort bereits in den unmittelbaren Nachkriegsjahren durch die sowjetische Militäradministration initiierten Denkmals gereinigt (Abb. 2). Die so erlangte Sichtbarkeit und Wahrnehmung des Friedhofs kann als eine Form von Bürgerwissenschaft gedeutet werden, war doch damit ein zentraler Ort des nationalsozialistischen Unrechts erstmals ins gesellschaftliche Bewusstsein gerückt und der Beginn der NS-Aufarbeitungsgeschichte in Wolfsburg eingeläutet. Dies geschah wohlgerne gegen den Willen zahlreicher kommunaler Akteur*innen, denen der Aktivismus durchaus ein Dorn im Auge war. So unternahm beispielsweise der damalige Leiter der Pressestelle und Archivar der Stadt Wolfsburg zeitgleich einen Versuch, mit einer Dokumentation die Geschichte des Orts zu verharmlosen.⁶

⁵ Hier und im Folgenden Kraus, *Stadt ohne Geschichte?*, S. 242-261; Michael Siems, *Konkurrierende Wahrheiten. Geschichtsbilder in Wolfsburg 1945–1988*, Göttingen 2021, S. 80-90; Alexander Kraus, *Jugendprotest in der Wirtschaftswunderstadt. Eine visuelle Spurensuche*, in: Ralf Beil/Ders. (Hrsg.), Robert Lebeck, 1968, Göttingen 2018, S. 165-170.

⁶ Vgl. Bernhard Gericke, *Die Bestattung und die Gräber von Ausländern in Wolfsburg vom Juli/August 1968*, in: *StadtA WOB*, F 141. Siehe dazu Maik Ullmann, *Oral History von rechts. Einstige Eliten der „Stadt des KdF-Wagens“ im Gespräch mit Bernhard Gericke*, Hannover 2022, S. 25-30.



Abb. 2: Grabpflege als Abschluss einer Protestaktion, 22. Juni 1968, rechts im Bild: Pastor Rudolf Dohrmann. Foto: Robert Lebeck, Archiv Robert Lebeck/IZS.

Wie sehr die Protestaktion die damals beteiligten Aktiven prägte, zeigt ein Zeitzeugeninterview mit der späteren Lehrerin und Bürgermeisterin Wolfsburgs, Hiltrud Jeworrek (SPD), in dem sie davon berichtet, mit ihren Schüler*innen alljährlich diesen prägenden Ort der Stadtgeschichte aufgesucht zu haben: „Ich bin dort mit meinen Schulklassen immer einmal hingegangen, damit sie sich das ansehen und die Namen [und] Geburtsdaten [lesen]: Da sind auch Babys mit beerdigt, da sind junge Leute mit beerdigt“.⁷ Für sie war die Konfrontation mit den Gräueltaten der Nationalsozialisten zentraler Ausgangspunkt ihrer eigenen Politisierung.

Die einmal geweckte Aufmerksamkeit für den Friedhof hielt sich über die folgenden Jahre, wenngleich mit wechselnder Besetzung. Mal traten Vertreter*innen der DGB-Jugend, mal solche der bereits erwähnten anderen Gruppen in Aktion und nötigten die Stadt Wolfsburg zu einer Umgestaltung. Ein Kuratorium bestehend aus Mitgliedern der Aktion Sühnezeichen, der Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes, der Sozial-Liberalen Jugend, des Studi-

⁷ Hier und im Folgenden Zeitzeugeninterview mit Hiltrud Jeworrek vom 20. Februar 2019 von Larissa Ornat und Lena Windhövel, in: StadtA WOB, H.1.13., S. 12 und S. 14. Siehe dazu auch Ilayda Kaynarcalidan u. a., „Es war nicht anders als bei den Studenten auch“. Die politisierte Jugend der späten 1960er Jahre in Wolfsburg im Interview, in: Das Archiv. Zeitung für Wolfsburger Stadtgeschichte 5:17, 2020, S. 1-6.

enkreises zur Erforschung und Vermittlung des Widerstands von 1933–1945, der Marxistischen Schüler-Assoziation, des Stadtjugendrings, der Schülermitverwaltung des Theodor-Heuss-Gymnasiums sowie der Industriediakonie Arche trat schließlich mit Vehemenz dafür ein, eine Gedenktafel aufzustellen und eine begleitende Dokumentation zu erarbeiten – und konnte sich mit den Forderungen durchsetzen. An der für den 7. Mai 1972 anberaumten Gedenkfeier beteiligte sich die Stadt hingegen nicht – um dann ihrerseits ein Jahr später anlässlich der feierlichen Einweihung einer Gedenktafel, die mit dem verschleiernden Text „Hier ruhen 476 Ausländer, darunter 131 Kinder, die 1942–1947 durch Krankheit und Hunger den Tod fanden“ aufwartete, die Mitglieder des Kuratoriums von der Feier auszuschließen. Lediglich der Rat der Stadt Wolfsburg war geladen – die Stadtbevölkerung wurde allein von der Presse informiert.

Der geschilderte Fall ist einerseits Beleg für die zuvor ungeahnten „Möglichkeiten zur Einflußnahme und Mitgestaltung“ wie auch den sich öffnenden Raum zur Identifikation,⁸ den die erinnerungspolitische Arbeit vor Ort den Aktiven bot. Somit partizipierte die engagierte Öffentlichkeit nicht nur an Erkenntnisprozessen, sondern setzte diese erst maßgeblich in Gang – und war damit direkt an der Definition dessen beteiligt, was das Wesen der eigenen Stadt ausmachen sollte.⁹ Ihr Agieren lässt sich als bürgerwissenschaftliches Handeln lesen, das der Beteiligung akademischer Akteur*innen (noch) nicht bedurfte. Zugleich legt das Fallbeispiel offen, wie die so geleistete Erinnerungsarbeit durch die städtischen Verantwortlichen mitsamt der kommunalen Verwaltung vereinnahmt wurde, die sich letztlich mit fremden Federn schmückten.

3. Die 1980er Jahre im Zeichen bürgerwissenschaftlichen Engagements für die Erinnerungskultur

Wurde der „Ausländerfriedhof“ auf diesem Wege zwar in Form von jährlichen Kranzniederlegungen zu einem Ort des offiziellen Gedenkens, so sollte es bis Anfang der 1980er Jahre dauern, bis erneut Mitglieder der IG Metall-Jugendorganisation den Friedhof zum Ort demonstrativer Grabpflege wählten.¹⁰ Auch entstand in jenen Jahren die Tradition, am 8. Mai auf dem „Ausländerfriedhof“ den Opfern des NS-Regimes zu gedenken. Beteiligt waren daran unter anderem

⁸ Vgl. Gerhard Paul/Bernhard Schoßig, Vorwort, in: Dies. (Hrsg.), *Die andere Geschichte. Geschichte von unten, Spurensicherung, ökologische Geschichtswerkstätten*, Köln 1986, S. 11–13, hier S. 13.

⁹ Vgl. den Beitrag von Sebastian Haumann in diesem Heft.

¹⁰ Vgl. Siems, *Konkurrierende Wahrheiten*, S. 124. Siehe dazu die Fotografie in den *Wolfsburger Nachrichten* vom 26. Oktober 1981.

die Gewerkschaftsjugend, der Kreisjugendausschuss der DGB, der Kreisverband Wolfsburg der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft und das Friedensforum der Industriediakonie Arche.¹¹ Die erhaltenen Programmübersichten dokumentieren die hierbei kommunizierten Inhalte, die vehement formulierten Forderungen und ausgefeilten Bildprogramme, den jeweiligen Diskussionsstand der miteinander kooperierenden Gedenkinitiativen und das wachsende Wissen über das vor Ort begangene NS-Unrecht.

Fast parallel zur einsetzenden lokalen Gedenkkultur erschien im Oktober 1981 eine Broschüre der DGB-Jugend, die als „alternative Stadtrundfahrt“ umschrieben wurde und zum Thema machte, was bislang „verschwiegen wurde“. Im Vorwort wurde die Zielsetzung klar benannt: Man wolle, „aufbauend auf der Geschichte unserer Stadt, damit anfangen“, die grauenvolle Geschichte des Faschismus mit der Gegenwart zu verbinden.¹² Was in der Schule, den Lehrmaterialien und den „Hochglanzbroschüren“ über Wolfsburg zu lesen sei, sei „nicht unsere Geschichte“. Die Stadtrundfahrt selbst führte unter anderem zu verschiedenen einstigen Arbeitslagern und dem „Ausländerfriedhof“. In der Broschüre wiederum waren dann auch erstmals das „KZ-Arbeitsdorf“ sowie die zwei Außenlager des KZ-Neuengamme in der „Stadt des KdF-Wagens bei Fallersleben“ benannt und einzelne Dokumente aus dem Stadtarchiv sowie Auszüge aus Artikeln abgedruckt. Zudem fand sich eine kritische Auseinandersetzung mit Ferdinand Porsches Vergangenheit – ein stadtgeschichtliches Thema, das bis weit über das Jahrzehnt hinaus nicht abebben sollte. Allein der Arbeitskreis kirchlicher Mitarbeiter legte 1986, 1988 und 1991 jeweils Dokumentationen vor, die die örtlichen Diskussionen über den einstigen Betriebsarzt Dr. Körbel,¹³ Ferdinand Porsches Verwicklung in die Zwangsarbeit und die ausbleibende Entschädigung der ehemaligen Zwangsarbeiter*innen durch die Volkswagen AG wiedergaben.¹⁴

¹¹ Siehe dazu die ab 1982 dokumentierten Flyer und Programmübersichten auf der Seite des Wolfsburger Vereins Erinnerung und Zukunft e. V., <http://wolfsburg-erinnerung-zukunft.de/archiv/> [02.05.2024].

¹² Vgl. DGB-Jugend Wolfsburg, *Wolfsburger Geschichte 1933. „was verschwiegen wurde“*. Eine alternative Stadtrundfahrt, Wolfsburg 1981.

¹³ Dr. Hans Körbel zeichnete während des Zweiten Weltkrieges unter anderem für die Aufsicht über das euphemistisch genannte „Ausländerkinderpflegeheim“ des Volkswagenwerks verantwortlich. In diesem kamen aufgrund schlechter hygienischer Bedingungen, von Überbelegung und fehlender Pflege und Fürsorge sowie Mangelernährung weit mehr als 360 Kleinkinder ums Leben. Gegen Körbel und andere Verantwortliche kam es 1946 zu einem Kriegsverbrecherprozess, an dessen Ende Körbel hingerichtet wurde. In Wolfsburg hielt sich bis in die 1980er Jahre der Mythos, dieser sei Opfer einer Siegerjustiz geworden. Siehe dazu Marcel Brüntrup, *Verbrechen und Erinnerung, Das „Ausländerkinderpflegeheim“ des Volkswagenwerks*, Göttingen 2019, S. 134-147.

¹⁴ Vgl. Arbeitskreis kirchlicher Mitarbeiter im Kirchenkreis Wolfsburg (Hrsg.), Porsche, Dr.

Es waren die engagierten Bürgerwissenschaftler*innen selbst, die damals für eine Verwissenschaftlichung sorgten und sich die wissenschaftliche Expertise in Person der Historikerin Dr. Ursula Krause-Schmitt aus Frankfurt am Main einluden, um über den Wandel von Porsche als „Hitlers genialem Konstrukteur zum Technokraten des Krieges“ vorzutragen. Dies war nichts weniger als ein umfassender Angriff auf die damals noch immer wirkmächtige Porsche-Legende, jenem Konstrukteur, dem in Wolfsburg die zentrale Magistrale, Schule und Stadion gewidmet waren, und dessen Büste noch heute vor dem Rathaus steht. Die in Gang gesetzten lokalen Diskussionen – die Pressebeiträge sind Legion und zeugen von der Wirkmächtigkeit der Bürgerwissenschaftler*innen der 1980er Jahre, die es immer wieder verstanden, ihre Themen zu platzieren – beschäftigten bald nicht nur die Politik vor Ort, sondern führten auch zu Artikeln in überregionalen Medien, beispielsweise einem Beitrag in der Zeitschrift *Konkret* sowie einem Bericht auf Deutschlandfunk.

Schon zuvor war die Debatte um den „Ausländerfriedhof“ erneut hochgekocht. Nachdem einmal mehr kirchliche und gewerkschaftliche Gruppen sowie der Kreisverband der DGB für die Umwidmung in eine offizielle Gedenkstätte eingetreten waren, griffen die Grünen diese Forderung auf und brachten einen entsprechenden Antrag in den Rat der Stadt Wolfsburg ein. Später folgte die SPD mit einem eigenen Antrag.¹⁵ Trotz des umfassenden Berichts des Stadtarchivars Klaus-Jörg Siegfried im Kulturausschuss¹⁶ blieb der Wunsch nach einer Gedenkstätte am Ort des NS-Unrechts noch immer ungehört, wusste die damals regierende CDU dies doch erfolgreich zu verhindern. Allerdings wurde Siegfried mit der Ausarbeitung einer umfangreichen Untersuchung über die Lebensbedingungen der Zwangsarbeiter*innen, Kriegsgefangenen und KZ-Häftlinge beauftragt.¹⁷ Eine erste kommentierte Quellenedition erschien 1986 unter dem Titel „Rüstungsproduktion und Zwangsarbeit im Volkswagenwerk 1939–1945“, der Siegfried zwei Jahre später eine tiefergehende Analyse folgen ließ („Das Leben der Zwangsarbeiter im Volkswagenwerk 1939–1945“). Mit der

Körbel und die Kirche in Wolfsburg. Dokumentation einer Diskussion 1985/86 über Wolfsburg in der Zeit des Faschismus, Wolfsburg 1986; Ders. (Hrsg.), *Erinnerung, das Geheimnis der Versöhnung*. Wolfsburg – 50 Jahre danach. Dokumentation einer Diskussion 1987/88 über Stadtgründung, Porsche und Zwangsarbeit, Wolfsburg 1988; Ders. (Hrsg.), *Entschädigung ehemaliger NS-Zwangsarbeiter*. Eine Wolfsburger Diskussion über ein unerledigtes Kapitel deutscher Geschichte. Dokumentation. Eine Diskussion in Wolfsburg über Zwangsarbeiter und ihre Entschädigung, Wolfsburg 1991.

¹⁵ Hier und im Folgenden vgl. Siems, *Konkurrierende Wahrheiten*, S. 127 f.

¹⁶ Vgl. Bericht des Stadtarchivs an den Kulturausschuss, Entstehung und Geschichte des Ausländerfriedhofs und des Waldfriedhofs, 11. Oktober 1983, in: *StadtA WOB*, H.1.9.

¹⁷ Vgl. Sebastian Brünger, *Eine Frage der Unabhängigkeit*. Unternehmensgeschichte(n) bei Volkswagen, in: *Das Archiv*. Zeitung für Wolfsburger Stadtgeschichte 2:6, 2017, S. 4-6.

stadthistorischen Aufarbeitung, die letztlich durch das stete Aufbegehren der Bürgerschaft initiiert wurde, erreichte Wolfsburg auch überregional Aufmerksamkeit. Funk und Printmedien berichteten in großer Zahl über die Publikationen Siegfrieds,¹⁸ schließlich übernahmen diese im Grunde eine Vorreiterrolle in der Debatte über den Umgang mit den NS-Opfern.¹⁹ Im Zuge der Diskussionen um die noch immer ausgebliebene Entschädigung der Zwangsarbeiter*innen sah sich schließlich auch der Volkswagenkonzern 1986 dazu genötigt, eine umfangreiche Studie zur Unternehmensgeschichte im „Dritten Reich“ beim Bochumer Historiker Hans Mommsen in Auftrag zu geben, die jedoch erst zehn Jahre später erscheinen sollte.²⁰

Doch ein großer Teil der zivilgesellschaftlichen Initiativen gab sich Mitte der 1980er Jahre nicht damit zufrieden, geduldig auf Ergebnisse der teils langwierigen wissenschaftlichen Forschungsarbeiten zu warten. Bereits 1984 hatte mit der Benennung eines Weges in unmittelbarer Nähe der späteren Gedenkstätte nach der in der damaligen „Stadt des KdF-Wagens bei Fallersleben“ verstorbenen sowjetischen Zwangsarbeiterin Lydia Stowbun, die unter anderem im sogenannten Ausländerkinderpflegeheim in Rühren als Krankenschwester eingesetzt worden war, eine stärkere Individualisierung der Erinnerung begonnen.²¹ Nachdem nun der Weg, der an dem so wichtigen Erinnerungsort vorbeiführte, nach einem NS-Opfer benannt war, wurden anlässlich des 40. Jahrestages des Kriegsendes in Europa 1985 die bereits in den Jahren zuvor erhobenen Forderungen nach der Umbenennung des „Ausländerfriedhofs“ in „Gedenkstätte für die Opfer des Faschismus“ wieder aufgegriffen. Konkret schlug man vor, eine Gedenkstätte samt begleitender Ausstellung vor Ort einzurichten und diese in das offizielle Besuchsprogramm der Stadt Wolfsburg aufzunehmen. Zusätzliches Gewicht bekamen ihre Forderungen in Form eines Bürgerantrags, den insgesamt über 5.600 Einwohner*innen Wolfsburgs unterzeichnet hatten – eben

¹⁸ Siehe beispielsweise StadtA WOB, B.1.2, Nr. 9032, Nr. 9035 und Nr. 9036.

¹⁹ Grundsätzlich dazu Sebastian Brünger, *Geschichte und Gewinn. Der Umgang deutscher Konzerne mit ihrer NS-Vergangenheit*, Göttingen 2017.

²⁰ Vgl. Hans Mommsen/Manfred Grieger, *Das Volkswagenwerk und seine Arbeiter im Dritten Reich*, Düsseldorf 1996.

²¹ Kurioserweise gibt es Indizien darauf, dass Lydia Stowbun, trotz Eintrag in die Totenliste und Grabmal auf dem Wolfsburger Waldfriedhof, die NS-Zeit überlebt haben könnte. Siehe dazu Maik Ullmann, *Lydia Stowbun. Oder: Das leere Grab auf dem „Wehrmachtsfeld“ des Wolfsburger Waldfriedhofes?*, in: *Das Archiv. Zeitung für Wolfsburger Stadtgeschichte* 5:17, 2020, S. 11 f. Ullmann thematisiert mit dem 2010 entstandenen Sara-Frenkel-Platz in der Wolfsburger Innenstadt, der nach einer Zwangsarbeiterin benannt ist, die im „Ausländerkinderpflegeheim“ des Volkswagenwerks Zwangsarbeit leistete, und dem 2012 benannten Sofia-Gladica-Weg, der an ein Kind einer ukrainischen Zwangsarbeiterin erinnert, das im Alter von 16 Monaten im nach Rühren verlegten „Kinderheim“ verstarb, kurz auch zwei weitere Beispiele der individuellen Erinnerung.

diesen Antrag und die in mehreren Aktenordnern gebündelten Unterschriftenlisten übergaben sie am 8. Mai Oberbürgermeister Rolf Nolting im Rahmen der Gedenkfeier (Abb. 3).²² Dass mehr als 1.000 der Unterschriften durch die Stadt für ungültig erklärt wurden, da sie auf Wolfsburger*innen zurückgingen, die nicht deutsche Staatsbürger*innen waren, verrät einerseits etwas über ein demokratisches Defizit, andererseits etwas über die Bedeutung, die die NS-Aufarbeitung schon damals für Migrant*innen hatte. In der überlieferten Auswertung der Unterschriften zum Bürgerantrag heißt es dazu in einem handschriftlichen Kommentar mit Blick auf die überwiegend aus der italienischen Community abgegebenen Stimmen lapidar: „nur Ausländer“.²³ Doch die Forderungen erschienen den Aktiven umso berechtigter, als es in den Jahren zuvor wiederholt zu Schändungen des Friedhofes gekommen war. Daher „bewiesen“ die Unterzeichnenden, so der Wortlaut, „daß sie aus der Geschichte gelernt haben“.²⁴

Begleitet wurde die Übergabe durch eine Aktion der seit 1981 bestehenden Initiative für den Frieden der VW-Arbeiter, die gewissermaßen klandestin im Volkswagenwerk in der dortigen Gießerei eine Gedenktafel fertigten, diese anschließend aus dem Werksgelände herausschmuggelten und während der Gedenkfeier präsentierten (Abb. 4).²⁵ Mit der Textbotschaft „Gedenkstätte für die Opfer des Faschismus“ schuf man zugleich einen scharfen Kontrast zur bestehenden Tafel mit ihrem euphemistischen Wortlaut, wenngleich sich die Bezeichnung im langen Streit um die Namenswahl nicht durchsetzen ließ. Im Vorfeld der Veranstaltung hielt nicht nur der Stadtarchivar Klaus-Jörg Siegfried einen Lichtbildvortrag zur Entstehung des „Ausländerfriedhofs“ und der „Lage der ausländischen Zwangsarbeiter, Kriegsgefangenen und KZ-Häftlinge im VW-Werk“, sondern auch der Marburger Professor Reinhard Kühnl, der seinerseits zum Thema „Der 8. Mai 1945 – Tag der Kapitulation, der Niederlage oder der Befreiung?“ in der Arche sprach. Die insgesamt 25 (!) beteiligten Initiativen und gesellschaftlichen Gruppierungen hatten längst für eine wissenschaftliche Unterstützung ihrer Anliegen gesorgt.

²² Vgl. StadtA WOB, B.1.2, Nr. 10521 und Nr. 9069.

²³ Bürgerantrag: Umbenennung des Ausländerfriedhofes, 6.6.1985, in: StadtA WOB, B.1.2, Nr. 10521, Bd. 1.

²⁴ Ebd.

²⁵ Vgl. Interview mit Alfred Hartung zur Geschichte der Gedenktafel am 1. Februar 2022 durch Dr. Alexander Kraus.



Abb. 3: Pastor Harwig Hohnsbein (Mitte) übergibt während der Gedenkveranstaltung auf dem „Ausländerfriedhof“ an Oberbürgermeister Rolf Nolting (mit Gehhilfe) einen Bürgerantrag mit 5.657 Unterschriften Wolfsburger Bürger*innen. Zwischen ihnen steht Heinrich Heidersberger, rechts außen Jürgen Lerchner, IG Metall Wolfsburg, die beide mit Pastor Hohnsbein zusammen den Bürgerantrag initiiert hatten, 8. Mai 1985. Foto: Mechthild Hartung, Wolfsburg, IZS Wolfsburg. Mit Dank an Mechthild Hartung.



Abb. 4: Werner Maletzki, Vertrauenskörperleitung der IG Metall im Volkswagenwerk, und Manfred Reck, IG-Metall-Sekretär, (v. li.) halten die klandestin in der Gießerei des Volkswagenwerks erarbeitete Gedenkplatte der IG Metall, 8. Mai 1985. Foto: Mechthild Hartung, Wolfsburg, IZS Wolfsburg. Mit Dank an Mechthild Hartung.

Ebenfalls Mitte der 1980er Jahre hatten die Grünen als Reaktion auf die nicht abreißen lassen Debatten in der Stadt einen weiteren Antrag eingereicht, in dem sie – wenn auch zunächst ohne Erfolg – die Aufstellung von Gedenktafeln im Stadtgebiet forderten. Die CDU hatte dies damals noch mit der Begründung abgelehnt, eine Konfrontation mit dem begangenen NS-Unrecht könne den heutigen Bürger*innen der Stadt nicht zugemutet werden.²⁶ Dies änderte sich jedoch 1986, als ein an den damaligen Oberbürgermeister Rolf Nolting adressierter Brief des ehemaligen KZ-Häftlings Maurice Gleize Gehör fand. Gleize bat darum, am Ort des einstigen KZ-Außenlagers Laagberg, das nach einer intensiven Nachnutzung Anfang der 1960er Jahre längst komplett abgerissen und überformt worden war, mit einer Stele des erlittenen Unrechts zu gedenken. Diese wurde am 8. Mai 1987 im Beisein von Gleize und dessen einstigem Mithäftling Jean Deffieux eingeweiht. Der Kontakt zwischen den französischen ehemaligen Häftlingen und den Wolfsburger Initiativen wurde über die folgenden Jahrzehnte hinweg konstant gepflegt.

Wie sehr im Übrigen die italienische Community in die Aufarbeitung involviert war, zeigt eine Episode vom 30. September 1986, als auf Einladung der ausländerfeindlichen, nationalistischen und geschichtsrevisionistischen Deutschen Volksunion (DVU) der Holocaustleugner David Irving im örtlichen Holiday Inn über die „Entrechtung des deutschen Volkes“ sprechen sollte. Dagegen bekehrten im Vorfeld der Veranstaltung nicht nur der VVN/Bund der Antifaschisten, Landesverband Niedersachsen und der Deutsche Gewerkschaftsbund, Kreis Wolfsburg-Gifhorn auf, sondern auch Lokalpolitiker*innen. Diese veranstalteten eine Podiumsdiskussion und schlossen sich daraufhin dem Protest im Holiday Inn an, wo beispielsweise der Gewerkschaftssekretär Rocco Artale, der 1962 als einer der ersten Arbeitsmigranten aus Italien im Volkswagenwerk zu arbeiten begonnen hatte, lautstark protestierte und schließlich durch Polizeibeamte aus dem Saal getragen wurde.²⁷

²⁶ Hier und im Folgenden vgl. Aleksandar Nedelkovski, Post aus Frankreich. Zur Errichtung der Gedenkstelle für das KZ-Außenlager Laagberg, in: Das Archiv. Zeitung für Wolfsburger Stadtgeschichte 3:8, 2018, S. 16.

²⁷ Siehe dazu die Materialien im Vorlass von Rocco Artale, der unlängst dem Stadtarchiv Wolfsburg übergeben worden ist. In dessen jüngst erschienener Autobiografie spielt die Episode indes keine Rolle. Rocco Artale, *Avanti! Vom Arbeitsmigranten zum Ehrenbürger*, Hannover 2024. Als 1993 dann Neonazis in Solingen einen Brandanschlag auf das Wohnhaus einer türkischen Familie verübten, bei dem fünf Menschen ihr Leben verloren, setzte Angelo De Mitri mit dem durch ihn gegründeten Verein Circolo Pugliese ein Zeichen gegen Fremdenfeindlichkeit. Aus eigener Initiative heraus errichteten sie in Absprache mit dem Integrationsreferat eine Gedenktafel und pflanzten einen Lebensbaum. Zufällig erfuhr der damalige Oberbürgermeister Werner Schlimme davon, der gerade durch das ZDF interviewt wurde, und schloss sich der Aktion in Begleitung des filmenden Teams des heute-Journals spontan an. Interview mit Angelo De Mitri aus Italien, in:

4. Das Ringen um den richtigen Umgang mit den Fundamentresten einer einstigen KZ-Gefangenenbaracke ab 2017

Angesichts der langen Kontinuität, der Vielzahl der beteiligten Gruppen und Akteurskonstellationen, der lancierten Themen und der praktizierten Vernetzung zeigt sich, was der große Trumpf der damaligen Bürgerwissenschaftler*innen war: Sie genossen gegenüber den professionellen Vertreter*innen der Geschichtswissenschaften den Vorteil, mit den „sozialen Zusammenhänge[n] und informellen Informationsstränge[n] ihrer Umgebung vertraut“ gewesen zu sein und waren mitunter in eben diese selbst „einbezogen“, wie Gerhard Paul und Bernhard Schoßig hervorheben.²⁸ So waren sie es, die, obgleich im Wissenschaftsbereich nicht institutionell verankert, die Themen der Aufarbeitung auf die Agenda der Kommunalverwaltung – wie auch des Automobilkonzerns – setzten und diese zum Handeln bewegten. Die 1999 per Ratsbeschluss erfolgte Einrichtung einer am Stadtarchiv angesiedelten Geschichtswerkstatt mit dezidiert archivpädagogischem Programm war nur ein weiterer dauerhafter Erfolg der Wolfsburger Initiativen. Sie ist sichtbarer Ausdruck für die von Sebastian Haumann aufgezeigten Weiterentwicklungen der Bürgerwissenschaften, in denen vermehrt Fragen der Repräsentation von Geschichte, aber auch der Geschichtsvermittlung und historischen Bildungsarbeit verhandelt werden, der Forschungsaspekt hingegen etwas an Bedeutung verlor.²⁹ Doch welche Erfahrungen mit Bürgerwissenschaften gab es in Wolfsburg in den letzten Jahren und wie haben sich die Konstellationen verändert?

Als im Frühjahr 2017 im Zuge von Baumaßnahmen Fundamentreste der einstigen Gefangenenbaracke 4 des Konzentrationsaußenlagers Laagberg in Wolfsburg gefunden wurden, entbrannte über den Umgang mit den Relikten der NS-Gewaltherrschaft eine lokal wie überregional leidenschaftlich geführte Debatte. Die Stadt Wolfsburg erreichten zahlreiche Briefe von Opfer- und Interessenverbänden sowie von engagierten Bürger*innen, die sich für den Verbleib der Barackenfundamentreste und deren Sichtbarmachung aussprachen. Der Verbleib vor Ort wäre unter Wahrung des Denkmalschutzes jedoch allein als – nicht sichtbares – Bodendenkmal „unter der grünen Wiese“ möglich gewesen. Von städtischer Seite hingegen wurde eine Translozierung favorisiert; hierbei war eine Umsetzung der zwischenzeitlich von archäologischen Spezialist*innen dokumentierten steinernen Zeugnisse an einen anderen Ort, jedoch noch auf dem Gelände des ehemaligen KZ-Außenlagers, angedacht.

StadtA WOB, H.3.21, Nr. 8, Transkription, S. 19-21.

²⁸ Gerhard Paul/Bernhard Schoßig, *Geschichte und Heimat*, in: Dies. (Hrsg.), *Die andere Geschichte*, S. 15-32, hier S. 23.

²⁹ Vgl. den Beitrag von Sebastian Haumann in diesem Heft.

Zu den Aktiven, die sich in der Sache engagierten, zählten Wolfsburger Vereine wie Erinnerung und Zukunft e. V., der Kreisverband Wolfsburg der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft, die Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes – Bund der Antifaschistinnen und Antifaschisten, die AG der Wolfsburger Heimatpfleger sowie einzelne Parteien wie die Linke oder die Parteipolitisch unabhängige Gemeinschaft Wolfsburg e. V. (PUG), daneben auch Lehrer*innen sowie Bürger*innen. Viele der Aktiven setzen sich bereits seit Jahrzehnten für die Sache ein, doch es beteiligten sich sehr wohl auch die jüngeren Generationen. Zudem sendeten beispielsweise die Amicale Internationale KZ Neuengamme, das Netzwerk Lagergemeinschaften, die Arbeitsgemeinschaft Neuengamme e. V. oder die Fédération Internationale des Résistants Schreiben, in denen sie sich eindeutig positionierten. Die Schreiben waren durchweg fordernd und anklagend, wurden zudem häufig zeitgleich an verschiedene andere Gedenkstätten und Verbände versendet, um diese zu involvieren. Die Aktiven konnten auf längst geknüpft Netzwerke sowie lang etablierte Verfahren zur Gewinnung öffentlicher Aufmerksamkeit zurückgreifen. In den Schreiben wurden aber auch persönliche Schicksale vermittelt; immer wieder rekurrten sie auf das jeweilige umfangreiche Erfahrungswissen, das über Jahre mithilfe der Gedenkstättenarbeit gewonnen werden konnte.

Im Laufe des politischen Findungs- und Entscheidungsprozesses, der im Ortsrat Mitte-West begann und im Kulturausschuss, Verwaltungsausschuss und Rat der Stadt Wolfsburg eine Fortsetzung erfuhr, wurde schließlich für den 21. August 2017 eine Ratssondersitzung zur Beschlussvorlage „Gedenkstätte und Bildungsort auf dem Gelände des Außenlagers Laagberg des KZ Neuengamme“ einberufen.³⁰ Der getreu den demokratischen Vorgaben folgende politische Prozess war jedoch langatmig und strapazierte die Geduld vieler Aktiver. Besagter Ratssondersitzung war eine Woche zuvor, am 14. August, eine erste, gut besuchte und durch das Institut für Zeitgeschichte und Stadtpräsentation (IZS) organisierte Informationsveranstaltung vorausgegangen – ein erstes Zusammentreffen der engagierten Gruppen mit den städtischen Institutionen. Nach dem gemeinsamen Ortstermin war nun allen Beteiligten die Ausgangslage für das weitere Vorgehen bewusst. Ein erster Schritt für eine gemeinsame Lösungsfindung war getan.

Der Rat der Stadt Wolfsburg stimmte schließlich in der Ratssondersitzung am 21. Juni 2017, zu der mit Detlef Garbe (damals Leiter der KZ-Gedenkstätte Neuengamme), Michael Geschwinde (Referatsleiter Niedersächsisches Landes-

³⁰ Die folgenden Ausführungen sind eine gekürzte und leicht überarbeitete Fassung von Alexander Kraus, Zum Stand der Diskussion um den geplanten Gedenk- und Bildungsort KZ-Außenlager Laagberg, in: Beiträge zur Geschichte der nationalsozialistischen Verfolgung in Norddeutschland 19, 2020, S. 217-222.

amt für Denkmalpflege, Stützpunkt Braunschweig) und Christoph Heubner (Vizepräsident des Internationalen Auschwitz Komitees) auch drei externe Sachverständige geladen waren, mit großer Mehrheit für die Vorlage. Diese sieht „innerhalb der ehemaligen Lagergrenzen [...] eine Gedenkstätte und einen Bildungsort“ vor. Dafür sollen „die Fundamente, die nach der aktuellen Planung nicht an Ort und Stelle erhalten werden [können], fachgerecht abgebaut, [...] sachgerecht zwischengelagert und später die geborgenen Fundamente in der neuen Gedenkstätte offen zugänglich präsentiert werden“.³¹ Für die Umsetzung des Ratsbeschlusses wurde das IZS beauftragt, gemeinsam mit externen Fachberater*innen und unter Beteiligung der Opfer- und Interessenverbände sowie der politischen Gremien eine Konzeption für den Gedenk- und Bildungsort auszuarbeiten.

Um die gestalterischen und inhaltlichen Konturen des zu schaffenden Ortes zu konkretisieren, führte das IZS in der Folge drei Workshops durch. Dabei ging es zunächst darum, den „Blick zu öffnen“ und sich einen Überblick über jüngste Entwicklungen in der niedersächsischen Gedenkstättenlandschaft zu verschaffen. Außerdem wurden aktuelle gedenkstättenpädagogische und Vermittlungskonzepte vorgestellt, wozu verschiedene Expert*innen aus dem Feld der Gedenkstättenforschung und der Geschichtswissenschaft eingeladen wurden – dies auch mit dem Ziel, gemeinsam zu lernen und eine Ausgangsbasis für alle Beteiligten zu schaffen. Zudem wurde diskutiert, welchen didaktischen Nutzen die Barackenfundamentreste als anvisiertes zentrales Exponat des Gedenk- und Lernorts haben und was sie über die NS-Gewaltherrschaft aussagen könnten. Hier zeigte sich in der Diskussion immer wieder eine Kluft zwischen den Generationen, waren doch gerade die Jugendlichen, die parallel in zahlreichen Schul- und Azubiprojekten in der Geschichtswerkstatt des Instituts zum Thema arbeiteten, alles andere als überzeugt davon, dass anhand der Fundamentreste überhaupt etwas zur Geschichte des Lagers vermittelt werden könne. Sie sprachen ihnen kurzerhand die Aura originaler Objekte ab, da anhand ihrer keine Emotionen geweckt werden könnten. Daher waren sie meist gewillt, jenes Objekt, das zum Ausgangspunkt der Debatte um den Gedenk- und Lernort geworden war, gänzlich aus der Konzeption des Ortes auszuschließen.³² Für sie spielte

³¹ Aus dem Beschluss der Ratssondersitzung: „Protokoll. Sondersitzung des Rates der Stadt Wolfsburg vom 21. August 2017 zur Vorlage ‚Gedenkstätte und Bildungsort auf dem Gelände des Außenlagers Laagberg des KZ Neuengamme‘“, online abrufbar unter <https://ratsinfob.stadt.wolfsburg.de/to020?1&TOLFDNR=1009592> [16.05.2024].

³² Vgl. Aleksandar Nedelkovski, *Barackenfundamentreste, die keiner braucht: Ein Projekt der Geschichtswerkstatt zur Konzeption des Gedenk- und Lernorts KZ-Außenlager Laagberg*, in: Alexander Kraus/Ders./Anita Placenti-Grau (Hrsg.), *Ein Erinnerungs- und Lernort entsteht. Die Gedenkstätte KZ-Außenlager Laagberg in Wolfsburg, Frankfurt am Main/New York 2018*, S. 172-187.

entsprechend der Kernbegriff der Authentizität eine viel weniger bedeutende Rolle, der von vielen Opfer- und Interessenverbänden, Vereinen und einem Großteil der engagierten Bürger*innen immer wieder herangezogen wurde, um eine Gedenkstätte am Fundort durchzusetzen. Daher wurde in einem nächsten Schritt auf die Frage und Bedeutung einer etwaigen „historischen Authentizität“ ehemaliger KZ-Standorte sowie auf Besuchererwartungen und potenzielle -enttäuschungen fokussiert. Daran anknüpfend richtete sich ein weiterer Workshop speziell an Geschichtslehrer*innen, die regelmäßig mit Schulklassen Gedenkstätten besuchen. Sie sollten dort mehr über Erwartungshaltungen und potenzielle Enttäuschungen von Schüler*innen, die eine KZ-Gedenkstätte besuchen, in der keinerlei sichtbare Hinweise auf die ursprüngliche Funktion des Orts als Außenlager hindeuten, lernen.³³

Die intensiven Diskussionen wurden schließlich mit einer Ideenwerkstatt unter dem Motto „Raum der Möglichkeiten für Wolfsburg“ fortgesetzt. Im Rahmen dieser Veranstaltung stellten Schüler*innen aus mehreren Schulprojekten sowie Auszubildende des Volkswagenwerks und der Stadt Wolfsburg ihre konzeptionellen Überlegungen vor: Wie sollte ein solcher Gedenk- und Lernort aus ihrer Sicht aussehen und welche Weisen des Erinnerns sind für jüngere Menschen bedeutsam? In den von Aleksandar Nedelkovski, dem Leiter der städtischen Geschichtswerkstatt, betreuten Projekten wurden durch die Teilnehmenden zum Teil deutlich andere Akzente gesetzt als in den oben geschilderten Workshops. So thematisierten die Schüler*innen die gegenwärtige Unsichtbarkeit des Orts und sprachen sich wiederholt für Rekonstruktionen der Lagerbauten aus, was den aktuellen Positionen der Gedenkstättenarbeit diametral gegenübersteht. Die Jugendlichen vermittelten zudem klar und deutlich, dass ihnen die Fundamentreste – ob an Ort und Stelle oder als geborgene und ausgestellte Teilstücke – letztlich nur wenig „erzählen“. Sie fokussierten in ihren Überlegungen auf ein „entdeckendes Lernen“ und auf die Möglichkeit zur Begabung. An die Präsentationen schloss sich unter Beteiligung der Niedersächsischen Landeszentrale für politische Bildung ein World Café an, das dazu einlud, in fünf thematischen Stationen – unter anderem unter Beteiligung zweier freier Gedenkstättengestalter – nach dem „Walk & Talk“-Prinzip die zuvor vorgestellten Ideen und Vorschläge aus der Bürgerschaft zu diskutieren, strukturieren und dokumentieren.

Das in Abstimmung mit einer Gruppe aus Sach- und Fachverständigen auf Basis aller Dokumentationen, Eingaben und Forderungen ausgearbeitete Gedenkstättenkonzept für einen Gestaltungswettbewerb wurde dann an die den

³³ Die Vorträge der Workshops finden sich gebündelt in Alexander Kraus/Aleksandar Nedelkovski/Anita Placenti-Grau (Hrsg.), Ein Erinnerungs- und Lernort entsteht. Die Gedenkstätte KZ-Außenlager Laagberg in Wolfsburg, Frankfurt am Main/New York 2018.

gesamten Prozess begleitenden Opfer- und Interessenverbände, Gedenkstättenvertreter*innen und Vereine rückgespiegelt, deren Einwände häufig Aufnahme in das finale Konzept fanden. Für den zweistufigen internationalen Architekturwettbewerb wurde der Fachjury, die durch die Architektenkammer berufen wurde, ein weiteres Element der Bürger*innenbeteiligung vorgeschaltet: Obgleich die Corona-Pandemie eine Beteiligung stark verkomplizierte, wurden zahlreiche Besucher*innengruppen durch die 15 Wettbewerbsmodelle geführt und die einzelnen Einreichungen dabei intensiv vorgestellt. Die Bürger*innen konnten jeweils im Anschluss auf einem Pro- und Contra-Papier ihre Eindrücke notieren. Diese Eindrücke wurden der Jury – noch bevor diese die Entwürfe selbst zu sehen bekommen hatte – systematisiert vorgelegt und fanden so in den Entscheidungsprozess Einzug.

Die gewählten Verfahren zur Bürger*innenbeteiligung schufen zweifelsohne neue Möglichkeitsräume zur Partizipation. Um es plakativ auszudrücken: Anders als noch im Jahr 1985 war es nun nicht mehr nötig, eigens eine Gedenkplatte zu gießen, da die Aktiven in den viel größeren Prozess der Entwicklung eines Gedenk- und Lernortes direkt eingebunden waren. Zugleich, und das ist die Kehrseite der Medaille, waren die Möglichkeiten der Vereine und Initiativen, selbst sichtbar zu sein und in Aktion zu treten, deutlich limitierter. Es stellt sich die Frage, welche Implikationen dies langfristig für Geschichtsinitiativen hat. Mit Blick auf eben diese wäre darüber hinaus zu fragen, wie sie sich über die zurückliegenden Jahrzehnte verändert haben. Ein prosopografischer Ansatz könnte Aufschluss über deren Zusammensetzung, soziale und kulturelle Hintergründe der Beteiligten geben, ist jedoch aufgrund der oftmals schwierigen Überlieferungslage nur bedingt möglich. Angesichts der Bedeutung, die sie für den Wandel in der kommunalen Erinnerungspolitik hatten und noch immer haben, ist dies ein alles andere als zufriedenstellendes Zwischenergebnis.

Alexander Kraus, Dr., ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Zeitgeschichte und Stadtpräsentation in Wolfsburg und Redakteur bei Docupedia-Zeitgeschichte. Er forscht zur modernen Stadt- und Migrationsgeschichte und der Public History. Jüngste Publikation: Stadt ohne Geschichte? Wolfsburg als Demokratielabor der Wirtschaftswunderzeit. Göttingen (Wallstein) 2021.
alexander.kraus@stadt.wolfsburg.de

Stadtgeschichte im Auftrag

The article examines the differences between freelance and academic urban historiography. It begins by pointing out the importance of freelance historian's ethical and scientific self-commitment to comply with scholarly standards as well as the contractual definition of the commissioned work. Differences are located, among other things, in the specification and limitation of the topic for commissioned work, the addressing of an audience that goes beyond specialist scholarship and the associated transfer of research and knowledge into society. The interaction between the people involved in the creation of a commissioned urban history shapes the result. The authors can work individually, as a team of historians or, with the inclusion of citizen science, as a mixed team of professionals and citizen scientists. The commissioning body – generally a municipality – sets the framework conditions such as the financial scope and the form of presentation, often a richly illustrated publication. The addressed audience, usually the citizens of the city, supports the commissioned work with taxpayers' money, which brings with it legitimate demands and can lead to the involvement of the public via citizen science projects or other formats. When presenting research results, it is advisable to use an accessible writing style, reduce complexity while doing justice to the state of research and use clear illustrations. The dissemination and public communication of the research results as well as the implicit benefit of self-reflection and the creation of identity both play an important role.

1. Einleitung

Viele Stadtgeschichten entstehen im Auftrag anlässlich eines Stadtjubiläums oder eines anderen, für die Stadtgeschichte wichtigen Ereignisses. Ergeben sich durch die Beauftragung bestimmte Voraussetzungen, Anforderungen und Ziele, welche die Autor*innen sowie das weitere Produktionsumfeld wie Auftrag- und Herausgebende zu berücksichtigen haben? Unterscheidet sich beauftragte Stadtgeschichtsschreibung von Studien und Qualifikationsarbeiten zu Stadtgeschichte, die an Universitäten in freier Forschung durchgeführt werden? Und vor allem: Lässt sich Auftragsforschung mit der Einhaltung wissenschaftlicher Standards vereinbaren? Die Ausführungen konzentrieren sich auf beauftragte Stadtgeschichtsschreibung. Historische Auftragsarbeiten wie Unternehmensgeschichtsschreibung oder biografische Arbeiten werden hier nicht thematisiert.¹

¹ Vgl. Roman Köster, Zum Verhältnis von akademischer und angewandter Unternehmensgeschichte, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 66, 2015, S. 141-152; Michael

Ein offensichtlicher Unterschied zwischen Stadtgeschichte im Auftrag und akademisch-universitärer Stadtgeschichtsschreibung ist der unterschiedliche infrastrukturelle Hintergrund: Bei Auftragsforschungen zu Stadtgeschichten werden Honorar, Versicherungen und Arbeitsplatzkosten meist nicht von der Universität übernommen, sondern müssen über die Zahlungen der Auftraggebenden gedeckt werden.² Diese strukturellen Voraussetzungen bedingen zwei Anmerkungen vorab: Zum einen ist mit einer Beauftragung die Gefahr einer Einflussnahme auf Forschung und Darstellung verbunden. Freie Historiker*innen verpflichten sich in der Regel aus eigenem Antrieb und im eigenen ethischen Interesse bei Auftragsarbeiten jeglicher Ausrichtung zur Einhaltung wissenschaftlicher Standards. Diese Haltung ist essenzieller Bestandteil ihres Geschäftsmodells. Leider fehlt bis heute ein allgemein bekannter, beispielsweise vom Verband der Historiker und Historikerinnen unterstützter Ethik-Kodex, der historisch Forschende aus verschiedenen Berufsfeldern zu wissenschaftlicher Integrität anhält und damit einen allgemeinverpflichtenden Standard setzen könnte.³ Eine vertragliche Absicherung vor der Arbeitsaufnahme auf die Einhaltung wissenschaftlicher Standards, Zugang zu allen Quellen und Überprüfbarkeit der Ergebnisse durch Öffnung der Quellen sowie angemessene Zitation erleichtert die Durchführung von Auftragsarbeiten und ist nach den Erfahrungen der Autorin mittlerweile Standardprozedere bei der Beauftragung von Stadtgeschichten. Zum anderen hat bei der Honorarfrage in den letzten Jahren ein Bewusstseinswandel seitens öffentlicher Arbeitgebender eingesetzt, der mit der Bereitschaft zu einer angemessenen Entlohnung freier Kulturschaffender auch die Wertschätzung von wissenschaftlichen historischen Dienstleistungen für die Öffentlichkeit widerspiegelt. Von Bedeutung ist dabei die Haltung des Verbands der Historiker und Historikerinnen, dessen Vorstand 2022 angemessenen Honorarempfehlungen für freie Historiker*innen zugestimmt hat.⁴

Kißener, „Auftragsforschung“ in der Landesgeschichte? Unternehmens- und Stadtgeschichte schreiben - ein Erfahrungsbericht, in: Arnd Reitemeier (Hrsg.), *Landesgeschichte und public history*, Ostfildern 2020, S. 137-147.

² Verschiedene Auftragsforschungen zu Stadtgeschichten fanden und finden aber auch im akademischen Setting statt, so u. a. Wilfried Ehbrecht (Hrsg.), *Lingen 975-1975. Zur Genese eines Stadtprofils*, Lingen 1975; Clemens von Looz-Corswarem/Michael Schmitt (Hrsg.), *Nordhorn. Beiträge zur 600-jährigen Stadtgeschichte*, Nordhorn 1979; Werner Freitag (Hrsg.), *Geschichte der Stadt Billerbeck, Bielefeld 2012*. Vgl. dazu Wilfried Ehbrecht, *Thesen zur Stadtgeschichtsschreibung heute*, in: *Westfälische Forschungen* 34, 1984, S. 29-48, hier S. 32-34.

³ Vgl. dazu Cord Arendes/Angela Siebold, *Zwischen akademischer Berufung und privatwirtschaftlichem Beruf. Für eine Debatte um Ethik- und Verhaltenskodizes in der historischen Profession*, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 66, 2015, S. 152-166.

⁴ Verband der Historiker und Historikerinnen Deutschlands, <https://www.historikerverband.de/freelancerinnen/> [01.05.2024].

Der folgende Beitrag geht zuerst auf die Frage ein, ob und wie sich akademische Stadtgeschichtsforschung von Stadtgeschichtsschreibung im Auftrag unterscheidet, und wirft dabei auch einen Blick auf die enge Verschränkung und teils gegenseitige Befruchtung der beiden Ansätze. Im zweiten Schritt untersucht er die konkrete Erstellung von Stadtgeschichte im Auftrag. Dabei wird zum einen auf die Akteur*innen eingegangen, die an Planung, Erstellung, Produktion und Rezeption beteiligt werden können und zum anderen werden relevante Darstellungs- und Vermittlungsarten herausgearbeitet. Als Beispiele dieser Selbstreflexion dienen unter anderem einige Stadtgeschichten von Mittel- und Kleinstädten in Westfalen, an denen die Autorin als freie Historikerin und Auftragnehmerin mitgewirkt hat.⁵

2. Stadtgeschichte im Auftrag und akademisch-universitäre Stadtgeschichtsschreibung

Akademische Stadtgeschichtsschreibung an Universitäten folgt in der Regel individuellen Forschungsinteressen, nimmt aktuelle wissenschaftliche Forschungsfragen auf und ist geprägt durch Expertise und Erfahrung der Forschenden. Stadtgeschichte im Auftrag rezipiert, gemäß den Erfahrungen der Autorin, ebenfalls den neuesten Forschungsstand und ist durch wissenschaftliches Vorgehen und die Aufnahme aktueller Forschungsfragen gekennzeichnet. Das Thema jedoch ist vorgegeben und vergleichsweise eng umrissen: Es umfasst die Geschichte der Stadt, konzentriert sich auf eine „Stadtbiografie“ und einen bestimmten geografischen Raum. Während akademische Stadtgeschichtsforschung so gut wie jede Fragestellung im Zusammenhang mit Stadtgeschichte untersuchen kann, ist beauftragte Stadtgeschichtsschreibung an abzuarbeitende Themen, die sich aus der konkreten Geschichte der Stadt ergeben, gebunden. Forschungsfragen, die im universitären Umfeld relevant sind, können so unter Umständen nur am Rande und weniger grundsätzlich und vergleichend thematisiert werden. Zudem macht es Sinn, Forschungsfragen stets nur anhand dieser einen Stadt darzulegen und auszuführen, wie zum Beispiel die Darstellung des Verlaufs der Textilkrise am Beispiel der Stadt Bocholt in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts.⁶

⁵ Vgl. u. a. Stefan Sudmann (Hrsg.), *Geschichte der Stadt Dülmen*, Dülmen 20112; Werner Frese (Hrsg.), *Geschichte der Stadt Olfen*, Bielefeld 2011; Detlef Grothmann/Evelyne Richter (Hrsg.), *Geseke. Geschichte einer westfälischen Stadt*, 3 Bde., Münster 2017, 2020; Hans-Walter Schmuhl (Hrsg.), *Bocholt im 20. Jahrhundert*, Bocholt 2022; *Stadtgeschichte Borken* (voraussichtlich 2025), *Stadtgeschichte Steinheim* (voraussichtlich 2025), *Stadtgeschichte Drensteinfurt* (voraussichtlich 2026).

⁶ Alexandra Bloch Pfister, *Geschichte der Stadt Bocholt 1945-2000*, in: Schmuhl (Hrsg.), *Bocholt*, S. 133-123.

Auf einen zusätzlichen Aspekt weist Ehbrecht hin: Die von der Fachwissenschaft erarbeiteten Ergebnisse wie Promotionen und Aufsätze bezeichnet er als Teil der Stadtgeschichtsforschung und als Beiträge zur Stadtgeschichtsschreibung. Stadtgeschichtsschreibung versteht er jedoch umfassender als all jene Veröffentlichungen, die „bekannte Tatsachen und neue Ergebnisse für ein größeres, über die Fachwissenschaft hinausgehendes Publikum aufbereiten wollen und deshalb entsprechende Rücksichtsnahmen erfordern“.⁷ Zu diesen Rücksichtsnahmen zählt für Ehbrecht vor allem, die „Ergebnisse für ein breiteres Publikum aufzubereiten“.⁸ Damit werden ein Schreibstil und eine Darstellungsform angesprochen, die auf dezidiert wissenschaftliche Argumentationen und Fachbegriffe oftmals verzichten – wissenschaftliche Stadtgeschichte wird so zu einer „angewandten“ Geschichte, die für eine interessierte Öffentlichkeit geschrieben wird. Es findet ein Forschungs- und Wissenstransfer in die Gesellschaft statt.

Dass ein solcher Forschungs- und Wissenstransfer stattfinden und als notwendig erachtet werden kann, bedeutet zum einen, dass der Forschungsstand komplex ist und zum anderen, dass ein öffentliches Interesse an diesen Themen besteht. Nur stichpunktartig und ohne Anspruch auf Vollständigkeit kann dieser Forschungsstand hier kurz umrissen werden. Einen wichtigen Pfeiler der zu Beginn des 19. Jahrhunderts einsetzenden wissenschaftlichen Stadtgeschichtsforschung stellte bis ins 20. Jahrhundert die Rechtsgeschichte dar, die insbesondere die mittelalterliche Stadt unter diesen Fragestellungen untersuchte; aber auch Königshof, Adelsburg, Dorfgemeinschaft oder Markt wurden als Keimzelle städtischen Lebens erachtet und erforscht.⁹ Die Hochurbanisierung um 1900 führte zur zusätzlichen Erforschung ökonomischer und sozialer Funktionen von Städten, vor allem durch Ökonomen und Soziologen, deren Einsichten und Ansätze auch von der Geschichtswissenschaft aufgenommen wurden.¹⁰ Spätestens mit der Herausgabe des Deutschen Städtebuchs durch Erich Keyser ab 1939, der standardisierte Merkmale wie Bevölkerungsentwicklung, aber

⁷ Wilfried Ehbrecht, Formen zeitgenössischer Stadtgeschichtsschreibung, in: Fritz Mayrhofer (Hrsg.), Stadtgeschichtsforschung. Aspekte, Tendenzen, Perspektiven, Linz/Donau 1993, S. 215-237, hier S. 217.

⁸ Ehbrecht, Stadtgeschichtsschreibung, S. 217.

⁹ Vgl. Dieter Schott, Stadt in der Geschichtswissenschaft, in: Harald A. Mieg u. a. (Hrsg.), Stadt. Ein interdisziplinäres Handbuch, Stuttgart 2013, S. 120-148, hier S. 120; Peter Johannek, Stadtgeschichtsforschung – ein halbes Jahrhundert nach Ennen und Planitz, in: Werner Freitag/Mechthild Siekmann (Hrsg.), Europäische Stadtgeschichte. Ausgewählte Beiträge, Wien/Köln/Weimar 2013, S. 47-95; Heinrich Koller, Zur Entwicklung der Stadtgeschichtsforschung im deutschsprachigen Raum, in: Fritz Mayrhofer (Hrsg.), Stadtgeschichtsforschung. Aspekte, S. 12.

¹⁰ Vgl. Schott, Stadt, S. 120 f.

auch Marktdaten, Verkehrsanbindung, Infrastrukturentwicklung und Daten zu Politik und Verwaltung erhob, etablierte sich eine systematische Städteforschung.¹¹ Diese nun auch archäologische Erkenntnisse hinzuziehende Grundlagenforschung wurde mit der Erarbeitung von Städteatlanten fortgesetzt, unter anderem im Münsteraner Städteinstitut.¹² Seit den 1970er Jahren etablierte sich Stadtgeschichtsforschung zunehmend als eigenständiges Forschungsfeld der Geschichtswissenschaft. Sie profitierte zum einen vom Einbezug sozialwissenschaftlicher Fragestellungen in die Geschichtswissenschaft, einer verstärkten öffentlichen Aufmerksamkeit auf die zu dieser Zeit als krisenhaft wahrgenommene Situation der Städte sowie einer vermehrten interdisziplinären Zusammenarbeit. Die sich seit den 1970er Jahren entwickelnde Urbanisierungsgeschichte untersuchte unter anderem Veränderungsprozesse im Zuge von Verstädterung und Industrialisierung mit erklärenden und generalisierenden Absichten und war an räumlich übergreifenden Prozessen interessiert.¹³ Die Pluralisierung der Forschungsansätze und Verwissenschaftlichung der Stadtgeschichte führte zu wichtigen, teilweise bis heute nicht überholten Überblicksarbeiten.¹⁴ Die Internationalisierung des räumlichen Horizontes, vergleichende Studien und die sich abzeichnende Fokussierung auf das 20. Jahrhundert sowie die jüngste Vergangenheit überwinden zunehmend den lange vorherrschenden eurozentristischen oder auf die einzelne Stadt begrenzten Blickwinkel.¹⁵

Ein dezidiert öffentliches Interesse an der Stadtgeschichtsschreibung entstand seit Mitte der 1970er Jahre. Sie wurde zunehmend als wichtiger Zweig der kommunalen Kulturarbeit wahrgenommen. 1982 betonte der Deutsche Städtetag die Bedeutung der „Geschichte in der Kulturarbeit der Städte“ in einer gleichnamigen Broschüre. Die Schrift fand viel Zuspruch und wurde 1992 überarbeitet erneut publiziert.¹⁶ Etliche darin vorgeschlagene Arbeits-Beschaf-

¹¹ Vgl. Erich Keyser (Hrsg.), Deutsches Städtebuch, Stuttgart 1939.

¹² Vgl. Schott, Stadt, S. 122; Johaneck, Stadtgeschichtsforschung, S. 60. Vgl. dazu auch MSG 2020/2 (50 Jahre moderne Stadtgeschichte).

¹³ Vgl. dazu Clemens Zimmermann, Stadt- oder Urbanisierungsgeschichte. Überlegungen zu zwei Paradigmen, in: IMS H. 2/2012, S. 12-18, hier S. 12 f.

¹⁴ Vgl. Horst Matzerath, Urbanisierung in Preußen 1815-1914, Stuttgart 1985; Jürgen Reulecke, Geschichte der Urbanisierung in Deutschland, Frankfurt am Main 1985; Wolfgang R., Krabbe, Kommunalpolitik und Industrialisierung. Die Entfaltung der städtischen Leistungsverwaltung im 19. und frühen 20. Jahrhundert. Fallstudien zu Dortmund und Münster, Stuttgart u. a. 1985.

¹⁵ Vgl. Martin Baumeister, Von der Sozialgeschichte zur Kulturgeschichte. Stadt und Stadtgeschichte in der deutschen historischen Forschung seit den 1980er Jahren – Ein Round-Table-Gespräch mit Thomas Mergel, Ralf Roth und Adelheid von Saldern, in: MSG H. 2020/2, S. 53-63, hier S. 62.

¹⁶ Vgl. Helmut Lange, Geschichte in der Kulturarbeit der Städte. Hinweise des Deutschen Städtetages, Köln 1982; Ders., Geschichte in der Kulturarbeit der Städte. Hinweise des

fungs-Maßnahmen (ABM-Stellen) legten den Grundstock für ein städtisches Museum oder Archiv.¹⁷ Hintergrund und Nährboden dieses öffentlichen Interesses bildete auch ein gesellschaftlicher Wertewandel, das Abflauen der Wirtschaftswunderjahre, eine ausufernde Suburbanisierung, die zu einer Krise der Innenstädte führte, sowie eine sich verändernde Haltung zu alter städtischer Bausubstanz und eine auch daraus resultierende verstärkte Förderung von Denkmalpflege.¹⁸ Dieses Interesse bereitete und erweiterte nicht nur den Boden für beauftragte Stadtgeschichtsforschung. Es regte auch das lokalgeschichtliche Interesse breiter Bevölkerungskreise an, führte zum Zusammenschluss örtlicher Geschichtswerkstätten, bewirkte die Gründung von Museen und förderte die Aufarbeitung bisher verdrängter Aspekte der lokalen Geschichte.¹⁹

Das Verhältnis von beauftragter und universitär-freier Stadtgeschichtsforschung lässt sich heute als ein sich gegenseitig befruchtendes und ergänzendes beschreiben. Neue Forschungserkenntnisse werden in konkreten Stadtgeschichten verarbeitet; diese wiederum dienen als Fallstudien für übergreifende akademische Fragestellungen. Zwei Beispiele für solche Verflechtungen seien genannt: Das 2014 von einem Team aus vorwiegend freischaffenden Historiker*innen erarbeitete Konzept der neuen Basler Geschichte strebt eine Gesamtdarstellung mit innovativem Forschungsansatz an.²⁰ Es orientiert sich „an neuen Ansätzen in der internationalen Stadtgeschichtsforschung [...] [,] versteht die Stadt nicht als abgeschlossenes Gebilde, [...] interessiert sich für die vielfältigen Beziehungen und Verflechtungen der Stadt und ihrer Einwohnerschaft im regionalen und internationalen Umfeld“.²¹ Für jede Epoche wird ein Forschungsbedarf aufgelistet: der Einbezug aktueller Grabungsergebnisse für die keltische und römische Epoche, der Einbau neuer Erkenntnisse zum Lehnswesen und Klientelismus für die mittelalterliche Stadtgeschichte, die Auswertung einer Fülle an neuen lokalhistorischen und spezialisierten Arbeiten zum 19. Jahrhundert sowie die Integration neu erschlossener Quellenbestände, darunter audiovisuelle Quellen, zur Zeitgeschichte.²² Die 2022 entstandene Stadtgeschichte Bocholts nutzt das Paradigma der „Entwicklungspfade“ und beschreibt so den von Zeitgenoss*innen als Krise wahrgenommenen Niedergang der Textilindustrie als wirtschaftlichen Transformationsprozess oder

Deutschen Städtetages, Köln 1992.

¹⁷ Z. B. in den Münsterländer Städten Drensteinfurt und Gronau.

¹⁸ Vgl. dazu u. a. Schott, Stadt, S. 123.

¹⁹ Vgl. Schott, Stadt, S. 123; Adelheid von Saldern, Stadtgedächtnis und Geschichtswerkstätten, in: WerkstattGeschichte 50, 2008, S. 54-69.

²⁰ Vgl. Stadt.Geschichte.Basel. Gesamtkonzept für eine neue Basler Stadtgeschichte, Basel 2014, https://edoc.unibas.ch/50574/1/20141001135318_542beb2eb8bee.pdf [01.05.2024].

²¹ Ebd., S. 6.

²² Vgl. ebd.

als Wechsel eines Entwicklungspfades.²³

3. Erstellen einer Stadtgeschichte im Auftrag: Die Akteur*innen

An der Entstehung einer Stadtgeschichte im Auftrag sind zahlreiche Personen beteiligt. Am sichtbarsten treten dabei die beauftragten Autor*innen hervor. Sie können sich in unterschiedlicher Weise in die Stadtgeschichtsschreibung einbringen: als Einzelverfassende, was den Erzählfluss möglicherweise vereinfacht, aber die Herausforderung mit sich bringt, lange und unterschiedliche Zeitabschnitte zu bearbeiten; als Team mehrerer Historiker*innen, die Epochen und inhaltliche Schwerpunkte aufteilen und gesondert behandeln, oder als disziplinenübergreifende Autorengemeinschaft, in der neben Geschichtswissenschaftler*innen auch Kunsthistoriker*innen oder Geograf*innen tätig werden und ihre fachspezifischen Gesichtspunkte einbringen. Viele Stadtgeschichten der letzten Jahre setzen auf dieses Team-Modell.²⁴

Zum Team professioneller Historiker*innen oder Wissenschaftler*innen anderer Disziplinen können auch historisch interessierte Bürger*innen stoßen. Die Tätigkeit der beiden Gruppen kann deutlich getrennt werden, indem die professionelle Gruppe die Darstellung der chronologischen Entwicklung in Epochenabschnitten übernimmt und die Bürger*innen thematische Ergänzungen beisteuern.²⁵ Diese Vorgehensweise garantiert eine wissenschaftlich adäquate Forschungsarbeit in den Überblickskapiteln und berücksichtigt gleichzeitig das Engagement lokaler Heimatforschender, die oft sehr viel (Erfahrungs-)Wissen über lokale Verhältnisse besitzen. Ihre Beteiligung stützt und stärkt zudem das lokale Geschichtsbewusstsein und bindet die Stadtgeschichtsschreibung in die Stadtgesellschaft ein.

Als Autorenteam oder -kollektiv können auch Geschichtswerkstätten auftreten²⁶ oder – als neuere Form einer ähnlichen Art von basisdemokratischer Geschichtsaufarbeitung – Citizen Science-Projekte. Wie die Geschichtswerkstätten

²³ Vgl. Hans-Walter Schmuhl, Einleitung: Eine Stadt auf neuen Pfaden, in: Ders. (Hrsg.), *Bocholt im 20. Jahrhundert*, Bocholt 2022, S. 8-13; zum Konzept der Entwicklungspfade Jörn Eiben, *History matters ... so what? Das Pfadkonzept und die Stadtgeschichte*, in: *MSG H. 2/2018*, S. 5-15; Christoph Bernhardt, „Pfadabhängigkeiten“ und „Entwicklungspfade“: zwei Konzepte stadthistorischer Forschung, in: *MSG H. 2/2018*, S. 16-30.

²⁴ U. a. *Geschichte der Stadt Münster 1993*, Norbert Damberger (Hrsg.), *Coesfeld 1197-1997. Beiträge zu 800 Jahren städtischer Geschichte*, 3 Bde., Coesfeld 1999-2004; *Stadtgeschichten Olfen und Dülmen 2011*, *Stadtgeschichte Hagen 2021*, *Stadtgeschichte Bocholt 2022*.

²⁵ Vgl. verschiedene Beiträge in Grothmann/Richter, *Geseke*.

²⁶ Z. B. Arbeitsgemeinschaft Bremer Geschichtsgruppen, *Entdeckte Geschichte. Bremer Stadtteile/Betriebe und ihre Geschichte*, Bremen 1986; Berliner Geschichtswerkstatt (Hrsg.), „Das war `ne ganz geschlossene Gesellschaft hier.“ *Der Lindenhof. Eine Genossenschaftssiedlung in der Großstadt, Berlin 1987*.

der 1970er Jahre, welche Geschichte „von unten“, Alltags-, Arbeiter- oder Geschlechtergeschichte sowie die Geschichte der NS-Zeit und der Judenverfolgung als neue Forschungsbereiche nicht nur der Stadtgeschichte erschlossen, auf die Beteiligung lokaler Akteur*innen bei der Geschichtsproduktion setzten und mit Zeitzeugenberichten und Oral History-Projekten die spärlichen oder fehlenden Quellen dieser Themengebiete erarbeiteten,²⁷ binden auch historische Citizen Science-Projekte in der Geschichtswissenschaft Bürger*innen in die Schaffung von wissenschaftlichem Wissen ein.

Citizen Science umfasst die Generierung von Fragestellungen, die Entwicklung eines Forschungsprojekts über Datenerhebung und wissenschaftliche Auswertung sowie die Kommunikation der Forschungsergebnisse. Die Zusammenarbeit zwischen den Forschungseinrichtungen und institutionell ungebundenen Personen reicht dabei von eigeninitiierten „freien“ Projekten über eine transdisziplinär organisierte Zusammenarbeit bis zur Anleitung durch wissenschaftliche Einrichtungen. Gemeinsames Ziel aller Citizen Science-Projekte ist es, wissenschaftliches Wissen in die Gesellschaft zu transferieren und damit neues Wissen zu schaffen, das einen Erkenntnisgewinn für die Wissenschaft und oft auch für Praxis und Politik mit sich bringt. Haupt- und ehrenamtliche Expert*innen arbeiten idealerweise gleichberechtigt, lernen voneinander und profitieren von der Zusammenarbeit.²⁸

Citizen Science entstand zuerst in den Naturwissenschaften und wurde meist zur Datenerhebung genutzt. Die zunehmende Digitalisierung erleichterte die Mitarbeit auch in der Geschichtswissenschaft, beispielsweise bei Transkriptionsprojekten, der Bearbeitung digitalisierter Kirchenregister oder der Erschließung jüdischer Personenstandsregister des 19. Jahrhunderts.²⁹ Die Bereitstellung von Daten und modularisierte digitale Plattformen, welche die Vorstrukturierung der Arbeitsprozesse ermöglichen, lassen zunehmend auch in der Stadtgeschichtsforschung Citizen Science-basierte Projekte zu.³⁰ Bei der Be-

²⁷ Vgl. Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg/Galerie Morgenland/Geschichtswerkstatt Eimsbüttel (Hrsg.), *Geschichtswerkstätten: gestern-heute-morgen. Bewegung! Stillstand. Aufbruch?* München/Hamburg 2004; Sebastian Haumann/Dieter Schott, *Alternative Blicke auf die eigene Stadtgeschichte. Geschichtswerkstätten und die Pluralisierung lokalen Geschichtswissens in den 1980er Jahren*, in: *MSG H. 1/2021*, S. 46-68; Saldern, *Stadtgedächtnis*.

²⁸ Vgl. <https://www.buergerschaffwissen.de/citizen-science/definitionen-standards-qualitaetskriterien> [01.05.2024].

²⁹ Beispiele für Citizen Science in der Geschichtswissenschaft: Transkriptionsprojekt Transcribathon <https://europeana.transcribathon.eu/>; Erfassung von Kirchenbüchern <https://www.geschichte.uni-halle.de/struktur/hist-data/citizenscience/>; Erfassung jüdischer Personenstandsregister <https://www.compgen.de/2017/07/juden-in-westfalen-und-lippe-juwel-ein-online-projekt/> [alle 01.05.2024].

³⁰ Vgl. René Smolarski/Hendrikje Carius/Martin Prell, *Citizen Science in den Geschichts-*

schränkung auf eine einzelne Stadt stellt sich allerdings die Herausforderung, dass die Datenlage aufgrund Einwohnerzahl und räumlicher Beschränkung des Untersuchungsgebiets begrenzt sein kann. Eine Zwischenform, die mehr qualitative als quantitative Elemente nutzt, stellen Formate wie Erzählcafés dar, in denen zu festgesetzten Themen moderierend Zeitzeug*innen und Expert*innen zur Sprache kommen und ihre Sichtweise und Erfahrungen darstellen. Auch Zeitzeugenprojekte sammeln Wissen und Erfahrung. Als Filmdokumente können sie – wie es die Autorin mit dem Möbelmuseum Steinheim am Beispiel des Strukturwandels der Möbelindustrie umsetzte – Aspekte der Stadtgeschichte aus unterschiedlicher individueller Perspektive wiedergeben und bewahren.³¹ Die Erzählung der Stadtgeschichte gestaltet sich so als bunter und vielfältiger Fluss unterschiedlichster Stimmen.

Partizipative Formate verändern nicht nur die Themen, Darstellung und Vermittlung von Stadtgeschichte, sondern auch Anzahl, Beziehungen und Arbeit der Akteur*innen. Die Einbindung von Bürgerwissenschaftler*innen und zivilgesellschaftlichen Akteur*innenerfordert mehr Vorbereitung, Kommunikations-, Moderations- und Beziehungsarbeit.³² Zudem kann sich die Interpretation der historischen Verhältnisse und Entwicklungen durch die Einbringung zusätzlicher Sichtweisen seitens der Citizen Scientists verändern und facettenreicher werden.

Neben die Gruppe der Autor*innen treten die Auftraggebenden. Oft ist dies die Kommune, die, vertreten durch das Stadtarchiv oder das Stadtmuseum, auch als Förderin auftritt, manchmal sind es auch Stiftungen oder in Einzelfällen Privatpersonen als Sponsoren.³³ Zu den Rahmenbedingungen, die diese Akteur*innen setzen, zählen der finanzielle Spielraum, die zeitlichen Vorgaben und meist auch die Präsentationsform, in der Regel eine reich bebilderte Publikation mit einer festgesetzten Seitenzahl. Auch wenn dadurch kaum inhaltliche Vorgaben gesetzt werden, so bedingt der festgelegte Umfang doch von Anfang an Vorentscheidungen für Themen und Methoden und lässt nur beschränkt Raum für intensive Recherchen zu Detailspekten oder für eine breit angelegte Bürgerbeteiligung.

Gelegentlich treten nicht die Auftraggebenden, sondern eine*r der beteiligten Autor*innen oder die Stadtarchivarin oder der Stadtarchivar als Herausge-

wissenschaften aus methodischer Perspektive: Zur Einführung, S. 8-14, <https://www.vr-library.de/doi/pdf/10.14220/9783737015714.7> [01.05.2024]; Lisa Hellriegel, Tagungsbericht: Citizen Science in der Stadtgeschichte, <https://stadthist.hypotheses.org/1951> [01.05.2024].

³¹ Vgl. Zeitzeugenprojekt Strukturwandel der Möbelindustrie in Steinheim, 2022-2023. App-Anwendung im Möbelmuseum Steinheim (Publikation in Vorbereitung).

³² Vgl. Smolarski, Citizen Science, S. 4.

³³ So wurde z. B. die Stadtgeschichte Billerbeck von einer Einzelperson gesponsert.

ber*in auf. Ein erfolgreicher Austausch und eine gute Zusammenarbeit dieser unterschiedlichen Akteur*innen sowie die Gewährleistung einer bestimmten Schreib- und Forschungsqualität hängen eng von der Moderation durch die Herausgeberschaft und begleitenden Institutionen wie Forschungsinstitution, Stadtarchiv oder Stadtmuseum ab.³⁴ Ein gut geordnetes Stadtarchiv ist dabei eine der wichtigsten Voraussetzungen für eine erfolgreiche Zusammenarbeit.

Im Weiteren erleichtert ein Werk- oder Arbeitsvertrag, der klare Zuständigkeiten festlegt und Missverständnissen vorbeugt, eine gute Zusammenarbeit von Autor*innen und Auftraggebern. Dieser Vertrag sollte neben der Definition der Forschungsleistung, Entlohnung, Abgabedatum und Übertragung von Rechten weitere Rahmenbedingungen festlegen, wie die Verpflichtung auf Einhaltung wissenschaftlicher Standards, einen unbeschränkten Quellenzugang und intersubjektive Überprüfbarkeit anhand von Anmerkungen.³⁵

Ein dritter wichtiger Akteur ist das Publikum, das sich meist aus interessierten, teils auch nicht akademisch gebildeten Bürger*innen der Stadt zusammensetzt. Dieses fördert mit seinen Steuergeldern über die Kommunalverwaltung, meist tritt ja die Kommune als Auftraggeberin auf, die Forschungen finanziell und organisatorisch. Daraus resultieren Ansprüche seitens des Publikums und außerdem in der neueren Zeit Bemühungen um eine partizipative Einbindung des Publikums seitens der Herausgeberschaft. Den gerechtfertigten Ansprüchen des Publikums sowie gleichzeitig denjenigen der Fachwissenschaft zu entsprechen, stellt eine besondere Herausforderung für die Autor*innen dar, die ihren Reiz auch darin findet, dass das Publikum sich über die Stadtgeschichtsschreibung mit seiner Identität auseinandersetzen und neue Forschungen zu dieser Geschichte anregen kann.³⁶ Eingebunden werden kann das Publikum in den Vorgang der Stadtgeschichtserarbeitung und -schreibung in Form von Citizen Science-Projekten oder die Beteiligung als Laien-Autor*in. Aber auch Formen eher passiver Einbindung wie Podiumsdiskussionen und Vorlesungsreihen zu stadtgeschichtlichen Aspekten, die aufgezeichnet und auf YouTube zugänglich gemacht werden, können eine langfristige Wirkung entfalten.³⁷

³⁴ Mehrere Kolloquien, begleitet von der Moderation des Herausgebers und Autors Hans-Walter Schmuhl, trugen bereits im Vorfeld der Erarbeitung der Stadtgeschichte Bocholt zu einem gewinnbringenden Austausch der beteiligten Autoren und Autorinnen bei.

³⁵ Schlechte Erfahrungen, wie sie Kißener beschreibt, können durch genaue vertragliche Vereinbarungen begrenzt werden. Kißener, „Auftragsforschung“; vgl. zur Vertragsfrage auch Daniel Schläppi, *Angewandte und akademische Geschichte – keine Gegensätze*, in: Wolfgang Hardtwig/Alexander Schug (Hrsg.), *History Sells! Angewandte Geschichte als Wissenschaft und Markt*, Stuttgart 2009, S. 31-43, S. 36.

³⁶ Vgl. dazu auch Ehbrecht, *Stadtgeschichtsschreibung*, S. 217.

³⁷ Vgl. die Vorlesungsreihe zur Stadtgeschichte Bocholt 2021-2022: YouTube, https://www.youtube.com/playlist?list=PLA_RVwiqZtGg9z2oHvujpsaA_w9bcPguR [01.05.2024].

4. Geschichtsdarstellung, -vermittlung und -kommunikation im Auftrag

Die zweipolige Ausrichtung von Stadtgeschichtsschreibung im Auftrag auf das lokale Publikum einerseits und auf die Stadtgeschichtsforschung andererseits kennzeichnet Aufbau sowie schriftliche und bildliche Umsetzung von beauftragten Stadtgeschichten. Auch die Auswahl der Epochen und Themen sowie die Art ihrer Bearbeitung werden dadurch geprägt. Eine klassische chronologische Darstellung, welche die großen Epochen erarbeitet, kommt in der Regel beim lokalen Publikum gut an. Dieser Grundaufbau lässt sich variieren. So folgen in der Stadtgeschichte Münster von 1993 auf Kapitel zur „Stadtgeschichte im zeitlichen Verlauf“ Beiträge zu „Strukturen und ihren Veränderungen“, wo- zu Bevölkerungsentwicklung, Religionsgemeinschaften, Wirtschaft, Bildung und weitere Themen zählen.³⁸

Oder chronologische Überblicksartikel werden ergänzt durch Beiträge von Fachexpert*innen, die nicht ausschließlich Historiker*innen sind und die für diese Stadt typische Themen vertieft erarbeiten. So enthält die Stadtgeschichte Bocholt von 2022 neben zwei Überblicksartikeln unter anderem Beiträge zur Grenzlage der Stadt, zur Umweltgeschichte oder zum katholischen Milieu.³⁹ Der Gefahr, dass durch die Beschränkung auf eine Anzahl von Themen bestimmte Aspekte möglicherweise in ihrer realen Bedeutung für die Stadtgeschichte überbetont werden, kann eine abschließende Synthese gegensteuern. Die Beiträge, welche die chronologischen Überblicksartikel ergänzen, können – darauf wurde bereits hingewiesen – auch durch Mitglieder des lokalen Heimatvereins oder historisch interessierte Lai*innen mit oder ohne akademische Ausbildung übernommen werden.

Weitere Formen der Erarbeitung von Stadtgeschichte sind Aufsatzsammlungen, die als Beiträge zur Stadtgeschichte auf zentrale Aspekte der Stadtgeschichte eingehen, aber keine Vollständigkeit anstreben.⁴⁰ Ausgewählte Aspekte und konzentrierte Informationen können auch Stadtlexika, Quelleneditionen, Städteatlanten, Bilddokumentationen, Annalen/Chroniken, Stadtteilgeschichten, Stadtführer oder Ausstellungskataloge enthalten.⁴¹

In Bezug auf die Darstellung der Forschungsergebnisse und die öffentliche Geschichtskommunikation weichen Auftragsarbeiten zu Stadtgeschichte etwas von akademischer Geschichtsschreibung ab. Neben einem gut verständlichen Schreibstil macht eine gewisse Komplexitätsreduktion von Darstellungen und

³⁸ Vgl. Franz-Josef Jacobi (Hrsg.), *Geschichte der Stadt Münster*, 3 Bde., Münster 1993.

³⁹ Vgl. *Stadtgeschichte Bocholt*.

⁴⁰ Vgl. etwa Josef Wiegel (Hrsg.), *Beiträge zur Geschichte der Stadt Schmallenberg 1244-1969*, Schmallenberg 1969.

⁴¹ Vgl. Ehbrecht, *Stadtgeschichtsschreibung*, S. 218-230.

Deutungen Sinn.⁴² Dennoch sollte es meines Erachtens immer das Ziel auch von beauftragter Stadtgeschichtsforschung sein, unter Hinzuziehung aller relevanten Quellen einen Beitrag zum wissenschaftlich aktuellen Forschungsstand zu leisten – wenn möglich gut lesbar und verständlich geschrieben. Eine angemessene Bebilderung ist infolgedessen bei Auftragspublikationen heute selbstverständlich: Fotos und Bilder lockern „Textwüsten“ auf und können sehr unverstellt und berührend historische Einsichten vermitteln.

Neben der angemessenen Präsentation der Fakten kommt der Art der Vermittlung und Kommunikation der Forschungsergebnisse vermehrt eine wichtige Rolle zu. So stellen die Vermittlung der Stadtgeschichte und der Einbezug der Öffentlichkeit wichtige Pfeiler des Gesamtkonzepts von „Basel.Stadt.Geschichte“ dar. Dazu zählen die attraktive Aufarbeitung und Vermittlung historischen Fachwissens in zeitgemäßen und partizipativen Formaten wie „Data Stories“, einer Art Blog, sowie die Onlinestellung einer Forschungsdaten-Plattform für die Öffentlichkeit und zahlreiche Veranstaltungen wie Vorträge, Ausstellungen, Stadtrundgänge, Pub-Quiz und Gesprächsrunden.⁴³

Anders als bei freier akademischer Forschung ist mit Stadtgeschichtsschreibung im Auftrag zudem oft ein spezieller, meist eher impliziter Nutzen verbunden: Sie soll Selbstreflexion anregen und der Identitätsstiftung dienen. Erarbeitung und Präsentation von Stadtgeschichte finden vielfach im Rahmen eines Jubiläums statt. Jubiläen bieten Gelegenheit, sich im Fest als gewachsene Gemeinschaft zu verorten, sich einer gemeinsamen, durch Geschichte geprägten Identität zu versichern und diese nach außen zu kommunizieren.

Zwar kann Identitätsstiftung nicht das Ziel wissenschaftlicher Forschung sein, wie auch Andreas Rutz am Beispiel von Landesgeschichtsforschung ausführte.⁴⁴ Aber die Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte stößt immer Reflexionen über Identität und Selbstwahrnehmung an. Die Erforschung und Sichtbarmachung von Stadt-, Regional- oder auch privater Geschichte und ihre kulturelle Überlieferung vor Ort kann Prozesse der Identifikation und Selbstreflexion auslösen, die sowohl positiv als auch konflikt- und schambehaftet konnotiert sein können – wie zum Beispiel Zwangsarbeit oder die DDR-Vergangenheit. Wissenschaftliche Forschung will diese Reflexionsprozesse nicht ursächlich anstoßen, sondern kritisch begleiten.⁴⁵ Der gesellschaftliche Reflexionsprozess über Identität und Selbstwahrnehmung vollzieht sich primär auf der Ver-

⁴² Vgl. dazu auch Schläppi, *Angewandte und akademische Geschichte*, S. 36.

⁴³ Aktuelle Kooperationen, <https://stadtdgeschichtebasel.ch/> [01.05.2024].

⁴⁴ Andreas Rutz, *Zwischen Globalisierungsdiskursen und neuer Heimatrhetorik*. Herausforderungen für die Landesgeschichte im 21. Jahrhundert, in: *Jahrbuch für Regionalgeschichte* 39, 2021, S. 17-36, hier S. 34 f.

⁴⁵ Vgl. Rutz, *Zwischen Globalisierungsdiskursen*, S. 35.

mittlungs- und Kommunikationsebene und ist stark ortsgebunden an Museen, Ausstellungen, Gedenkstätten, Stadtrundgänge oder Themenpfade.⁴⁶

Stadtgeschichtsschreibung im Auftrag sollte immer die Chance wahrnehmen, die wissenschaftliche Position und Haltung möglichst deutlich in die Stadtgesellschaft hineinzutragen. Denn gerade kleinere Orts- und Stadtmuseen, die von lokalen Heimat- und Geschichtsvereinen liebevoll in jahrelanger Arbeit aufgebaut wurden und vielfach regional und lokal bedeutsame Themen behandeln, bewahren und pflegen lokale Identitätskonstrukte und Geschichtsbilder. Die Ortsgebundenheit dieser Geschichtskommunikation kann die Sichtweise auf die Komplexität von Themen und Fragestellungen sowie ihre Darstellung einschränken und wird wissenschaftlichen Ansprüchen oft nicht gerecht. Auch lokale Geschichtsvereine trugen und tragen mit Publikationen viel stadtgesechichtliches Detailwissen zusammen. Diese graue Literatur enthält aber oft weder Fragestellungen noch Quellenkritik und verzichtet zum Teil sogar ganz auf einen Anmerkungsapparat. Gerade in kleineren Städten, in denen oft noch bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts kein Gymnasium als Keimzelle von wissenschaftlichem Denken und Stadtwissen fungierte, trugen diese Geschichtsforschenden aber viel zur Akkumulation und Bewahrung von historischen Fakten bei.

Wissenschaftliche Auftragsarbeit zur Stadtgeschichte sollte deshalb lokale Gedächtniskulturen rezipieren. Unter anderem bereicherten die Geschichtswerkstätten der 1970er Jahre – und auch später entstandene lokale Geschichtsinitiativen – die Gedächtniskultur vor Ort, indem sie alte Deutungs- und Erinnerungsmuster in Frage stellten, neuere sowie bisher übergangene Geschichten erarbeiteten sowie neue Quellen erschlossen. Auf diese Weise beförderten sie die Demokratisierung städtischer Geschichtsforschung und konfigurierten das Stadtgedächtnis neu.⁴⁷ Solche Entwicklungen aufzunehmen, bedeutet zweifellos auch einen Gewinn für Auftragsforschungen.

⁴⁶ Vgl. dazu auch Haumann/Schott, *Alternative Blicke*, S. 65, die hier das Beispiel der Geschichtswerkstätten in den 1970er Jahren anführen.

⁴⁷ Vgl. Saldern, *Stadtgedächtnis*, S. 67.

Alexandra Bloch Pfister, Dr., Freischaffende Historikerin und Publizistin mit den Schwerpunkten Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Stadt- und Regionalgeschichte. Studium der Geschichte, Germanistik und Soziologie an der Universität Zürich, Promotion 2005. Wissenschaftliche Auftrags- und Forschungsarbeiten sowie Recherchen und Inventarisierungen für Institutionen, Stiftungen, Museen, Kommunen, Unternehmen und Private, interdisziplinär ausgerichtete, eigene Projekte zu Geschichte, Kunst und Digitalisierung.
ab@alexandra-bloch.de

Stadtgeschichtsschreibung partizipativ. Kooperationen und Konfrontationen in der Geschichte der Gegenwart Güterslohs

The city as a local area and recent contemporary history as a past that is still present shape people's immediate living environment. Urban history as contemporary history therefore offers a particularly favorable starting point for a participatory research approach, which the project on Gütersloh's urban history from 1945 to 2025 also pursues. Through cultural remembrance events such as memory cafés (Erzählcafés) and history workshops (Geschichtswerkstätten), researchers and citizens engage in an exchange about different experiences and interpretations. The article addresses the practical research synergies that result from such cooperation as well as the various tensions that arise from the exchange between the different actors in urban society. In both cooperative and conflictual discussions, we approach the core business of historical research through the participatory negotiation of the urban past.

1. Einleitung – wissenschaftliche und partizipative Ansprüche

Wie kann Stadtgeschichte partizipativ gelingen? Und was bedeutet es für die Zusammenarbeit aller Beteiligten, wenn diese Geschichte „noch qualmt“ – Prozesse und Konflikte also in vielen Fällen noch nicht abgeschlossen, ihre Auswirkungen noch nicht abschätzbar sind?¹ Diesen Fragen und Herausforderungen stellt sich ein Team aus zwei Historikern des LWL-Instituts für westfälische Regionalgeschichte (Münster) und einer Historikerin der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg. Jenseits der dominierenden Großstadt- und Metropolenforschung werden die zeitgeschichtlichen Entwicklungen einer westdeutschen Mittelstadt von 1945 bis 2025 – und damit bis in die unmittelbare Gegenwart hinein – in den Blick genommen. Hauptziel des Projektes ist die Erarbeitung der Gütersloher Stadtgeschichte, die in Form eines Sammelbandes anlässlich des 200-jährigen Stadtjubiläums erscheinen wird. Dieser soll sich zum einen auf dem neuesten Stand zeit- beziehungsweise stadthistorischer Methoden bewegen und Theorien, Ambivalenzen, Widersprüche, Kontingenzen und offe-

¹ In Anlehnung an Barbara Tuchman, die 1964 die Debatte über eine Geschichte der Gegenwart anstieß: „Sollte – oder vielleicht auch kann – man über Geschichte schreiben, während sie noch qualmt?“, vgl. Barbara Tuchman, Wann ereignet sich Geschichte?, in: Dies. (Hrsg.), In Geschichte denken. Essays, Düsseldorf 1982, S. 31-39, hier S. 31.

ne Fragen dieser Forschungsrichtungen berücksichtigen. Zum anderen ist es erklärtes Ziel, mit diesem Buch auch die lokale, regionale und sonstige (Laien-)Öffentlichkeit anzusprechen, indem Angebote zum Herstellen lokaler und lebensweltlicher Bezüge formuliert werden.

Stadt- und Zeitgeschichte bieten – aufgrund der unmittelbaren Präsenz von Stadtraum und der noch gegenwärtigen Vergangenheit – besonders günstige Voraussetzungen für partizipative Forschungsansätze: unentdeckte Privatsammlungen, alternative Publikationen, Erinnerungs- und Wissensbestände, Interpretationen der Zeitgenoss*innen – all diese Quellenbestände können mithilfe partizipativer Ansätze die Forschung bereichern oder gar erst ermöglichen. Das Projekt wird von der Stadt selbst und folglich von den Einwohner*innen finanziert. Nicht zuletzt deshalb haben sie einen berechtigten Anspruch auf einen offenen und transparenten Forschungsprozess, in dem ihre Sichtweisen registriert und gemeinsam mit ihnen diskutiert werden sowie eine angemessene Vermittlung von Forschungsergebnissen stattfindet.² Diese Potenziale suchen wir über einen partizipativen Ansatz zu erschließen. Eine solche Herangehensweise sieht die Beteiligung der Stadtgesellschaft am Forschungsprozess vor und zielt auf einen wechselseitigen Nutzen: „Die ForscherInnen erhalten aus der Gütersloher Stadtgesellschaft wichtige Anregungen für Ihre Arbeit, die Stadtgesellschaft wiederum erhält aus dem laufendem Forschungsprozess Impulse für eine Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte und Gegenwart“.³ Wir bewegen uns also in einem noch unübersichtlichen und folglich ungeordnet scheinenden Jetzt im Sinne einer (Problem-)Geschichte der Gegenwart,⁴ bei welcher der Zeitgeschichtsforschung eine kritische Betrachtung des Bestehenden vorangestellt wird: Wie ist der Deutungsrahmen beschaffen, in dem wir und diejenigen, die mit uns die lokale Zeitgeschichte erörtern, auf diese jüngste Zeitgeschichte blicken?⁵ Das führt konsequenterweise zu einer Reflexion der eigenen Positionen und Prägungen. Als Projektteam eint uns, dass wir

² Vgl. Cord Arendes, Historiker als „Mittler zwischen den Welten“? Produktion, Vermittlung und Rezeption historischen Wissens im Zeichen von Citizen Science und Open Science, in: Heidelberger Jahrbücher Online H. 2/2017, <https://heup.uni-heidelberg.de/journals/index.php/hdjbo/article/download/23691/17407> [17.04.2024], S. 19-58, 49-52.

³ Internes Konzeptpapier des LWL-Instituts für westfälische Regionalgeschichte und der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg, 2020.

⁴ Vgl. Marcus Böick/Angela Siebold, Die Jüngste als Sorgenkind? Plädoyer für eine jüngste Zeitgeschichte als Varianz- und Kontextgeschichte von Übergängen, Deutschland Archiv 2011, <https://www.bpb.de/themen/deutschlandarchiv/54133/die-juengste-als-sorgen-kind> [17.04.2024]; Hans Günter Hockerts, Zugänge zur Zeitgeschichte: Primärerfahrung, Erinnerungskultur, Geschichtswissenschaft, in: APuZ H. 28/2001, S. 15-30.

⁵ Vgl. Malte Thießen, Landesgeschichte als jüngste Zeitgeschichte. Programm und Perspektiven einer Geschichte der Gegenwart vor Ort, in: Sabine Mecking (Hrsg.), Landeszeitgeschichte. Hessisches Jahrbuch für Landesgeschichte 79, 2020, S. 151-170, 159 f.

keinen migrantischen Hintergrund haben, Akademiker*innen sind und wir vorher keinen Bezug zu der Stadt hatten, geschweige denn aus Gütersloh stammen. Als dreiköpfiges Team tragen wir aber jeweils unterschiedliche Erfahrungen und Vorannahmen und Perspektiven in das Projekt. Ferner unterscheiden wir uns in Geschlecht und akademischen Titeln. Das wiederum bestimmt, wie uns Bürger*innen gegenüber treten: Der Kontakt mit einer Nachwuchswissenschaftlerin gestaltet sich oftmals anders als mit dem promovierten Historiker, woraus sich jeweils spezifische Chancen und Hürden ergeben.

Gerade die Offenheit und Unabgeschlossenheit von (städtischer) Zeitgeschichte bieten dabei Potenziale für eine gemeinsame Beforschung, denn der Interpretationsraum ist (noch) weit geöffnet, die Zeitzeug*innen sind in der Regel zugänglich und die anvisierten Themen weisen meist einen unmittelbaren Lebensweltbezug auf. Gleichwohl sind die aus einer Geschichte der Gegenwart resultierenden Fallstricke und Verwicklungen überdeutlich: „Wo die Geschichte noch qualmt, fehlt es nicht an Feuer“⁶ – das gilt auch für die Gütersloher Stadtgeschichtsschreibung.

Dass es sich bei dem, was gegenwärtig unter dem Oberbegriff der Citizen Science diskutiert wird – und was wir im Folgenden als partizipative Forschung bezeichnen –, um eine gerade in der Stadtgeschichte bereits etablierte Praxis handelt, zeigt die (nicht nur in Gütersloh) lokal gut ausgebildete Infrastruktur an Vereinen, Arbeitsgruppen und Veranstaltungen. Zu letzteren zählen die in Zusammenarbeit mit dem städtischen Fachbereich Kultur organisierten Geschichtswerkstätten und Erzählcafés, die als Foren der Begegnung und des Austausches über die Stadtgeschichte und ihre Erforschung fungieren. Neben Interviews mit Zeitzeug*innen wurden mit einem Podcast und einem Instagram-Account den Wünschen aus der Stadtgesellschaft nach Vermittlung und Transparenz Rechnung getragen. Um zu zeigen, wie ein partizipativer Ansatz in der Praxis am konkreten Gütersloher Fall ausgestaltet werden kann, beleuchten wir zunächst die Kooperationen in der partizipativen Forschung. Diese finden vor allem in den Formaten Erzählcafé und Geschichtswerkstatt statt. Doch die Beteiligung verschiedener Personen und Gruppen birgt ein nicht unbeträchtliches Konfliktpotenzial: Aus der zeitlichen und räumlichen Nähe und der daraus resultierenden Involviertheit vieler Partizipierender und uns als Forscher*innen ergeben sich zahlreiche Reibungen und Dilemmata. Hohe Ansprüche an Citizen Science wie Demokratisierungseffekte und idealiter eine breite gesellschaftliche Beteiligung können in der Praxis schnell an ihre Grenzen stoßen. So werden die Bürger*innen zwar eingeladen, über verschiedene Veranstaltungsformate am Forschungsprozess teilzuhaben, die Anfertigung des wissenschaftlichen Sammelbandes obliegt letztlich aber den Mitarbeitenden der beteiligten

⁶ Vgl. Hans-Peter Schwarz, Die neueste Zeitgeschichte, in: VfZ H.1/2003, S. 9-28, 11.

Institute. Der Band selbst ist nicht als Citizen-Science-Produkt ausgewiesen und entsteht darüber hinaus in einem zeitlich beschränkten und klar definierten sowie hierarchisch strukturierten Rahmen. Wie also verhält sich der prozessorientierte partizipative Ansatz in der Praxis zum produktorientierten Auftrag?

2. Kooperationen – partizipative Forschung in Geschichtswerkstätten und Erzählcafés

Für die Einbindung der Stadtgesellschaft in die Erforschung der Stadtgeschichte bestanden in Gütersloh schon vor Beginn unseres Forschungsprojekts Erfahrungen und Strukturen. Bereits der erste Band zur Stadtgeschichte, der die historischen Entwicklungen bis zum Jahr 1945 nachvollzieht, bemühte sich um eine Einbindung der städtischen Öffentlichkeit.⁷ Die 2020 vom Fachbereich Kultur der Stadt wiederbelebte Geschichtswerkstatt dient heute als zentrale Austauschplattform für lokalgeschichtlich Interessierte in Gütersloh, an der eine Kerngruppe von etwa 15-25 Personen teilnimmt. Hier werden Arbeitsgruppen gegründet, Fragestellungen zu unterschiedlichen Themen erarbeitet, Thesen und Ergebnisse diskutiert. Die Erzählcafés hingegen bieten die Möglichkeit des konkreten Erfahrungs- und Erinnerungsaustausches. Zeitzeug*innen kommen zu einem moderierten Podiumsgespräch über ein vorab durch den Fachbereich Kultur und uns ausgewähltes Thema zusammen. Das Publikum ist dabei ausdrücklich eingeladen, sich mit eigenen Erinnerungen und Standpunkten zu beteiligen. Seit Projektbeginn Anfang 2022 fanden acht dieser Erzählcafés statt.

Angesichts der beträchtlichen Spannweite hinsichtlich der Disziplinen, der Ziele und des Partizipationsgrades, die sich unter dem Oberbegriff Citizen Science sammeln, sind verschiedene Definitionsversuche unternommen worden.⁸ Eine mögliche Differenzierung kann zwischen quantitativen und qualitativen Ansätzen getroffen werden. Während quantitative Verfahren wie Crowdsourcing die systematische Erfassung oder Verarbeitung standardisierter Daten oder das Sammeln größerer Datenmengen über eine Online-Plattform vorsehen, bewegen wir uns in erster Linie im Bereich der qualitativen Forschung: Uns geht es ausdrücklich um subjektive Erfahrungen, um individuelle oder kollektive Erinnerungen und weniger um objektives oder objektivierbares Wissen. Dies verschafft uns die Möglichkeit der qualitativen Nahaufnahme. Erfahrungswissen, subjektive Standpunkte, örtlich spezifische Deutungen und Konflikte

⁷ Werner Freitag (Hrsg.), *Geschichte der Stadt Gütersloh*, Bielefeld 2001.

⁸ Arendes, Mittler, S. 22 f.; zur genaueren Anwendung in den Geisteswissenschaften hat sich mittlerweile auch der Zweig der Citizen Humanities etabliert, vgl. Barbara Heinisch u. a., *Citizen Humanities*, in: Katrin Vohland u. a. (Hrsg.), *The Science of Citizen Science*, Cham 2021, S. 97-118.

können in unserer lokalgeschichtlichen Forschung berücksichtigt und diskutiert werden. Erzählcafés und Geschichtswerkstätten schaffen hierbei einen Raum, um verschiedene Standpunkte auszutauschen. Citizen-Science-Projekte lassen sich ferner anhand des Partizipationsgrades klassifizieren: Wie schätzungsweise 90 Prozent der in diesem Bereich durchgeführten Projekte ist auch unser Vorgehen kontributiv, das heißt Bürger*innen unterstützen das Projekt, das aber in erster Linie im institutionell-wissenschaftlichen Bereich konzipiert und von uns (an-)geleitet wird.⁹ Wenngleich Transparenz und Teilhabe für uns zentral sind, verfassen ausschließlich wir die Texte für den Band; eine umfangreiche und aktive Beteiligung an Forschungsdesign, wesentlichen thematischen und konzeptionellen Entscheidungsprozessen und Schreibprozess bietet sich bei einer solchen Auftragsarbeit weniger an.

Wird damit die Beteiligung der Stadtgesellschaft bedeutungs- und substanzlos? Nein, denn über die Erzählcafés und Geschichtswerkstätten öffnen wir den Zugang zum Kern geschichtswissenschaftlichen Arbeitens: der Deutung. Wir schaffen auf diese Weise Möglichkeiten des Austausches über die Perspektiven, Hintergründe und Ziele des Vorhabens und stoßen damit Verhandlungen über Vergangenheit, über „richtige“ Erzählungen von Geschichte innerhalb der Stadtgesellschaft an. Hier nähern wir uns kollaborativen Ansätzen, wie sie wesentlich in der Museumsarbeit¹⁰ und in der Oral History¹¹ im Sinne einer Shared Authority entwickelt wurden und werden. Wie umstritten Vorstellungen über jene „richtigen“ Erzählungen sein können, offenbarte sich im Erzählcafé zur örtlichen Musik- und Kulturgeschichte. Die Gestaltung des kulturellen Angebots erwies sich in Gütersloh als umkämpftes Feld, in dem sowohl Lokalpolitik und -verwaltung als auch bürgerschaftliche Initiativen immer wieder konkurrierten und unterschiedliche Ansprüche und Ziele benannten. Der Konflikt drehte und dreht sich – verkürzt gesagt – um das Verhältnis von Sozio- und Hochkultur. Zugleich offenbarte der Austausch ein bis heute anhaltendes Ringen um Anerkennung künstlerischer und organisatorischer Leistungen. Hier zeigte sich, dass „Citizen-Science-Projekte [...] dann besonders erfolgreich [sind], wenn sie gesellschaftsrelevante Themen aufgreifen, die alltags- und le-

⁹ Kristin Oswald plädiert für eine Unterscheidung zwischen kontributiven, kooperativen und ko-produktiven Ansätzen in Citizen Science-Projekten, vgl. Kristin Oswald, Wie realistisch sind die Erwartungen an Citizen Science?, in: René Smolarski/Hendrikje Carius/Martin Prell (Hrsg.), Citizen Science in den Geschichtswissenschaften. Methodische Perspektive oder perspektivlose Methode?, Göttingen 2023, S. 23-40, hier S. 27.

¹⁰ Vgl. Christian Bunnenberg, Digital Storytelling im Museum. Besucher(innen) erzählen Stadtgeschichte(n), in: Ders./Nils Steffen (Hrsg.), Geschichte auf YouTube. Neue Herausforderungen für Geschichtsvermittlung und historische Bildung, Berlin 2019, S. 136-142.

¹¹ Vgl. Andrea Althaus/Linde Apel, Oral History. Version: 1.0, in: Docupedia-Zeitgeschichte, 28.03.2023, https://docupedia.de/zg/althaus_apel_oral_history_v1_de_2023 [17.04.2024].

bensweltlich bzw. lokalhistorisch interessierte Anknüpfungspunkte für eine Beteiligung¹² bieten. Diese Anknüpfungspunkte bereiten den Boden beziehungsweise die Reibungsfläche, auf der das offene Verhandeln von Konfliktfragen erfolgen kann – eben jene Auseinandersetzungen um Geschichte und Gegenwart, die wir initiieren und für unsere Forschung nutzen möchten.

Doch wenngleich wir den Raum für den Austausch über Vergangenes und Aushandlungen über Deutungen bieten, wird der strukturelle Rahmen von uns gesetzt: Seit Projektbeginn wählen wir die Themen, die sich vor allem an unseren Forschungsinteressen, weniger an den unmittelbaren Wünschen der Bürger*innen orientieren. Auch die Podiumsteilnehmer*innen werden von uns eingeladen. Beschneiden wir damit also den Kreis der Beteiligten und die Möglichkeiten der Beteiligung? Teilhabe und Multiperspektivität sind zugleich Basis und Ziel unserer Forschung. Der Austausch muss jedoch vorbereitet, begleitet und gegebenenfalls unter- oder abgebrochen werden. Dazu gehört auch eine faire Repräsentation gesellschaftlicher Gruppen in den Veranstaltungen. Während sich dieser Anspruch auf den Podien zuweilen einlösen lässt, bleibt der Kreis der Interessierten in der Regel generationell homogen, weiß, männlich gelesen und bildungsbürgerlich-akademisch geprägt – eine Beobachtung, die sich mit den Erfahrungen aus anderen Projekten deckt.¹³ Gleichwohl ist anzumerken, dass diese angestrebte Diversität von uns als Forschungsteam selbst nur bedingt eingelöst wird. Viele der Merkmale des Publikums treffen auch auf uns zu. Das entbindet uns aber nicht von dem Anspruch, der in den Sozialwissenschaften bereits viel deutlicher, aber zunehmend auch in den Geschichtswissenschaften zum Ausdruck gebracht wird: partizipativ zu forschen, das bedeutet die Aufgabe eines Neutralitäts- oder Objektivitätsanspruches.¹⁴ Mehr noch: Partizipative Forschung ist nicht nur im Hinblick auf das Ziel einer Demokratisierung der Forschung „ein klar wertebasiertes Unterfangen“.¹⁵ Rassistischen, sexistischen oder demokratiefeindlichen Äußerungen darf keine Platt-

¹² Smolarski/Carius/Prell, Citizen Science, S. 11.

¹³ Daniel Dörflera/Florian Heigl, The Diversity of Participants of the Austrian Citizen Science Conference from 2015-2020, Austrian Citizen Science Conference 2020, online abrufbar unter: <https://pos.sissa.it/393/011/pdf> [17.04.2024]; Anne Land-Zandstra/Gaia Agnello/Yaşar Selman Gültekin, Participants in Citizen Science, in: Katrin Vohland u. a. (Hrsg.), The Science of Citizen Science, Cham 2021, S. 243-259; Carole Paleco u. a., Inclusiveness and Diversity in Citizen Science, in: Katrin Vohland u. a. (Hrsg.), The Science of Citizen Science, Cham 2021, S. 261-281.

¹⁴ Vgl. Arendes, Mittler, S. 49-52. Entschiedener formuliert dies Anne-Christine Klotz, Mehr als Wissenschaft. Für die Befreiung der Geschichte aus dem Elfenbeinturm, online abrufbar unter: https://lisa.gerda-henkel-stiftung.de/visiongeschichte_klotz [17.04.2024].

¹⁵ Hella von Unger, Partizipative Forschung. Einführung in die Forschungspraxis, Wiesbaden 2014, S. 1.

form geboten werden.¹⁶ Wir beteiligen uns hier als Forschende zwangsläufig an zentralen Fragen der sozialen Gerechtigkeit und des demokratischen Zusammenlebens – Fragen, die bekanntlich auch am Beginn der Geschichtswerkstätten standen.¹⁷ So profitieren beide Seiten von bewusst geschaffenen Kooperationen. Die Forschung öffnet sich und erschließt Perspektiven, die über Archiven nur schwer zugänglich wären. Die Stadtgesellschaft erhält die Gelegenheit zur zeithistorischen Reflexion und Impulse für die demokratische Kultur vor Ort.

3. Konfrontationen – partizipative Forschung und lokale Deutungshoheiten

Wenn die Geschichte samt ihrer Erforschung so nah an die Gegenwart und die Alltags- und Lebenswelt heranrückt, werden Spannungsfelder und konfliktierende Interessen spürbar, die wiederum auf das geschichtswissenschaftliche Arbeiten in der Stadt zurückwirken. Aus der Geschichte der Stadt Gütersloh sind viele lokal spezifische Konfliktherde hervorgegangen. Der Ort hat sich nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges innerhalb weniger Jahrzehnte zu einer stetig wachsenden und prosperierenden Mittelstadt entwickelt, die 2018 die Einwohner*innenzahl von 100.000 überschritt und seitdem als Großstadt gilt. Damit nahm die Geschichte Güterslohs seit 1945 in vielerlei Hinsicht einen abweichenden Verlauf von der anderer Städte – gängige Niedergangs- und Krisennarrative¹⁸ scheinen hier weniger zu greifen. Im Gegenteil sind es offenbar gerade die Jahrzehnte seit etwa 1970, die sich als markante Aufbruchphase erweisen und bis heute in individuellen und kollektiven Erzählungen nachwirken. Das lässt sich zu wesentlichen Teilen auf die dort agierenden Unternehmen – allen voran den Medienkonzern Bertelsmann und den Haushaltsgerätehersteller Miele – zurückführen, die bis heute die städtische Entwicklung prägen. Dieser Einfluss sorgte und sorgt bis heute für zahlreiche Abhängigkeiten,

¹⁶ Das Coronarchiv wählt zwischen der notwendigen wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit derartigen Positionen und dem eigenen Unwillen, diesen eine Plattform zu verschaffen, den Weg, entsprechende Einreichungen zu archivieren, nicht aber zugänglich zu machen. Vgl. Thorsten Logge u. a., Das Coronarchiv. Crowdsourcing als Citizen Science in den Geisteswissenschaften. Ein Projektbericht, in: Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg (Hrsg.), Zeitgeschichte in Hamburg 2020, Hamburg 2021, S. 140-158, hier S. 145 f. Auch Andrea Althaus und Linde Apel verweisen auf die Notwendigkeit von Leitplanken für die Shared Authority. In Gütersloh musste im Rahmen eines Erzählcafés ebenfalls entsprechend interveniert werden, als es um die Besetzung der Stadt ab April 1945 durch schwarze US-amerikanische Soldaten ging.

¹⁷ Vgl. Etta Grotrian, Vorgeschichte, Vorbild oder Sackgasse? Zur Historisierung der „neuen Geschichtsbewegung“ der Bundesrepublik der späten 1970er und 1980er Jahre, in: Werkstatt Geschichte H. 75/2017, S. 15-24.

¹⁸ Vgl. in dieser Ausgabe u. a. den Text von Sabine Kittel und Fabian Köster.

personelle Vernetzungen und Querverbindungen in Stadtverwaltung, Kommunalpolitik, Arbeitsleben sowie Alltags- und Lebenswelten.¹⁹ Auf diesen Entwicklungen gründet ein verfestigtes städtisches Wachstums- und Erfolgsnarrativ. Dieses wiederum wirkt sich auf die Ansprüche einer selbstbewussten Stadtföfentlichkeit aus, die etwa in Stadtverwaltung und Kommunalpolitik, in Unternehmen, Heimatverein oder bei Journalist*innen zu beobachten sind. Erwartungshaltungen und Bedürfnisse werden – mal direkt und offen, mal indirekt und subtiler – an die Forschenden herangetragen. Diese konkreten Begleitererscheinungen einer „noch qualmenden“ Zeitgeschichte reichen über mehr oder minder explizite Hinweise auf eine „richtige“, in diesem Fall affirmativ-wohlwollende Darstellung unternehmerischer Geschichte und ihrer Einflüsse auf städtisches Gedeihen²⁰ bis zu der zwar höflichen, aber bestimmten Beschwerde ehemaliger Ratsmitglieder, dass sie bisher zu selten zu Wort gekommen seien.²¹ Anhand einer Veröffentlichung aus dem Forscher*innenteam lassen sich diese Konfrontationen aufzeigen: Der Beitrag greift eine über Jahre geführte Kontroverse um den Neubau des Theaters auf und untersucht sie als Feld der Auseinandersetzungen städtischer Selbstbilder.²² Der kurze Text sorgte bei offiziellen Stellen für Rumoren, würden doch die künstlerischen Leistungen abseits der Auseinandersetzungen nicht genügend gewürdigt. Auch die Quellenauswahl – die Arbeit mit Leserbriefen aus Lokalzeitungen – wurde moniert. Dieser Einwand kann durchaus berechtigt sein, hob hier allerdings auf die Relevanz der Meinungen „einfacher Bürger*innen“ ab und zog deren Aussagegehalt in Zweifel. Solche Kritik ausschließlich auf den Wunsch nach der Festschreibung eigener

¹⁹ Vgl. Joana Gelhart/Christoph Lorke/Tim Zumloh, Zwischen Provinztradition und Großstadtsehnsucht. (Selbst-)Verortungen Güterslohs in den 1970er und 1980er Jahren, in: Berliner Debatte Initial e. V. 33:3, 2022, S. 63-75; Norbert Dieste, Wirtschaft und kommunale Selbstverwaltung. Zu Bedeutungsallokation industrieller Großbetriebe im politischen Prozess der Stadt Gütersloh (1973–1990), Sinzheim 1996, vor allem S. 175-179; Christoph Lorke, Verbindungen, Verflechtungen und Verwicklungen: Kommunale Verwaltung und Unternehmensführung in Gütersloh seit den 1970er Jahren, in: Westfalen/Lippe – historisch, <https://hiko.hypothesen.org/2955> [17.04.2024].

²⁰ So formulierte eine aus dem Bereich der Wirtschaft stammende Person in einem – hier nicht zitierfähigen – Gespräch den ausdrücklichen Wunsch, möglichst eine „schöne Geschichte ohne Kritisches“ lesen zu wollen.

²¹ Zu Schwierigkeiten bei falschen bzw. unrealistischen öffentlichen Erwartungshaltungen vgl. Michael Brauer/Marlene Ernst, Verderben viele Köche den Brei? Citizen Science im Spannungsfeld von Food Studies und öffentlicher Erwartungshaltung, in: René Smolarski/Hendrikje Carius/Martin Prell (Hrsg.), Citizen Science in den Geschichtswissenschaften. Methodische Perspektive oder perspektivlose Methode?, Göttingen 2023, S. 205-221.

²² Joana Gelhart, Mehr als nur Theater?, in: Westfalen/Lippe – historisch, <https://hiko.hypothesen.org/2395> [17.04.2024].

Erfolge und die Anerkennung der eigenen Leistung zurückzuführen, greift jedoch zu kurz. Vielmehr offenbart sich an dem Beispiel zweierlei: zum einen, dass ein Verständnis für kritisches wissenschaftliches Arbeiten nur bedingt vorhanden ist; zum anderen – und das scheint uns hier ausschlaggebend –, dass die seinerzeit emotional geführte Debatte nachwirkt und sich auch in den heutigen politischen Konstellationen niederschlägt. Schließlich bekleiden die Beteiligten bis heute Funktionen und Ämter in Stadtverwaltung und -politik – der Initiator eines Bürgerentscheides, bei dem über den Neubau des Theaters zunächst noch ablehnend entschieden worden war, ist gegenwärtig Bürgermeister der Stadt. Diese Reaktionen von höheren Kommunalangestellten und Lokalpolitiker*innen sind keinesfalls überraschend, verbinden sich doch mit der Auftragsarbeit gewisse Ziele der städtischen Repräsentation. Konfrontationen mit Bürger*innen außerhalb derartiger Machtpositionen haben sich bis auf wenige eher situative Ausnahmen bisher nicht ergeben. Diese Beispiele, die noch um weitere lokalpolitische Deutungskämpfe aus den vergangenen Jahrzehnten erweitert werden könnten, rekurrieren auf lokalgeschichtliche Spannungen und (Erfolgs-)Narrative. Die Offenheit des Forschungsprozesses lädt freilich auch Mitglieder der politischen, administrativen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Elite der Stadt dazu ein, ihre Deutungen und Ansprüche an uns heranzutragen. Gleichwohl können wir einen erweiterten Verhandlungsrahmen bieten, in dem sich auch andere Stimmen mitteilen und damit in einen Dialog treten können, den wir jedoch behutsam moderieren müssen.

Diese Beobachtung wirft zudem die Frage nach spezifisch mittelstädtischen Raum- und Sozialordnungen auf. Denn möglicherweise wirken sich die relative Nähe und Bekanntheit einzelner Protagonist*innen sowie persönliche Beziehungen auf die Beteiligungsformen aus: Funktioniert das gemeinsame Forschen (und damit verbunden das Inszenieren, Politisieren und Legitimieren) anders als in größeren Städten?²³ Diese Frage muss vorerst unbeantwortet bleiben, doch ist die Häufigkeit von Freundschaften oder Bekanntschaften zwischen den Beteiligten ebenso bemerkenswert wie schwelende und mal mehr, mal weniger offen formulierte Konflikte.

Nicht zuletzt wird unsere Forschung maßgeblich durch den Auftrag selbst – die Erstellung einer Stadtgeschichte – strukturiert. Das hat wiederum erheblichen Einfluss auf die Frage der Generierung, Ordnung und Vermittlung des ge-

²³ Siehe dazu beispielsweise das Wiener Forschungsprojekt „Mittelstädtische Urbanitäten“ und daraus hervorgegangene Publikationen, die für eine gleichberechtigte Betrachtung von Groß- und Mittelstädten und die Berücksichtigung ihrer Lebensrealitäten plädieren: Birgitta Schmidt-Lauber, *Mittelstadt. Urbanes Leben jenseits der Metropole*, Frankfurt am Main/New York 2011; Dies. (Hrsg.), *Andere Urbanitäten. Zur Pluralität des Städtischen*, Wien/Köln/Weimar 2018.

wonnenen geschichtswissenschaftlichen Wissens: Denn Wissenstransfer und Wissensaustausch sowie damit einhergehende Beteiligungsformate und -möglichkeiten sind in unserem Fall vornehmlich am Endprodukt ausgerichtet – ein Umstand, der sogleich die (temporären wie inhaltlichen) Grenzen des Projektes vorgibt. Ist es das grundsätzliche Ziel von genuinen Citizen-Science-Projekten, gemeinsam und idealerweise gleichberechtigt zwischen akademischen und nichtakademischen Akteur*innen Wissen zu produzieren und zu vermitteln, findet dieser Anspruch in der Forschungspraxis des Stadtgeschichtsprojektes seine Grenzen. Aus der Ambition, sowohl an die geschichtswissenschaftlichen Debatten anzuschließen als auch eine breite Öffentlichkeit zu interessieren, erwachsen ferner eine Reihe von Herausforderungen. Wie sollte eine solche Studie sprachlich verfasst sein? Wie analytisch durchdrungen darf und muss sie sein? Hinzu treten die erwähnten hierarchischen Differenzen und die daraus resultierende Diskrepanz zwischen akademischen Ansprüchen und nicht-akademischen Erwartungen sowie grundsätzlichen Vorstellungen von „Geschichte“. All dies erreicht unter den methodischen Wagnissen einer Geschichte der Gegenwart einen weiteren Komplexitätsgrad. Schließlich sind Diskussionen über den aktuellen Forschungsstand oder Debatten um Theorien und Methoden der Geschichtswissenschaft sowie die Einhaltung gängiger (geschichts-)wissenschaftlicher Standards für die nichtakademischen Beteiligten in der Regel weniger relevant. Vielmehr beobachten wir eine Mischung aus Fragen der lokalen Identitätsbildung, ereignisgeschichtlichen Rückblicken, aber auch kritischen Positionen. Dieses besondere Mischungsverhältnis bedingt es, einerseits partizipative Ansätze aufzugreifen und für die geschichtswissenschaftliche Forschung nutzbar zu machen, andererseits aber immer wieder eine kritische Abgrenzung vornehmen zu müssen.

4. Konklusionen – eine vorläufige Bilanz

Was also kann ein partizipativer Ansatz leisten, wenn Projektzuschnitt, -ressourcen und -ziel keine ganzheitlichen Formen der Partizipation am gesamten Forschungsprozess und der Erstellung des Produkts erlauben? Der wohl zentrale Gewinn besteht in dem Anstoßen von Reflexionsprozessen, und zwar sowohl bei uns als institutionalisiert-wissenschaftlich Forschenden als auch bei den Teilnehmenden aus der Stadtgesellschaft. Der partizipative Ansatz hat uns über Standort, Aufgabenprofil, Verantwortungen, Verpflichtungen und Selbstverständnis als Historiker*innen nachdenken lassen. Wir sind inzwischen selbst zu Zeitzeug*innen des stadtgeschichtlichen Geschehens geworden. So wie unsere Arbeit Anlass zur Auseinandersetzung mit der eigenen und lokalen Geschichte bietet, so wirken umgekehrt sowohl die Perspektiven Partizipierender als auch

städtische Narrative und Deutungshoheiten auf uns ein. Das führt zu Verunsicherungen bezüglich der eigenen Involviertheit und der Distanz zum Gegenstand. Während wir in Kooperationsformaten – zumindest innerhalb von uns gesetzter Leitplanken – die verschiedenen Standpunkte in der Stadtgesellschaft ausdrücklich berücksichtigen wollen, müssen wir uns gegenüber den örtlichen Deutungseliten behaupten und weiteren, gegebenenfalls marginalisierten Deutungen Räume bieten. Das gemeinsame Nachdenken mit nicht-akademischen Partizipierenden über Geschichte im Allgemeinen sowie die eigene Geschichtlichkeit im Besonderen begreifen wir als große Chance – ein Aspekt, der allerdings kaum quantifiziert beziehungsweise qualifiziert,²⁴ wie auch der Demokratisierungseffekt von Citizen Science insgesamt nur vermutet werden kann.²⁵

Die Nutzung verschiedener Beteiligungsformen bedeutet für das Gütersloher Stadtgeschichtsprojekt, heterogene und sich teils widersprechende Erzählungen zu gewinnen, die auf abweichende Ansprüche und Erwartungen zurückzuführen sind. Wir erleben den Austausch daher als dynamisches und aktives Verhandeln von Deutungen, Interpretationen und damit verbundenen Interessensartikulationen im Hinblick auf die (Ir-)Relevanz bestimmter städtischer Entwicklungen. Diese erinnerungskulturelle Suchbewegung ist ein offener, nicht-linearer Prozess, den wir beobachten, in Teilen mitgestalten und für die geplante Studie nutzbar machen können. Gleichwohl ist zu berücksichtigen, dass an diesen Auseinandersetzungen keine breite Stadtöffentlichkeit teilnimmt, da gerade migrantische, weibliche und jüngere Perspektiven unterrepräsentiert sind. Der Kreis derer, die aktiv Deutungen einbringen, Repräsentation einfordern und Ansprüche an die Forschung stellen, umfasst im Wesentlichen etablierte Gütersloher*innen, die sich bereits seit Jahren an der lokalen Kulturarbeit beteiligen.

Übergeordnetes Ziel bleibt die Erarbeitung der Stadtgeschichte in Form des Sammelbandes. Einen Beitrag zur Demokratisierung der lokalen Erinnerungs- und Diskussionskultur, zur Erweiterung des Geschichtsbewusstseins zu leisten, kann vor diesem Hintergrund nur ein nachgeordnetes Vorhaben sein. Ein solcher Beitrag ist jedoch ein möglicher und wünschenswerter Effekt der gemeinsamen Auseinandersetzung mit der Stadtgeschichte.

²⁴ Erste Versuche der Messung sind allerdings bereits unternommen worden, vgl. Lena Fingera u. a., What do We Know about the Effects of Citizen Science on Participants' Knowledge?, Austrian Citizen Science Conference 2022, <https://pos.sissa.it/407/014/pdf> [17.04.2024].

²⁵ Michael Strähle/Christine Urban, Why Citizen Science Cannot Answer the Question of the Democratisation of Science, Austrian Citizen Science Conference 2022, <https://pos.sissa.it/407/001/pdf> [17.04.2024].

Joana Gelhart, M.Ed., ist wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg und forscht aktuell zur Geschichte der Stadt Gütersloh nach 1945. In ihrer Dissertation untersucht sie am Beispiel Güterslohs die Konstruktionen städtischer Repräsentationen und Images seit den 1970er Jahren und fragt nach sich wandelnden Akteur*innen und ihrer/n Praktiken im Zuge von Liberalisierungs- und Demokratisierungsprozessen.
gelhart@zeitgeschichte-hamburg.de

Christoph Lorke, PD Dr., ist Historiker und am LWL-Institut für westfälische Regionalgeschichte in Münster beschäftigt. Er ist darüber hinaus Lehrbeauftragter am Historischen Seminar der Universität Münster. Er forscht zu Themen wie Armut und sozialer Ungleichheit, Migration und zur „Vereinigungsgesellschaft“, zurzeit verstärkt zur Regional- und Stadtgeschichte. Aktuell ist er Projektleiter zur Erarbeitung der Geschichte der Stadt Gütersloh seit 1945.
christoph.lorke@lwl.org

Tim Zumloh, MA, arbeitet als wissenschaftlicher Redakteur und Mitarbeiter für die Wissenschaftskommunikation am LWL-Institut für westfälische Regionalgeschichte in Münster im Forschungsprojekt zur Stadtgeschichte Güterslohs 1945-2025. Schwerpunktmäßig befasst er sich mit der Regional- und Stadtgeschichte, Sozialen Bewegungen und Migrationsgeschichte.
tim.zumloh@lwl.org

Rita Gudermann / Paul Perschke

Öffentliches Engagement bei der Erschließung von Archivalien. Citizen Science-Ansätze im Archiv

1. Einleitung: Entstehung und Ziele des Projekts „CitizenArchives“

Citizen Science-Projekte innerhalb der historisch arbeitenden Disziplinen konzentrierten sich bisher vorrangig auf die Erforschung historischer Sachverhalte, weniger auf die alltägliche Arbeit der Archive. Dabei bieten bürgerwissenschaftliche Ansätze gerade bei der Erschließung von Archivalien vielversprechende Möglichkeiten. Als Beispiel eines Projekts, das derartige Ansätze mit neuen technischen Verfahren kombiniert, sei im Folgenden das Projekt „CitizenArchives“ vorgestellt.

Im Projekt „CitizenArchives“ sollten Citizen Science-Ansätze mit Technologien des Semantic Web verbunden werden, um Archivbestände mit Hilfe kostenfreier Ressourcen von Nutzer*innen in geordneten, IT-gestützten Prozessen zu digitalisieren, zu erschließen und der Öffentlichkeit zur Verfügung zu stellen. Anhand der Bestände der Wissenschaftlichen Sammlungen zur Architektur- und Planungsgeschichte der DDR und mit Hilfe verschiedener Pilotnutzer*innen wurden Prozesse und ein Produkt zur einfachen Erschließung und Veröffentlichung von digitalisierten Beständen kleinerer, spezialisierter Archive entwickelt, deren personelle und finanzielle Möglichkeiten dies häufig nicht zulassen. Von wesentlicher Bedeutung waren dabei Ressourcen wie Engagement, Wissen und Zeit interessierter und fachkundiger Nutzer*innen – Wissenschaftler*innen oder Zeitzeug*innen –, die insbesondere bei der Verschlagwortung und Beschreibung von Beständen halfen.

Im Folgenden wird das für ein gesellschaftswissenschaftliches Forschungsinstitut ungewöhnliche Hybrid-Projekt aus Wissenschaft und Wirtschaft vorgestellt, das die Wissenschaftlichen Sammlungen des Leibniz-Instituts für Raumbezogene Sozialforschung (IRS) in Erkner bei Berlin im Dezember 2021 gemeinsam mit dem Unternehmen Programmfabrik GmbH umsetzten. Finanziert wurde das zweijährige Projekt „CitizenArchives“ aus der Förderlinie „Innovations-

programm für Geschäftsmodelle und Pionierlösungen (IGP)“ des Bundesministeriums für Wirtschaft und Klimaschutz (BMWK). Erklärtes Ziel des Vorhabens war die „Entwicklung eines Citizen-Science- und Semantic-Web-basierten Verfahrens zur Digitalisierung und Erschließung der Bestände kleiner Archive“.¹

2. Projektbeteiligte

Die Wissenschaftlichen Sammlungen zur Bau- und Planungsgeschichte der DDR am IRS sind ein kleines, in ihren Beständen jedoch stetig wachsendes Spezialarchiv mit großer Bedeutung auch für die Stadtgeschichte der DDR.² Neben Unterlagen ehemaliger Bau- und Planungsinstitutionen bewahrt das Archiv mittlerweile über 140 Vor- und Nachlässe von Persönlichkeiten aus Stadtplanung, Architektur, Kunst, Forschung und Lehre auf. Dementsprechend vielfältig ist das Sammlungsgut: Neben persönlichen Unterlagen und Planungsdokumenten besteht ein Großteil der Sammlungen aus Bildmaterial wie Zeichnungen und Plänen sowie mehreren zehntausend Fotos in Form von Abzügen, Negativen und Dias. Ein weiterer, immer wichtiger werdender Aspekt ist zudem die Archivierung bereits digital vorliegender Bestände wie Forschungsdatensammlungen, Websites oder Datenbanken. Für eine rasche und vollständige Digitalisierung, Erschließung und Nutzbarmachung von Beständen fehlen dem Archiv jedoch langfristig die personellen und finanziellen Mittel. Damit stehen die Sammlungen des IRS exemplarisch für unzählige kleine, spezialisierte Sammlungen und Archive, die zwar einen wichtigen Beitrag zur Bewahrung von Kulturgut leisten, häufig aber nur über eine bescheidene Ausstattung verfügen. So bleiben viele kulturelle und historische Schätze zwangsläufig ungehoben und unzugänglich für Bildung, Forschung und Öffentlichkeit.

Der Projektpartner Programmfabrik ist ein Berliner Softwarehaus, das seit 2003 die webbasierte Software „Easydb“ (2023 umbenannt in „FYLR“) zur Verwaltung digitaler Medieninhalte wie zum Beispiel Bildern, Videos, Musik und Text-Dateien entwickelt. Neben diesem technischen Know-how bringt Programmfabrik langjährige Wissenschafts- und Kulturprojekterfahrung mit. Zu den Kunden des Unternehmens gehören Archive sowie Forschungs- und Bildungseinrichtungen im gesamten deutschsprachigen Raum. Die Wissenschaftlichen Sammlungen erwarben „Easydb“ im Jahre 2020 als einen Baustein ihrer neuen digitalen Infrastruktur.

¹ Projektantrag igp03-0757 vom 29.01.2021 im Rahmen der Fördermittellinie des BMWK, „Innovationsprogramm für Geschäftsmodelle und Pionierlösungen“, dritte Ausschreibungsrunde, Innovationen im Bereich Bildung und Informationszugang mit hohem „sozialem Impact“.

² Vgl. Onlineauftritt: <http://stadt-raum-geschichte.de> [21.04.2024].

3. Rahmenbedingungen

Als Projektpartner boten sich die Wissenschaftlichen Sammlungen nicht nur wegen ihrer relativ jungen Bestände an, sondern auch aufgrund ihres über Jahrzehnte aufgebauten Netzwerks von Citizens, mit deren Hilfe die Mechanismen und Abläufe in einer auf Archive zugeschnittenen Citizen Science getestet und optimiert werden sollten. Die Teilhabe und Mithilfe von Nutzer*innen eröffnete die Möglichkeit, Sammlungsgut schon in der frühen Phase der Digitalisierung und Erschließung öffentlich zugänglich zu machen. Dabei sollte allerdings auf die Moderation und Qualitätskontrolle der gewonnenen Inhalte und Daten durch Archivmitarbeiter*innen nicht verzichtet werden. Solch eine Qualitätskontrolle wurde insbesondere durch Mitautor Paul Perschke, wissenschaftlicher Mitarbeiter der Sammlungen, geleistet. Die dazu notwendigen Prozesse wurden im Rahmen des Projekts vor allem durch die Wissenschaftlichen Sammlungen herausgebildet und beschrieben und anschließend durch von Programmfabrik entwickelte zusätzliche Plug-ins für die Software „Easydb“ technisch unterstützt und vereinfacht.

Eine Besonderheit der Wissenschaftlichen Sammlungen ist ihre enge Vernetzung mit der stadthistorischen Forschung im Forschungsschwerpunkt „Zeitgeschichte und Archiv“ des IRS. Nicht selten werden Bestände mit Blick auf laufende Forschungsarbeiten im Hause eingeworben oder bevorzugt zugänglich gemacht. Doch nicht nur von Seiten der Wissenschaft werden Anfragen an die Wissenschaftlichen Sammlungen gerichtet: Informationsgesuche stammen auch aus der Praxis, etwa Fragen von Architekt*innen oder Ingenieur*innen nach Bauzeichnungen oder der Verwendung bestimmter Materialien in historischen Gebäuden aus dem gesamten Gebiet der früheren DDR.

Eine weitere Besonderheit ist die enge Bindung zwischen Archiv und den Akteur*innen der Stadt- und Architekturgeschichte aus der Zeit der DDR. Regelmäßig finden „Werkstattgespräche“ statt, bei denen es immer wieder zu angeregten und auch sehr kontroversen Diskussionen kommt. Debatten entzünden sich dabei häufig an dem von den Akteur*innen erhobenen Anspruch, die eigentlichen und einzigen Expert*innen für ihr Thema zu sein. Damit stellen sie die Kompetenz von Wissenschaftler*innen in Frage, die in der Regel jünger sind, keine praktischen Erfahrungen in der Architektur und Planung haben und häufig auch nicht in der DDR sozialisiert wurden. Die Wissenschaftler*innen sind somit in ganz besonderer Weise herausgefordert, ihr historisches Wissen und ihre Methodenkenntnis darzustellen und zu verteidigen.

4. Vorgehensweise

Entwickelt wurde ein Verfahren, bei dem den Citizens über ein Web-Portal noch unerschlossene Bilder präsentiert werden, die sie dann über eine Online-Oberfläche mit Metadaten versehen können. Die Partizipationsmöglichkeiten der Citizens waren hierbei zunächst beschränkt auf das Ausfüllen weitgehend vorgegebener Masken, um die Einheitlichkeit der entstehenden Metadaten zu gewährleisten. Allerdings gibt es auch Datenfelder für freie Kommentare und Hinweise. Die meisten Beitragenden blieben zudem anonym. Hier soll in Zukunft weiter daran gearbeitet werden, eine lebendige Community rund um die Architektur- und Planungsgeschichte der DDR an die Wissenschaftlichen Sammlungen zu binden und in die im Institut geleistete Forschungsarbeit zu integrieren.

Um die von den Wissenschaftlichen Sammlungen des IRS und dem Unternehmen Programmfabrik entwickelten Technologien und Erfahrungen auch anderen kleinen Archiven zugutekommen zu lassen, wurde anfangs das an der Universität Oxford gehostete, kostenlose Tool „Zooniverse“ genutzt, das bisher überwiegend für naturwissenschaftliche Projekte eingesetzt wird. Zwar war es auf diese Weise möglich, sehr schnell eine funktionierende Plattform für die Dateneingabe aufzusetzen und über einen geheimen Link für Interessierte zu öffnen. Allerdings erwies sich das Tool aufgrund einiger Einschränkungen dann doch für den geplanten Anwendungszweck als suboptimal. So war es beispielsweise nicht möglich, den Citizens eine Thumbnail-Übersicht aller zu beschreibenden Bilder anzubieten, um schnell jene auswählen zu können, zu denen sie einen Beitrag leisten konnten und wollten. Um das Projekt auf „Zooniverse“ für die Allgemeinheit freizugeben und zu veröffentlichen, hätte es zudem in Gänze aus dem Deutschen ins Englische übersetzt werden müssen, nur um es anschließend wieder ins Deutsche zurück zu übersetzen; was bei den rein deutschsprachigen Inhalten des Projekts als nicht besonders sinnvoll erschien. Für andere bürgerwissenschaftliche Projekte im Archiv, etwa solche aus dem naturwissenschaftlichen Bereich, mag diese Hürde aber nicht besonders hoch sein.

In der Endphase des Projekts wurde zudem ein freiberuflicher Entwickler damit beauftragt, Algorithmen und ein Plug-in für die Anwendung von Semantic Web-Technologien zu entwickeln, mit dem die von den Citizens erstellten Inhalte bewertet, KI-unterstützt angereichert beziehungsweise als unzuverlässig markiert werden können. Diese Art der technischen Kontrolle sollte also die Arbeit der Archivmitarbeiter*innen unterstützen und erleichtern.

Der in diesem Zusammenhang entwickelte „IRS AI-Validator“ ist ein konfigurierbares Werkzeug zur semantischen Textanalyse. Der Validator prüft nicht

nur die Rechtschreibung in den User-Einträgen, sondern entdeckt auf der Basis des ChatGPT-Sprachmodells auch Eingaben, die Fehler oder Fehlinformationen enthalten oder unmittelbar als Spam einzuordnen sein könnten. Er erkennt unzulässige bedeutungssteigernden Markierungen (Kapitälchen, mehrere Rufzeichen, Emojis ...) sowie „Sentiments“ (positive, negative Konnotation). Des Weiteren findet er Wörter, die auf einer „Blacklist“ stehen („böse Wörter“) oder solche auf einer „Greylist“, die unbeabsichtigte oder beabsichtigte Falscheingaben nach sich ziehen könnten. Außerdem werden auffällig gewordene Nutzer-Pseudonyme (zu häufige, zu kurzfristige Eingaben, vorherige Fehleingaben) erkannt und es kommen Verfahren des „Rate Limiting“ (Blockierung von Nutzern, Bots oder Anwendungen, die eine Website übermäßig beanspruchen oder missbrauchen) und „Sandboxing“ (Freigabe von User-Beiträgen erst nach Qualitätscheck) zum Einsatz. Entsprechende User-Eingaben werden durch das Plug-in mit farbigen Tags markiert und einem Online-Redakteur (im Projekt: Paul Perschke) vorgelegt, der dann über den Erhalt oder die Löschung der Eingaben entscheidet.

Um die positiven Ergebnisse des nur auf zwei Jahre angelegten und nicht verlängerbaren Projekts zu perpetuieren, wurden einige zunächst simple Eingabefelder in das neu entstandene Online-Portal der Wissenschaftlichen Sammlungen (<http://stadt-raum-geschichte.de>) integriert, um unabhängig von weiteren Fördermaßnahmen auf den bisherigen Ergebnissen aufbauen zu können. Der weitere Ausbau dieser Infrastruktur bietet verschiedene Möglichkeiten der tieferen Integration von bürgerwissenschaftlichen Eingaben.

5. Projektergebnisse

Trotz der nicht immer erfolgreichen technischen Experimente waren die Erträge bereits während der Laufzeit des Projekts ganz erstaunlich. Nicht nur stieß es auf ein außerordentlich großes Publikumsinteresse, das sich unter anderem bei der Präsentation des Projekts im Rahmen der Langen Nacht der Wissenschaften in Berlin in den Jahren 2022 und 2023 bemerkbar machte. Für viele ehemalige Bürger*innen der DDR war der Kontakt mit den historischen Fotos von Orten und Gebäuden ihrer Vergangenheit ein sehr emotionales Erlebnis („In der Straße habe ich gewohnt, so sah das damals aus!“), woraus sich schließen lässt, dass ein solcher Citizen Science-Ansatz eine stark identitätsbildende Wirkung entfalten kann. Auch ließen sich nach entsprechenden Presseaktivitäten der Abteilung Wissenschaftskommunikation des IRS sehr hohe Klickraten messen: Eine Pressemitteilung mit der Bitte, bei der Erschließung der Bilder zu helfen, wurde von mehr als 35 Zeitungen und Medienportalen in der ganzen Bundesrepublik aufgegriffen und führte innerhalb weniger Tage zu 40.000 Zu-

griffen auf die Zooniverse-Seiten. Pressereaktionen auf die Eröffnung des neuen Portals stadt-raum-geschichte.de mit dem erstmaligen Online-Zugriff auf die Wissenschaftlichen Sammlungen führten zu etwa zehntausend neuen Besucher*innen, 50.000 Zugriffen und Tausenden von ausgefüllten Metadatenfeldern. Allerdings flaute das Interesse nach einer Weile immer sehr schnell wieder ab. Die daraus gewonnene Erkenntnis lautet, dass Pressearbeit sinnvollerweise ein solches Projekt möglichst langfristig und regelmäßig begleiten sollte.

Die von den Citizens in der Folge geleisteten Beiträge waren in aller Regel überaus hilfreich. Auch und gerade, wenn es „nur“ um Ortskenntnis ging, also etwa die Benennung von Straßen oder Gebäuden in einer Stadt, war der Nutzen ganz außerordentlich hoch. Schließlich bieten diese grundlegenden Informationen, einmal den Digitalisaten zugefügt, Anhaltspunkte zur weiteren Recherche und Erschließung. Darüber hinaus zeigt eine Vielzahl entsprechender Eingaben von Freiwilligen, dass auch die persönlichen Erinnerungen und Erläuterungen zur Alltagsgeschichte einen wertvollen Beitrag zur Einordnung von Bildern leisten können.

Aufgrund des unerwartet hohen Ansturms war es, anders als zunächst geplant, auch möglich, die verschiedenen Motive mehrfach mit Metadaten zu versehen. Der Abgleich dieser Daten, ebenso wie die Kontrolle der Ergebnisse durch die Projektmitarbeiter*innen, ergab eine hohe Konsistenz der Eingaben. Auch kam es zu ganz unverhofften Beiträgen und Erkenntnissen, etwa, wenn ein Bürger sich die Mühe machte, alle Automarken auf einer Sammlung von Auto-Motiven minutiös zu benennen.

6. Herausforderungen und weitere Entwicklung

Die Herausforderungen des Projekts waren weniger wissenschaftlicher als organisatorischer und technischer Natur und erforderten von den Projektmitgliedern eine große Bereitschaft, sich mit den Denkansätzen der jeweils anderen Beteiligten zu beschäftigen. Für die Wissenschaftler*innen bedeutete dies die Einarbeitung in Themen wie Datenmodelle, Sicherheitskonzepte und semantische Verfahren, für die Mitarbeiter*innen des IT-Unternehmens die Auseinandersetzung mit dem „langen wissenschaftlichen Atem“ und der Freude an der Diskussion von Details. Insgesamt wurde die Zusammenarbeit jedoch als sehr bereichernd empfunden.

Im Ergebnis entstand ein vom Unternehmen Programmfabrik zur Verfügung gestelltes Open-Source-Produkt in Form einer zentralen Wissens- und Kommunikationsplattform mit verschiedenen Plug-ins, die jedes Archiv befähigt, seine Nutzer*innen in ähnlicher Weise an der Digitalisierungs- und Erschließungsarbeit zu beteiligen. Dem Förderziel des Fördermittelgebers, nämlich gemein-

nützige und kommerzielle Interessen miteinander zu verbinden, wurde damit entsprochen.

Mit Hilfe des entwickelten Verfahrens und der entstandenen Infrastruktur wurde es möglich, Schätze zugänglich zu machen, die insbesondere für die Stadtgeschichte von großem Wert sind. Zugleich wird ein wichtiger Beitrag zum Forschungstransfer geleistet. Die Wissenschaftlichen Sammlungen, bereits seit vielen Jahren aktiv in der Einbindung von Citizens in ihre Arbeit, sind damit in gewisser Weise Teil der Bewegung der „Third Mission“ der Wissenschaft, also der Aktivitäten, die weit über Forschung und Lehre hinausgehen.³ Wesentlich war hierbei der Beitrag der Abteilung Wissenschaftskommunikation des Instituts („WUK“), denn das große Publikumsinteresse musste immer wieder durch Pressemitteilungen angefacht werden. Dadurch ergab sich aber auch für die „WUK“ eine Win-Win-Situation, gelang es so doch, ein breites Publikum für die Arbeit des gesamten Instituts zu interessieren.

7. Fazit

Abschließend lässt sich vermuten, dass Ansätze wie der hier dargestellte Selbstverständnis und Profil von Archiven stark verändern werden.⁴ Angesichts knapper werdender Ressourcen und eines großen öffentlichen Interesses ist diese Entwicklung nicht von Schaden. Es bleibt anhand weiterer Praxisbeispiele zu prüfen, für welche Typen von Archiven sich dieser stark technisch geprägte Ansatz am besten eignet.

Auch liegt in der Einbindung von Citizens eine gewisse Gefahr, denn je mehr Kontrolle die Gedächtnisinstitutionen über die Erschließung ihres Materials abgeben, desto notwendiger werden die Vorkehrungen zur Kontrolle oder zumindest Kommentierung von Citizen-Eingaben. Die dargestellten KI-Ansätze können dabei nur in gewissen Grenzen helfen; die Qualitätsprüfung durch das Ar-

³ Zur Third-Mission vgl. Siegfried Balleis, Raus aus dem Elfenbeinturm. Third Mission für Universitäten und Hochschulen, in: Politische Studien 73:504, 2022, S. 52-59; sowie Judith Welker u. a., Inwieweit erfüllen Hochschulen ihre „Third Mission“? Sichtweisen der regionalen Bevölkerung auf Hochschulen und ihre Angebote, Frankfurt 2023.

⁴ Vgl. zu weiteren Citizen Science-Projekten u. a. folgendes Themenheft: Bürgerschaftliches Engagement in Archiven, in: Archivar 72:1, 2019; sowie Christian J. Huber/Lambert Kansy/Martin Lüpold, Crowdsourcing in Archiven. Ein Werkstattbericht, in: Archivar 73:2, 2020, S. 145-149; Sandra Leibner, Citizen Science-Projekt des Historischen Archivs des Bayerischen Rundfunks zur Erschließung rundfunkhistorischer Fotobestände: Ein Erfahrungsbericht, in: Archivar 74:1, 2021, S. 31-34. „Crowdsourcing: Konzeptionelle Überlegungen für den Einsatz in Archiven: DFG-Projekt „Digitalisierung und Entwicklung neuer Nutzungsmöglichkeiten von archivalischen Fotobeständen“ des Landesarchivs Baden-Württemberg“, 2015, https://www.archivschule.de/uploads/Forschung/Digitalisierung/Ergebnisse/LABW-08_Crowdsourcing_Grundsatzkonzept_2.pdf [21.04.2024].

chivpersonal bleibt notwendig. Als wichtig erscheint es hier, den einmal angestoßenen Dialog mit den Citizens fortzuführen und weitere bürgerwissenschaftliche Verfahren zu erproben, etwa die Etablierung eines digitalen Forums oder die Durchführung von „Hackathons“ zur Massenerschließung von Beständen.

Insgesamt aber lassen sich die Möglichkeiten und Chancen sehr positiv bewerten, gerade mit Blick auf klein- und mittelstädtische Archive. Und sind die Bestände erst einmal erschlossen und zugänglich, steht auch der weiteren Partizipation der Bürger*innen an der Erforschung der Geschichte ihrer Stadt nichts mehr entgegen.

Rita Gudermann, Dr., ist Wissenschaftlerin am Leibniz-Institut für Gesellschafts- und Raumforschung (IRS). Sie promovierte an der Freien Universität Berlin am Lehrstuhl für Wirtschafts- und Sozialgeschichte des Fachbereichs Wirtschaftswissenschaften zum Thema "Landwirtschaftliche Bodenverbesserung in Brandenburg und Westfalen im 19. Ihre Schwerpunkte sind Agrar-, Umwelt-, Raum- und Digitalgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts". Darüber hinaus verfügt sie über langjährige Berufserfahrung als IT-Beraterin im Bereich DAM- und ERP-Systeme und ist Leiterin des Projekts zur Verbesserung der digitalen Infrastruktur der wissenschaftlichen Sammlungen des IRS.

rita.gudermann@leibniz-irs.de

Paul Perschke, MA, ist Stadthistoriker und bearbeitete als wissenschaftlicher Mitarbeiter zwischen 2021 und 2023 das Projekt „CitizenArchives“ in den Wissenschaftlichen Sammlungen zur Bau- und Planungsgeschichte der DDR am Leibniz-Institut für Raumbezogene Sozialforschung. Derzeit ist er dort Dokumentar mit dem Schwerpunkt digitale Bestandserschließung und zugleich Mitarbeiter im Drittmittelprojekt „Crafting Entanglements: Afro-Asian Pasts of the Global Cold War (CRAFTE)“. In dem Projekt, das die afro-asiatischen Verflechtungen während des Kalten Krieges mit seinen Akteuren, Praktiken und ihre alltäglichen Interaktionsorten untersucht, ist er verantwortlich für den Aufbau einer Projektdatenbank.

paul.perschke@leibniz-irs.de

Joachim Kemper

Offenheit und Mitmachen im Archiv. Stadt- und regionalhistorische Citizen Science am Bayerischen Untermain

1. Einleitung: Die Dialog City-Strategie der Stadt Aschaffenburg

Das digitale Leitbild der Stadt Aschaffenburg behandelt die digitale Transformation einer Stadt nicht in erster Linie als eine Frage der Technik. Die Menschen stehen im Mittelpunkt. Dialog City setzt sich dabei von dem eingängigen Begriff Smart City ab, es ist ein Kunstwort aus analog, digital, Dialog. Aschaffenburg sieht seine Bürger*innen als Mitgestalter*innen der eigenen digitalen Zukunft. Und diese kann und soll eben auch vor Ort (analog) vermittelt, erklärt und gestaltet werden. Digitale wie analoge Zugänge zur Digitalisierung stehen dabei auch bei der partizipativen Digitalstrategie des Stadt- und Stiftsarchivs Aschaffenburg im Vordergrund. Die Aschaffener*innen werden zur Mitwirkung an der umfassenden Erarbeitung einer Stadtgeschichte, quasi „von unten“, befähigt. Vergleichbare Ansätze, zumal seitens der für die jeweilige kommunale Geschichte institutionell zuständigen Stadtarchive, waren bis vor kurzem im deutschen Sprachraum eher die Ausnahme.

2. Der Aschaffener Digitalladen

Das genannte dialogbasierte Leitbild der Digitalisierung verfügt über analoge wie digitale Zugänge. Zentral ist dabei unter anderem der Digitalladen. Er befindet sich seit dem Frühjahr 2021 in einem der belebteren Bereiche der Fußgängerzone, in der Nähe von Archiv und Rathaus. Die Schaufenstergestaltung des Digitalladens weist deutlich auf das ihm zugrundeliegende Vorhaben hin: das Digitale Stadtlabor Aschaffenburg 2.0. Der Laden selbst besteht im Erdgeschoss aus zwei Teilbereichen. Im vorderen Bereich befinden sich ein Empfangsbereich, eine Sitzgruppe für Gespräche und weitere Sitzmöglichkeiten um einen großen Tisch herum – der Tisch dient unter anderem für die Aufnahme von Podcast-Formaten, die dort aufgezeichnet werden. Bereits auf den ersten Blick wird deutlich: Der Digitalladen mit seiner Empfangssituation soll keinen „verwaltungstypischen“ Eindruck vermitteln, sondern einladend wirken. Die Besucher*innen lernen ihn in lockerer Atmosphäre kennen und erfahren, wie sie selbst zur digitalen Geschichtsvermittlung und -kultur beitragen können.

3. Das Digitale Stadtlabor Aschaffenburg 2.0

Seit dem Herbst 2020 ist das Digitale Stadtlabor Aschaffenburg 2.0 als Mitmach-Plattform unter dem Motto „Gemeinsam Stadtgeschichten teilen“ verfügbar.¹ Das Stadtlabor wird seitdem von der Aschaffener Bevölkerung und anderen Interessierten gut angenommen; zahlreiche Personen haben, redaktionell begleitet, selbst Beiträge geschrieben oder kommentiert. Bislang sind weit über 700 dieser Beiträge online verfügbar, die über eine Stadtkarte visualisierbar sind und über verschiedene Kategorien abgerufen werden können.² Das partizipative Projekt ist mittlerweile verstetigt worden; es wird durch diverse (partizipative) Seitenprojekte ergänzt und läuft parallel zu einem wissenschaftlichen Forschungsprojekt zur Aschaffener Stadtgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts. Dieses Forschungsprojekt, gestartet im Jahr 2020, wird mit der Publikation eines großen Sammelbands Anfang des Jahres 2024 seinen Abschluss finden. Die Querverbindungen zwischen Stadtlabor und dem Buchprojekt waren dabei von Beginn an vielfältig: Das Stadtlabor diente und dient zum Beispiel als Basis für Sammlungsaufrufe, ebenso als Option zur Publikation von Zwischenergebnissen. Auch personell gibt es zwischen den Mitarbeiter*innen beider Projekte enge Verzahnungen.

Vom Stadt- und Stiftsarchiv aus wird der vordere Bereich des Digitalladens seit dem Frühsommer 2021 zu festen Zeiten offengehalten. Aber dies ist bei weitem noch nicht alles: Schon von Beginn an gab es Anfragen aus der Bürgerschaft, von Vereinen und Initiativen, dort zu festen Terminen Sprechstunden oder Meetings abzuhalten. Dies verdeutlicht auch, genauso wie die zahlreichen weniger digital affinen Besucher*innen, wie sehr ein analoger Ort im Stadtzentrum das Interesse weckt. Mit anderen Worten und primär aus Sicht des beteiligten Archivs gesprochen (ähnlich dürfte es beim Digitalamt der Stadt sein): Es ist zweifellos nicht nur das „Stammpublikum“, welches sich im Digitalladen einbringt und mitwirkt. Durch die breite Sichtbarkeit des Archivs im Rahmen der gesamten Digitalisierung der Stadt eröffnen sich darüber hinaus zahlreiche Netzwerke und Kooperationen, die einer Kultureinrichtung ansonsten verschlossen blieben.

Die grundlegende „Erzählung“ hinter den Aktivitäten des Archivs im Rahmen der städtischen Digitalisierung und von Digitalladen und Stadtlabor ist diese: Wir blicken in die Vergangenheit und sprechen darüber (hier und jetzt), um die Gegenwart zu gestalten und Lehren für die Zukunft zu erhalten – und

¹ Vgl. <https://aschaffenburgzweinull.stadtarchiv-digital.de/> [20.04.2024].

² Themen werden, anders als beispielsweise beim Stuttgarter Stadtlexikon, nicht vorgegeben. Selbstverständliche Basis sind Regeln und Nutzungsbedingungen, die für alle Autor*innen gelten.

letztlich den Menschen (seitens der Stadt) zu signalisieren, dass wir sie bei der Digitalisierung nicht allein lassen.³ Dieser Impetus steht auch hinter den beiden umfangreichen Podcast-Reihen, die im Digitalladen seit dem Frühjahr 2021 aufgezeichnet werden.⁴

4. Erweiterungen, Projekte und analog-digitale Vermittlung

Beide Reihen sind Teil der zum Jahreswechsel 2021/2022 überarbeiteten Struktur des digitalen Stadtlabors, das neben den bisherigen (und weiterhin zentralen) partizipativen Elementen nun auch immer mehr Zugänge zu neuen innovativen Digitalprojekten beinhaltet. Ein Beispiel hierfür ist das Messenger-Projekt *Erinnern.Immer*.⁵ Auch die digitale Nacherfassung der umfassenden Aschaffenburgers Denkmaltopografie⁶ sowie die biografische Bearbeitung der personenbezogenen Aschaffenburgers Straßennamen⁷ sind mittlerweile als eigene Projekte im Stadtlabor verfügbar – und zugleich in die Gesamtkarte der Stadtlabor-Beiträge mit eingeflossen. Die Ergebnisse der beiden Vermittlungsprojekte *ZeitRaum Brentano* und *Dialog Romantik* (virtuelle Lern-Räume und digitaler Escape-Room) sind seit einigen Monaten über die Stadtlabor-Seite zugänglich.⁸ Der Etablierung eines Online-Archivs für Bürger*innen der Stadt sowie der beiden Landkreise Aschaffenburg und Miltenberg dient das im Jahr 2022 angelaufene Kooperationsprojekt *Digital-analog-miteinander*. Das Projekt *HeimatHub* für den Bayerischen Untermain. In diesem Fall steht das digitale Stadtlabor als Beispiel im Hintergrund, das jedoch regional erheblich erweitert

³ Beispielhaft hierfür stehen immer wieder auch Filmbeiträge im Videokanal der Stadt (Playlist: *stadtarchivAB* bzw. *digitalAB*), zuletzt: *digitalAB – Wir gestalten Aschaffenburg! 2022*, <https://youtu.be/ff6IS0rIpVY> [20.04.2024].

⁴ <https://aschaffenburgzweinnull.stadtarchiv-digital.de/projekt/aschaffenburgers-geschichten/> bzw. <https://aschaffenburgzweinnull.stadtarchiv-digital.de/projekt/podcast-lebensgeschichten-der-digitalisierung/> [20.04.2024].

⁵ Im Hintergrund steht die Geschichte des während des Holocaust ermordeten jüdischen Aschaffenburgers Max Hamburger. Sämtliche Messenger-Nachrichten sind weiterhin abrufbar auf der Projektseite, <https://aschaffenburgzweinnull.stadtarchiv-digital.de/projekt/erinnern-immer/> [20.04.2024].

⁶ <https://aschaffenburgzweinnull.stadtarchiv-digital.de/projekt/denkmaltopographie/> [20.04.2024].

⁷ <https://aschaffenburgzweinnull.stadtarchiv-digital.de/projekt/strassennamen-in-aschaffenburg/> [20.04.2024].

⁸ Die Förderung beider Projekte, die in sich unterschiedliche Akzente und Zugänge berücksichtigen, erfolgt über die Kulturstiftung des Bundes (Programm *dive in. Programm für digitale Interaktionen*) sowie im Fall von *Dialog Romantik* über das Programm *Wissens-Wandel*. Für weitere Informationen siehe: <https://aschaffenburgzweinnull.stadtarchiv-digital.de/projekt/zeitraum-brentano/> und <https://aschaffenburgzweinnull.stadtarchiv-digital.de/projekt/dialog-romantik/> [20.04.2024].

und durch ein niedrigschwelliges Online-Archiv, Mitmach-Angebote und analoge Anlaufstellen (sogenannte „Ankerpunkte“) erheblich ausgebaut wird. Auch hier stehen digitales Kommunizieren, Zusammenarbeiten und Teilen sowie Bewahren von Informationen im Mittelpunkt. Das Potenzial von Geschichtsvereinen und Kultureinrichtungen auszuschöpfen und interessierte Bürger*innen als Mitakteur*innen zu gewinnen, sind wichtige Herausforderungen und auch für das Bestehen beziehungsweise das Weiterentwickeln einer offenen Gesellschaft unerlässlich.⁹

Ebenfalls angelaufen ist seit September 2022 das umfassende EU-Projekt DIALOG CITY. Dieses große Kooperationsprojekt im Rahmen von Creative Europe bündelt unter Koordination der Stadt Aschaffenburg beziehungsweise des Stadt- und Stiftsarchivs diverse partizipative Kulturvermittlungskonzepte und Partner aus fünf Staaten; zu den herausgehobenen Aktivitäten des Projekts, das kurz gesagt der Verknüpfung von digitaler Innovation mit der analog-physischen Beteiligung der Bürger*innen dient, zählt die Entwicklung eines partizipativen und archivfachlichen Anspruchs genügenden Online-Archivs.¹⁰

Wichtig ist hier, dass die genannten Projekte letztlich auch der Fortentwicklung der partizipativen Elemente des Stadtlabors sowie des Digitalladens zugutekommen werden beziehungsweise erhebliche Synergien möglich sind.

Als Weiterentwicklung des digitalen Stadtlabors hin zu einer vollmobilen Nutzung versteht sich schließlich die Smartphone-App Aschaffenburger Geschichten. Mittels Geofencing können Benachrichtigungen versendet werden, wenn sich ein Point of interest (zugleich letztlich ein Beitrag des Stadtlabors) in der Nähe befindet. In nächster Zeit sollen Augmented Reality-Elemente das Angebot der App noch einmal ein gutes Stück erweitern.¹¹

Die Nutzung der App sowie letztlich auch des Stadtlabors vor Ort, in der Stadt und ihren Stadtteilen, führt schließlich noch einmal zu analogen Werkzeugen: Mithilfe von Bodenaufklebern, deren QR-Code direkt auf einen Stadtlabor-Beitrag verweist, sowie kleinformatigerer APP-Aufkleber macht das Stadtlabor-Team die partizipativen Beiträge prägnant sichtbar. In Ergänzung hierzu verweisen kleinformatische Aufkleber im Stil von Wanderrouten-Hinweisschildern auf die vollmobile Smartphone-App Aschaffenburger Geschichten. Beide Angebote stehen durchaus sinnbildlich für den bereits dargestellten digital-analogen Ansatz. Zukünftig sollen sogar sämtliche personenbezogene Straßennamen mit eigens gestalteten QR-Code-Aufklebern versehen werden. Mit die-

⁹ Zur Projektseite mit umfassenden weiteren Informationen: <https://heimathub.de/> [20.04.2024].

¹⁰ Neue Projektseite: <https://dialogcity.eu/> [20.04.2024].

¹¹ Die App ist über die gängigen App-Stores abrufbar; weitere Informationen auch hier: <https://aschaffenburgzweinull.stadtarchiv-digital.de/projekt/stadtlabor-app/> [20.04.2024].

sen werden dann auch die Ergebnisse des derzeit laufenden Straßennamen-Untersuchungsprojekts sichtbar gemacht und zugleich mit dem digitalen Stadtlabor verknüpft: Dort sind alle „nicht-kontroversen“ sowie die „kontroversen“ Straßennamen hinterlegt und teils mit umfangreichen Biografien versehen. Eingehende Kommentare zu den einzelnen Namen sind greifbar und ein eigenes Beteiligungstool soll zusätzlich zu Vorschlägen für die Neubenennungen anregen.¹²



Abb. 1: Der Digitalladen der Stadt Aschaffenburg (außen, 2022). Foto: Till Benzin.

¹² <https://aschaffenburgzweinull.stadtarchiv-digital.de/projekt/strassennamen-in-aschaffenburg/> bzw. <https://stadtarchiv-aschaffenburg.de/ausstellung-ehre-wem-ehre-gebuehrt> [20.04.2024].

Joachim Kemper, Dr. phil., ist Archivdirektor des Stadt- und Stiftsarchivs Aschaffenburg. Studium der Geschichte, Deutschen Philologie und Historischen Hilfswissenschaften in Mannheim und Mainz und Promotion 2004 in Mainz. Seitdem Mitarbeiter der „Regesta Imperii“, Referendariat an der Bayerischen Archivschule, Archivar bei den Staatlichen Archiven Bayerns, Leiter des Stadtarchivs Speyer, Abteilungsleiter am Institut für Stadtgeschichte in Frankfurt am Main. Seit Ende 2017 Leiter des Stadt- und Stiftsarchivs Aschaffenburg. Zahlreiche Publikationen zur südwestdeutschen Stadt- und Landesgeschichte, insbesondere aber auch zu Themen der Digitalisierung, digitalen Transformation und Öffnung von Archiven. Leiter des Arbeitskreises „Offene Archive“ beim Verband deutscher Archivarinnen und Archivare e.V.
joachim.kemper@aschaffenburg.de

Citizen Science – spannend für alle? Das Projekt „Laufend erinnern“ und seine Fallstricke

Das Institut für Stadtgeschichte Gelsenkirchen (ISG) hat den Auftrag, das Gedächtnis der Stadt zu bewahren, zu erforschen und zu präsentieren.¹ Ein wichtiger Aufgabenbereich liegt in der Erforschung des Nationalsozialismus in Gelsenkirchen, deren Ergebnisse durch Publikationen, Veranstaltungen und Ausstellungen vermittelt werden.² Die Dokumentationsstätte „Gelsenkirchen im Nationalsozialismus“, untergebracht im ehemaligen Sitz der NSDAP-Ortsgruppenleitung Buer-Erle, stellt die Stadtgeschichte zwischen 1933 und 1945 sowie die Vor- und Nachgeschichte des Nationalsozialismus in einer Dauerausstellung vor.³ Als authentischer Ort bietet sie Auseinandersetzungsmöglichkeiten mit der lokalen NS-Vergangenheit. Eine Führung durch jene Ausstellung markierte auch den Anfangspunkt des erfolgreichen, vielseitigen und vor allem nachhaltigen Citizen Science-Projekts, das hier näher vorgestellt werden soll.

Die Schalker Fan-Initiative e. V., ein Fan-Club des Gelsenkirchener Fußballvereins FC Schalke 04, hatte aus Anlass des Novemberpogrom-Gedenkens am 9. November 2019 einen Besuch der Dokumentationsstätte initiiert. Das ISG führte durch die Ausstellung. Besuche von Fußballfans sind nicht alltäglich, sie passen freilich durchaus zum antirassistischen Leitbild der Fan-Initiative, die neben ei-

¹ Das ISG besteht aus dem Stadtarchiv, der Dokumentationsstätte „Gelsenkirchen im Nationalsozialismus“ und der historischen Forschungsstelle mit einer Bibliothek zur städtischen Geschichte, https://www.gelsenkirchen.de/de/bildung/ausserschulische_bildung/institut_fuer_stadtgeschichte/ [21.04.2024].

² Seit 1991 hat das ISG in seiner Schriftenreihe umfangreich zum Nationalsozialismus publiziert, vgl. etwa Stefan Goch, „Mit einer Rückkehr nach hier ist nicht mehr zu rechnen“ – Verfolgung und Ermordung von Sinti und Roma während des „Dritten Reiches“ im Raum Gelsenkirchen, Essen 1999; Andrea Niewerth, Gelsenkirchener Juden im Nationalsozialismus – Eine kollektivbiographische Analyse über Verfolgung, Emigration und Deportation, Essen 2002; Heinz-Jürgen Priamus, Was die Nationalsozialisten „Arisierung“ nannten – Wirtschaftsverbrennen in Gelsenkirchen während des „Dritten Reiches“, Essen 2007. Siehe hierzu auch die Homepage des Instituts. Ein Sammelband mit der neueren und neuesten Forschung zu Gelsenkirchen im Nationalsozialismus ist derzeit in Arbeit und wird Ende 2024 erscheinen.

³ Vgl. Daniel Schmidt (Hrsg.), Gelsenkirchen im Nationalsozialismus. Katalog zur Dauerausstellung, Essen 2017.

nem klaren Gegenwartsbezug auch das erinnerungskulturelle Motiv „Gegen das Vergessen“ im Blick hat.⁴ Zudem besteht seit vielen Jahren ein regelmäßiger Austausch über historische Fragen mit unterschiedlichen Abteilungen des FC Schalke 04. Nicht zuletzt arbeitete das ISG bei der Erforschung der NS-Verstrickungen des Clubs und seiner Sportler, darunter der beiden „Idole“ Ernst Kuzorra und Fritz Szepan, vertrauensvoll mit dem Verein zusammen und erhielt so auch bei den Fans Aufmerksamkeit.⁵

Zum Abschluss der Ausstellung äußerten einige der Besucher*innen den Wunsch, sich intensiver mit der Geschichte des Nationalsozialismus in Gelsenkirchen auseinanderzusetzen. Diese Anregung aufnehmend schlug das Institut ein mögliches Thema und eine Kooperation im Rahmen der Citizen Science vor: Gemeinsam könnten die Biografien von Opfern des Nationalsozialismus erforscht werden, deren Namen auf der Grabplatte eines Kriegsgräberfeldes auf dem Gelsenkirchener Westfriedhof in Heßler stehen. Bekannt war zu diesem Zeitpunkt lediglich, dass die Genannten alle als „Opfer der Gewaltherrschaft“ galten. Nachfolgend wurde die Zusammenarbeit von ISG und Schalker Fan-Initiative beschlossen, bald darauf gründete sich die Arbeitsgemeinschaft (AG) „Laufend erinnern“. Die Namensgebung sollte auf das aktive Begehen und Erkunden des Friedhofs hinweisen und zugleich den fortlaufenden Prozess der aktivierten Geschichtsarbeit unterstreichen. Eine Pressemeldung im Januar 2020 verkündete den Start des Projekts: Dort wurde noch einmal unter den Gelsenkirchener*innen für die Teilnahme am Forschen geworben.⁶ Daraufhin schloss sich eine weitere Person an. Wie sich herausstellte, war sie die einzige Teilnehmerin, die tatsächlich in Gelsenkirchen lebt und damit der Idee des „Grabe, wo du stehst“ entspricht.⁷ Die Mitglieder der Schalker Fan-Initiative wiederum stammen aus allen Teilen Deutschlands, überwiegend aus Nordrhein-Westfalen. Ihr Zugang zur Geschichte Gelsenkirchens basiert auf einer emotionalen Verbindung zur Heimat des städtischen Fußballvereins Schalke 04 und auf ihrem Wunsch, sich gesellschaftspolitisch zu engagieren. Die Kompetenzen der Arbeitsgruppe waren breit gefächert. Die Teilnehmenden entstammten mehrheitlich nicht dem Wissenschaftsbereich, das Spektrum reichte vom Gewerkschaftssekretär über die Sozialarbeiterin bis hin zum Schüler – was

⁴ Die Schalker Fan-Initiative wurde 1992 gegründet und setzt in ihrer Selbstbeschreibung das Engagement gegen Rassismus, Sexismus, Homophobie und jegliche Diskriminierung zentral, siehe <https://www.fan-ini.com/> [21.04.2024].

⁵ Vgl. Stefan Goch/Norbert Silberbach, Zwischen Blau und Weiß liegt Grau. Der FC Schalke 04 in der Zeit des Nationalsozialismus, Essen 2005.

⁶ Vgl. „Laufend erinnern“. Geschichtsforschung: Schalker Fan-Ini und Institut für Stadtgeschichte, Stadtspiegel Gelsenkirchen vom 11. Januar 2020.

⁷ Vgl. Sven Lindqvist, Grabe, wo du stehst. Handbuch zur Erforschung der eigenen Geschichte, Bonn 1989.

bereits auf die unterschiedlichen Hintergründe und Erfahrungen der AG hinweist. Gleichwohl waren alle AG-Mitglieder ausreichend interessiert an einem eventuell sehr herausfordernden Forschungsprojekt und entsprechend motiviert, sich mit dem vorgeschlagenen Thema zu befassen.

Das ISG kann neben eigenen Forschungen auch auf einige Erfahrungen mit Citizen Science-Projekten zurückblicken. Dass sich unter den Citizen Scientists auch ein Historiker befand, war allerdings von Vorteil, wie sich in der nachstehenden Charakterisierung des Projekts „Laufend erinnern“ zeigt. Nahm er doch gewissermaßen eine Vermittlerposition zwischen wissenschaftlichen Ansprüchen und einer eher emotional ausgerichteten Erwartungshaltung ein – und damit den unterschiedlichen Vorstellungen über die Darstellung der Forschungsergebnisse. Da beide Positionen ihre Berechtigung haben und ausgehandelt werden mussten, sollen sie im Folgenden in Form eines Dialogs gegenübergestellt werden. Dadurch wird deutlich, wie die Arbeitsgruppe gearbeitet hat, welche Hürden und Widerstände hierbei auch überwunden werden mussten. Zudem werden die Erträge dieses gemeinsamen Projektes präsentiert.

FK: Sabine, du hast für das ISG die Erforschung einzelner Biografien im Kontext des Gelsenkirchener Kriegsgräberfeldes initiiert. Wie hat sich die Zusammenarbeit in der AG aus deiner Sicht entwickelt? Was war notwendig, um überhaupt zusammen ins Arbeiten und Forschen zu kommen?

SK: Der Beginn war holprig. Corona hat 2020 tatsächlich nur ein einziges Treffen vor Ort zugelassen: Nachdem ich im Frühjahr alle Anwesenden in das Stadtarchiv im Wissenschaftspark eingeladen und auf die Themen Wissenschaftlichkeit, wissenschaftliche Forschung, Quellenkritik, Umgang mit Originalquellen, Quellensprache und so weiter quasi eingestimmt hatte, begannen auch schon die „Corona-Monate“. Das heißt, wir gingen gemeinsam in den „Shutdown“. Für mich bedeutete dies: Material einscannen, unleserliche Quellen transkribieren und Bedeutungen diskutieren. Dabei warst du ja auch eine große Hilfe, denn die Originale waren für Laien schon extrem schwierig zu lesen. Die Video-Konferenzen alle sechs Wochen waren wichtig, um ein Gespür für das Thema zu bekommen. Doch erreichten wir erst mit unseren digitalen Einzelpräsentationen wirklich Fortschritte und entwickelten so beziehungsweise eigene Fragen. Einen Riesenschritt haben wir dann aber getan, als im Mai 2021 Teile der AG erstmals den Friedhof besuchten. Hier wurde allen erstmal richtig deutlich, dass die Grabplatte ohne irgendeine Erläuterung war. Niemand konnte wissen, dass hier NS-Opfer lagen. Und zu diesem Zeitpunkt hatten sich die AG-Mitglieder bereits viel Wissen über die dort Genannten erarbeitet. Einige Zeit zuvor war durch ein AG-Mitglied die Idee vorgebracht worden, einen Podcast anzubieten. Alle sollten in einzelnen Folgen ihre Ideen, Gedanken und Zwischenergebnisse vorstellen, wie wir es in den Videokonferenzen

zen ja schon gemacht hatten. Ich war zunächst skeptisch, aus Sorge um die Wahrung der Wissenschaftlichkeit der Aussagen, auch weil archiv- und datenschutzrechtliche Fragen ungeklärt waren. Nach dem Besuch des Friedhofs und der „verwaisten“ Grabplatte waren jedoch alle noch mehr motiviert, ihr Wissen zu teilen. Wir haben meine Zweifel diskutiert und diese über die gemeinsame Bearbeitung der Tonaufnahmen sehr gut gelöst.

Insgesamt produzierten die Citizen Scientists inklusive meines Beitrags acht Podcast-Folgen.⁸ Mir fiel am Ende die Rolle zu, die Ergebnisse zu bewerten und ihre Bedeutung einzuordnen. Durch die guten Kontakte der Fan-Initiative zu anderen Fan-Gruppen wurde die AG „Laufend erinnern“ eingeladen, auf einer jährlich stattfindenden Veranstaltung des Deutschen Fußball-Bunds mit dem Titel „Nie wieder!“ vorzutragen. Die Veranstaltung widmete sich im Januar 2022 der Diskriminierung von Menschen mit Behinderungen. Da einige der Personen, über die im Projekt geforscht wurde, Opfer der sogenannten Euthanasie waren, sprachen wir über die Verfolgung von psychisch Kranken im Nationalsozialismus in Gelsenkirchen in der Schalcker Veltins Arena – eine große Anerkennung für die Schalcker Fan-Initiative und die AG-Mitglieder.⁹ Wie waren deine Eindrücke der ersten Projektphase, Fabian? Und vor allem, wie hat sich das Ganze deiner Ansicht nach weiterentwickelt?

FK: Ich bin eher zufällig Teil von „Laufend erinnern“ geworden. Bei Recherchen im Stadtarchiv Gelsenkirchen habe ich von der geplanten Biografieforschung zu Menschen, die von den Nationalsozialisten ermordet worden sind, erfahren und Interesse bekundet. Dass es sich dabei um ein Citizen Science-Projekt handelte, habe ich eigentlich erst beim Projektstart realisiert, als wir uns das erste Mal trafen. Als Schalke-Fan fand ich die Idee einer gemeinsamen Projektarbeit zusätzlich interessant, als Historiker wollte ich das gerne ausprobieren. Ich war neugierig, wie der Ansatz funktioniert und welche neuen und möglicherweise innovativen wissenschaftlichen Perspektiven und Zugänge daraus erwachsen könnten. Die erste Arbeitsphase gestaltete sich wiederum pandemiebedingt ernüchternd: Quellenforschung in Einzelarbeit und digitale Diskussionen. Dass angesichts dieser Schwierigkeiten das Engagement aller Beteiligten nicht abbricht, empfand ich als bemerkenswert.

Gewinnbringend war auch der Impuls aus der Gruppe, sich der noch relativ neuen Medienform Podcast zu öffnen und so über die Forschung zu sprechen.

⁸ Abrufbar unter <https://www.fan-ini.com/podcast-laufend-erinnern> [21.04.2024].

⁹ Vorgestellt wurde u. a. die Biografie von Helene Wildaczyk, siehe dazu den Beitrag von Dietmar Theisen, Helene Wildaczyk (1913–1941). Diagnose „erbkrank“ als Todesurteil, in: Institut für Stadtgeschichte Gelsenkirchen/Schalcker Fan-Initiative e. V. (Hrsg.), Laufend Erinnern. Verfolgte des Nationalsozialismus auf dem Westfriedhof in Gelsenkirchen, Gelsenkirchen 2023, S. 86–93.

Das Format wird in der Wissenschaft häufig als rein populärer Zugang vorsichtig beäugt.¹⁰ Für uns hat es jedoch in zweifacher Hinsicht funktioniert: Zum einen waren alle Beteiligten dazu aufgefordert, bereits in der Recherchephase Zwischenergebnisse verständlich und anschaulich aufzubereiten. Das hat die Qualität der Darstellungen enorm verdichtet. Zum anderen erfolgte eine Loslösung vom Text. Das „Darüber sprechen“ hat Perspektiven erweitert und eigene Fragen verdeutlicht. Es war zugleich aber auch ein schmaler Grat: Während beim Erzählen eine gewisse Emotionalität im Kontext der Einzelschicksale befördert wurde, sollten die Erkenntnisse wiederum wissenschaftlich eingeordnet werden. Und die Komplexität der Themen musste dann noch für eine breite Öffentlichkeit aufbereitet werden. Die Podcasts richteten sich ja an die Zuhörer*innen. So entstand über das Feedback von Hörer*innen sozusagen eine Wechselwirkung zwischen Forschung und Gesellschaft, die in der klassischen Wissenschaft doch eher selten vorkommt. Schließlich haben wir ziemlich viel Aufmerksamkeit erzeugt, sowohl bei Schalke-Fans als auch in der Stadtgesellschaft Gelsenkirchens.

SK: Das wurde sehr eindrücklich auch bei den nachfolgenden Veranstaltungen „vor Ort“ spürbar. Während die Arbeit an den eigenen Projekten weiterging, besuchte die AG am 8. Mai 2022 mit wenigen Bekannten den Friedhof und legte Blumen am Grabstein nieder. Bei diesem Besuch stand das persönliche Gedenken im Vordergrund, aber inzwischen auch die Erinnerung an die Menschen und deren Schicksal, über das mittlerweile immer mehr bekannt geworden war. Im Rahmen des Antikriegstages, am 1. September 2022, luden die Citizen Scientists dann schon zu einer Gedenkfeier in größerem Rahmen ein. Das ISG koordinierte das Programm. Etwa 30 Personen kamen dazu, es sprach unter anderem auch der Bürgermeister von Gelsenkirchen, zugleich Kreisvorsitzender des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge e. V. Das war für alle schon ein großer Erfolg der eigenen Arbeit. Zunehmend wichtig wurde den Citizen Scientists, dass bei ihren Forschungen immer auch das Gedenken dazu gehörte beziehungsweise gehören sollte: Das „Nicht vergessen“ war eines der gesetzten Ziele von „Laufend erinnern“.

Die Online-Veröffentlichung von Texten auf dem ISG-Blog war ein wichtiger nächster Schritt, um die Schicksale der Menschen vorzustellen.¹¹ Dafür stellten

¹⁰ Während populärwissenschaftliche Formate wie „Geschichten aus der Geschichte“, <https://www.geschichte.fm/> [21.04.2024], bei der die beiden Historiker Richard Hemmer und Daniel Meßner pro Episode jeweils ein geschichtliches Thema oder Ereignis aufbereiten, enorme Reichweite erzeugen, wird das Format erst vereinzelt in der Wissenschaft überhaupt wahrgenommen, bspw. in der Kommunikationswissenschaft, siehe Vera Katzenberger/Jana Keil/Michael Wild, Hineinhören in die wunderbare Welt der Wissenschaft. Podcasts als Medium der Wissenschaftskommunikation, Wiesbaden 2022.

¹¹ Abrufbar unter: <https://isgblog.hypotheses.org/1347> [21.04.2024].

alle Beteiligten auf einer Seite die relevanten Infos zusammen – noch ohne Fußnoten, was es einfacher gemacht hat. Gleichzeitig waren alle erstmals gefordert, die eigene Recherche komprimiert zusammenzufassen und wirklich nur die wesentlichen Erkenntnisse zu formulieren. Das war ein wichtiger Schritt für die Reflektion der eigenen Forschung und vielleicht auch der Weg, festzulegen, um was es jeweils ging. Die Beiträge der später publizierten Broschüre „Verfolgte des Nationalsozialismus auf dem Westfriedhof in Gelsenkirchen“ sind eine Weiterentwicklung dieser Papiere.¹² Wir beide waren als Redaktionsteam von allen akzeptiert und haben dann die Langversionen endbearbeitet. Die Endredaktion hat viel Zeit gekostet, war aber genauso erwartet worden. Dass wir hier zu zweit waren, hat vieles erleichtert. Alle Texte mussten den wissenschaftlichen Ansprüchen des ISG – und auch unseren – genügen. Der Kampf um den roten Faden und um Formulierungen war beschwerlich für alle Beteiligten. Aber es zählt letztendlich das Ergebnis.

FK: Als die fertiggestellte Broschüre schließlich bei einer gut besuchten Lesung in einer Buchhandlung in Gelsenkirchen präsentiert wurde, war das der krönende Abschluss des Projekts.¹³ Der Weg zur Veröffentlichung der Texte in einem Buch war allerdings tatsächlich nicht so einfach. Hier stieß das Citizen Science-Projekt meiner Einschätzung nach zeitweise an seine Grenzen. Denn nach dem Ausprobieren und Publizieren in den unterschiedlichen – eher niedrigschwelligen – Formaten, digital wie analog, war dann die klassische Buchveröffentlichung eine sehr hohe Hürde. Denn nun folgte sozusagen die Akademisierung der Ergebnisse, was von allen einen langen Atem und Geduld erforderte. Das Angleichen beziehungsweise Ausarbeiten der Texte für die Publikation bedeutete auch, dass der besondere Charakter der Einzeltexte verloren zu gehen drohte. Hier standen sich das Thema Gedenken auf der einen Seite und die wissenschaftliche Forschung auf der anderen Seite teilweise im Wege. Akribische Textarbeit wurde von vielen eher als Fleißarbeit betrachtet. Denn durch die Zwischen- und Vorveröffentlichungen hatten die AG-Mitglieder bereits mehrfach „gefühlte Abschlüsse“ schon erreicht. Vor diesem Hintergrund hätte eine umgekehrte Vorgehensweise eventuell stringenter funktioniert. Aber andererseits waren ja die kleinen Schritte wichtig, um überhaupt hierhin zu kommen. Wo hast du Schwierigkeiten oder Barrieren festgestellt?

SK: Ich sage mal so, diese Durststrecken gehören bei Citizen Science-Projekten wohl immer dazu. Für uns, die wir wissenschaftlich zu arbeiten gewohnt

¹² Vgl. ISG/Fan-Initiative, Verfolgte des Nationalsozialismus (wie Anm. 9).

¹³ Vgl. Frank Leszinski, Neues Projekt der Schalker Fan-Initiative. Spurensuche zu Verfolgten im Nationalsozialismus, in: Ruhr-Nachrichten online vom 10. Mai 2023, <https://www.ruhrnachrichten.de/schalke-04/neues-projekt-der-schalke-fan-initiative-spurensuche-zu-verfolgten-im-nationalsozialismus-w731017-2000805695/> [21.04.2024].

sind, war klar, wie die Darstellung eines Forschungsergebnisses aussehen soll und welche Herausforderungen das Niederschreiben mit sich bringen kann. Citizen Science unternimmt aber ja explizit die Einbindung von Personen, die nicht in diesem Wissenschaftsbereich zu Hause sind.¹⁴ Für die Bürgerwissenschaftler*innen wiederum standen vor allem die Forschung an sich und der persönliche Erkenntnisprozess im Vordergrund. Der nächste Schritt muss aber getan werden, wenn sich Erfolgserlebnisse einstellen sollen. Und hier sehe ich auch unsere Vermittlungsaufgabe. In Citizen Science-Projekten lernen die Bürgerwissenschaftler*innen, Fragen zu stellen, diesen nachzugehen und gleichzeitig die Grundlagen guten wissenschaftlichen Arbeitens einzuhalten. Ihr Wissen muss auf Fakten basieren.¹⁵ Um sich dann aber an gesellschaftlichen wie auch wissenschaftlichen Debatten beteiligen zu können und um das erworbene Wissen sichtbar zu machen, müssen sie daran arbeiten, ihre Erkenntnisse auf interessante Weise nach außen zu kommunizieren. Und: Erkenntnisse aus anderen Forschungen sollten wahrgenommen und andere Perspektiven eingearbeitet werden. Das ist in meinen Augen weitestgehend aufgegangen.

Die von den AG-Mitgliedern erarbeiteten Ergebnisse waren für alle Seiten gewinnbringend. Aus Sicht des ISG ist zu resümieren, dass durch das Engagement von „Laufend erinnern“ ein stadtgeschichtlich relevantes Thema überaus breit recherchiert und weiterentwickelt wurde. Die Betreuungsintensivität war zwar hoch, doch „gewährleistete“ die durchgängige Begleitung die Wissenschaftlichkeit der jeweiligen Beiträge. Betont werden muss der Gewinn für das ISG: Denn der Wissensstand zum Friedhof beziehungsweise der Grabstätte hat sich dadurch erweitert und ist der Öffentlichkeit kurz- und langfristig zugänglich gemacht worden.¹⁶ Die Broschüre über die Geschichten der „Opfer der NS-Gewaltherrschaft“ auf dem Westfriedhof hat inzwischen ein breites Interesse gefunden. Durch die Kooperation mit der Schalker Fan-Initiative ging die Aufmerksamkeit der Projekte zudem über eine „normale“ Wahrnehmung hinaus: von der Stadtgesellschaft zur überregionalen Fan-Community.

FK: Auch aus der Perspektive der Schalker Fan-Initiative ist das Projekt ein Erfolg: Unterschiedliche Menschen verschiedener Generationen haben miteinander über historisch bedeutende Themen diskutiert. Die Mitglieder haben Gedenkveranstaltungen organisiert und so manches produziert. Sie haben sich

¹⁴ Zur aktuellen Diskussion über die Entwicklung der Bürgerwissenschaften in der Bundesrepublik siehe Weißbuch Citizen-Science-Strategie 2030 für Deutschland, 2022. Online abrufbar unter <https://publikationen.bibliothek.kit.edu/1000145870> [21.04.2024].

¹⁵ Vgl. hierzu die Zusammenfassung von „Bürger schaffen Wissen“, <https://www.buerger-schaffenwissen.de/citizen-science/handbuch/vorteile-herausforderungen> [21.04.2024], der zentralen Plattform für Citizen Science in Deutschland.

¹⁶ Mittlerweile wurde ein QR-Code mit einer Verlinkung zu den Texten auf dem Wissenschaftsblog des ISG an der Grabplatte angebracht.

engagiert und darüber hinaus das gesellschaftspolitische Engagement der Schalker Fan-Initiative sichtbar gemacht. Aus meiner Fan-Perspektive kann ich bestätigen, dass die AG „Laufend erinnern“ die Auseinandersetzung miteinander, das gemeinsame wissenschaftliche Arbeiten immens genossen hat und auf die Ergebnisse ihrer Forschungen stolz ist. Nicht zu vergessen: Die AG-Mitglieder konnten mit ihrem Wissen ein neues Thema in die Gedenk- und Erinnerungslandschaft von Gelsenkirchen einbringen. Die „Vermarktung“ ihrer Arbeit als Fan-Initiative konnten sie mit dem Podcast oder auch den Gedenkveranstaltungen mit vorantreiben.

SK: Vereinfacht betrachtet geht es ja vor allem darum, dass engagierte Menschen in einem bestimmten sozialen Kontext zusammen lernen, Wissen methodisch sicher zu erarbeiten und dies auf Augenhöhe mit wissenschaftlich erfahrenen Menschen zu tun. Man kann also zusammenfassen: Alle Beteiligten – ISG und Schalker Fan-Initiative – haben etwas für ihren Einsatz zurückbekommen.

Fabian Köster, M.A., forscht aktuell zur Unternehmensgeschichte des Hygiene-Instituts des Ruhrgebiets. Sein Promotionsprojekt an der Universität Hamburg behandelt das Thema „Kommunale Kulturpolitik in den westdeutschen Industriestädten Gelsenkirchen und Wolfsburg während der ‚Wirtschaftswunderzeit‘“. Forschungsschwerpunkte liegen in der Neueren und Neuesten Stadtgeschichte, in der Wirtschafts- und Wissenschaftsgeschichte des Nationalsozialismus sowie der Kultur- und Vergangenheitspolitik der Nachkriegszeit.
f.koester@hyg.de

Sabine Kittel, Dr., Soziologin, ist stellv. Leiterin im Institut für Stadtgeschichte Gelsenkirchen, ihre Arbeitsschwerpunkte sind vor allem NS- und Holocaustforschung, Oral History und Biographieforschung, Stadtgeschichte, Gedächtnis und Erinnerung, Citizen Science.
sabine.kittel@gelsenkirchen.de

Tania Mancheno

Die Stadt umdenken oder die Stadt zum Sprechen bringen

1. Einleitung: Eine Spurensuche in postkolonialen Landschaften

Seit etwa zehn Jahren führe ich historisch-kritische Stadtrundgänge zu deutschen und lokalen Kolonialgeschichten in ausgewählten Stadtteilen Hamburgs durch.¹ Bemerkenswert ist, dass die Nachfrage nach einem Stadtrundgang seitens unterschiedlicher Kulturträger*innen, Schulen und Universitäten stetig steigt, trotz mangelnder Internetpräsenz. Darüber hinaus wächst auch das Angebot an Stadtrundgängen, die einen kritischen Blick auf nationale Erzählungen und die damit einhergehende koloniale Amnesie zu vermitteln anstreben.

Kaum eine andere deutsche Stadt profitierte so viel von der deutschen und europäischen Kolonialexpansion wie Hamburg. Demnach sind die Spuren und Gespenster des deutschen Kolonialismus fast überall im Stadtraum anwesend. Als ehemaliges Mitglied des Arbeitskreises Hamburg-Postkolonial hatte ich die Möglichkeit, verschiedene pädagogische Vermittlungsmethoden kennenzulernen, um Geschichte im öffentlichen Raum, anhand von Denkmälern, Straßennamen und offiziell vergessenen Ereignissen, machtkritisch zu erzählen. Doch die kolonialen und postkolonialen Routen, die heute von den Mitgliedern des Arbeitskreises in Hamburg erforscht und erarbeitet werden, sind aus der Arbeit von nur einer Generation kritischer Denker*innen, Aktivist*innen und Historiker*innen hervorgegangen, die sich mit dem kolonialen Erbe der Stadt auseinandergesetzt haben.²

¹ Tania Mancheno (Hrsg.), *Dekoloniale Perspektiven. Widerständige nicht-weiße Erinnerungskultur*, Hamburg (Im Druck); Tania Mancheno, Interviewreihe: *Die Stadt Umdenken. Repenser la ville. Ein Projekt des Virtuellen Partizipationslabors Postkoloniales Erbe*, 2020, <http://kolonialismus.blogs.uni-hamburg.de/author/mancheno/> [20.04.2024]; Tania Mancheno, *All Change, Please! Über die Un-/Möglichkeiten der Dekolonialisierung des öffentlichen Raumes in Hamburg*, in: ZAG, *Antirassistische Zeitschrift* H. 70/2015, S. 25-27.

² Arbeitskreis HAMBURG POSTKOLONIAL et al., *Hafenrundfahrten & Stadtrundgänge Kolonialismus, Migration und Globalisierung*, 2018, <http://www.hamburg-postkolonial.de/rundgaenge18.html> [20.04.2024]; Arbeitskreis Hamburg Postkolonial/Initiative Schwarze Menschen in Deutschland/Zentralrat der Afrikanischen Gemeinde in Deutschland, *Pressemitteilung: Decolonize Hamburg: NOT ABOUT US/NOT WITHOUT US*, 8. Januar 2015, <http://isdonline.de/pressemitteilung-decolonize-hamburg-not-about-usnot-without-us/>

Vor zwanzig Jahren nahm ich an einem alternativen Stadtrundgang mit Heiko Möhle teil, dem Historiker, der einen machtkritischen Umgang mit der Kolonialgeschichte Hamburgs populär gemacht hat. Sein Sammelband *Branntwein, Bibeln und Bananen*³ dient als Einführung in die Geschichte(n) hinter den Fassaden der Hansestadt, die heute auch als das Tor zur kolonialen Welt bezeichnet wird. Wie der Klappentext des Buches betont, eröffnet die Spurensuche zwangsläufig eine transkontinentale Perspektive, die Orte und Räume Hamburgs mit Gebieten des deutschen Kolonialismus weltweit verbindet. Exemplarisch dafür steht das sogenannte Afrika-Haus, das zugleich die Inschrift Woermann-Haus trägt. Die rassifizierte Darstellung eines Schwarz-Afrikaners am Eingang dieses Hauses dient als Buchcover.

Möhles Buch gilt als die erste lokalhistorische, wissenschaftliche Studie, die sich aus Hamburger Perspektive explizit mit dem deutschen Kolonialismus und gleichzeitig mit seinen gewaltvollen Folgen in Form von Rassismus und Extraktivismus in den Amerikas, auf dem afrikanischen Kontinent sowie in Regionen Asiens befasst. Seitdem sind mehrere Sammelbände von weißen deutschen Historikern erschienen, die Möhles Publikation ergänzen, erweitern und zum Teil auch vertiefen. Sowohl Ulrich van der Heyden und Joachim Zeller als auch Jürgen Zimmerer und Kim Todzi haben Werke zu diesem Thema herausgegeben, die den Forschungsgegenstand auf zugängliche Weise erschließen.⁴ Dies verdeutlicht nicht nur das Interesse, sondern auch die Dringlichkeit, eine akademische wie auch nicht-akademische Leser*innenschaft zu gewinnen. Die Werke tragen zu einer fundierten Diskussion bei, die notwendigerweise die Anerkennung der sozialen Bewegungen voraussetzt, welche eine Auseinandersetzung mit den Erinnerungslandschaften in der Stadt überhaupt erst angestoßen haben (und immer noch anstoßen). Der Austausch mit aktivistischen und nicht-akademischen Akteur*innen ist sowohl Voraussetzung für die getroffene Auswahl der Themen, die in die jeweiligen Arbeiten einfließen, als auch für eine Verbreitung der Inhalte in der Gesellschaft. So schließt beispielsweise Möhles Sammelband mit einem Beitrag von Alexander Ngnoubamdjum – Aktivist der Black Community in Hamburg – ab.⁵ Ohne eine wirkungsmächtige zivilgesell-

[20.04.2024].

³ Heiko Möhle (Hrsg.), *Branntwein, Bibeln und Bananen. Der deutsche Kolonialismus in Afrika – eine Spurensuche*, Hamburg 1999.

⁴ Ulrich van der Heyden/Joachim Zeller (Hrsg.), *Kolonialismus hierzulande. Eine Spurensuche in Deutschland*, Erfurt 2007; Jürgen Zimmerer/Kim Todzi (Hrsg.), *Tor zur kolonialen Welt. Erinnerungsorte der (post-)kolonialen Globalisierung*, Göttingen 2021; Jürgen Zimmerer (Hrsg.), *Kein Platz an der Sonne: Erinnerungsorte der deutschen Kolonialgeschichte*. Bonn 2013.

⁵ Alexander Ngnoubamdjum, *Schwarze Menschen in Hamburg. Eine persönliche Auseinandersetzung*, in: Heiko Möhle (Hrsg.), *Branntwein, Bibeln und Bananen. Der deutsche Ko-*

schaftliche Protestkultur bleiben die Werke zu kolonialen und postkolonialen Erinnerungsorten kontextlos. Andernfalls bestünde die Gefahr, dass ihre gesellschaftspolitische Bedeutung verkannt wird.

2. Die Archive: Verkörperte Erinnerungen

Bereits Frantz Fanon beschreibt die Stadt des Kolonisierten als einen Körper, der immer von guten Dingen satt wird.⁶ Die gesättigte Stadt ist auch eine vollgestopfte Stadt. Eine Erinnerungsüberlieferung der Bereicherungsprozesse, die Hamburg als koloniale und postkoloniale Metropole positionier(t)en, ist ein Akt des Widerstandes, wenn die Gewalt, die diesen Prozessen zugrunde liegt, erstens anerkannt und ihr zweitens entgegenwirkt wird.

Mein Sammelband *Dekoloniale Perspektiven. Widerständige nicht-weiße Erinnerungskultur* (2023) widmet sich den kolonialen Erinnerungslandschaften Hamburgs in acht Beiträgen, die explizit auf den Reflexionen von Rassismus betroffenen und dekolonial positionierten aktivistischen Denker*innen und Künstler*innen beruhen. Ausgangspunkt der transdisziplinären Reflektionen über beispielsweise die Universität Hamburg, das Hamburgische Committee oder die Umbenennung des Emily-Ruete-Platzes sind die Erfahrungen, die mit der durch den Kolonialismus hinterlassenen Wunde in der Gesellschaft, in der Stadt, aber auch in unseren Körpern gemacht wurden (und immer noch werden). Im Anschluss an Reinhart Koselleck geht der Sammelband von einer unvermeidlich fragmentierten Erinnerungskultur in einer Gesellschaft aus, die jedoch auf der Anerkennung der impliziten Gewalt dieser Fragmentierung beruht.⁷ Mit der Schwarzen Historikerin Christina Sharpe wird argumentiert, dass die erinnerungspolitische Fragmentierung in der Moderne, die heute in den weltweiten Protestbewegungen gegen rassistische und koloniale Denkmäler und Straßennamen zum Ausdruck kommt, auf die durch die Versklavung verursachte Amputation von Menschlichkeit zurückgeführt werden kann und muss.⁸ Konkret bedeutet dies, dass die Nutzung und der Gebrauch von Geschichte mit der intergenerationellen Verantwortung verbunden werden sollen, um an die Absurdität der Geschichte zu erinnern. Der Begriff der verkörperten Erinnerungen verweist auf die Notwendigkeit, sich von der Suche nach historischer Objektivität und neutraler Geschichtserzählung zu distanzieren: Denn sowohl die Geschichte als auch die Erinnerung an sie sind politisch.

lonialismus in Afrika - eine Spurensuche, Hamburg 1999, S. 163-166.

⁶ Frantz Fanon, *Die Verdammten dieser Erde*. Übersetzt von Traugott König, Frankfurt am Main, 1981 [1961].

⁷ Reinhart Koselleck, *Vom Sinn und Unsinn der Geschichte*, Berlin 2013.

⁸ Christina Sharpe, *In the Wake: On Blackness and Being*, London 2016.

Die epidermale Wahrnehmung rassistischer Gewalt setzt eine epistemische Bescheidenheit voraus, die es erlaubt, die singulären und kollektiven Stimmen akademischer und nicht-akademischer Akteur*innen wahr- und aufzunehmen sowie zu würdigen. Es geht darum, jene Stimmen und Forderungen sichtbar zu machen, die von den offiziellen Geschichtserzählungen und der institutionalisierten Erinnerungskultur systematisch vergessen, ignoriert oder aktiv ausgegrenzt werden. Weltweit sind es vor allem rassifizierte Stimmen, die historisch einer Marginalisierungserfahrung ausgesetzt sind, sowohl in der Stadt (in Form des öffentlichen Raums, in dem aktiv erinnert wird) als auch in den öffentlichen Institutionen, die überwiegend weiß besetzt sind.

3. Ausblick: Eine transformative wissenschaftliche Praxis

Die Zusammenarbeit mit zivilgesellschaftlichen Bewegungen und Individuen, die sich aus akademischer und nicht-akademischer Perspektive mit den Spuren des deutschen Kolonialismus im Stadtraum beschäftigen und gleichzeitig selbst von Rassismus betroffen sind, hat einen intersektionalen und transdisziplinären Charakter. Sie ist sicherlich nicht einfacher als die einer heteronormativen und objektivierenden Geschichtsforschung. Doch jede Spurensuche, die sich der Demaskierung ungerechter, vergangener und fortwirkender Gewaltverhältnisse sowie dem Abbau privilegierter Ignoranz widmet, muss mit der Fähigkeit zum aktiven Hören verbunden sein. Diese epistemische Haltung ist jedoch nicht als bloße Befragung oder ethnologische teilnehmende Beobachtung zu verstehen. Vielmehr geht es darum, die urbanen postkolonialen Landschaften durch eine polyphonische (das heißt vielstimmige) Kritik zu erforschen, die es wagt, die disziplinären und disziplinierenden Grenzen historischer Arbeit zu überschreiten. Diese Kunst der Transgression besteht darin, eine ungehorsame Haltung gegenüber der Disziplin (in) der Wissenschaft einzunehmen, die erstens erkennt, dass ein kritischer Spaziergang und das Schreiben von Geschichte(n) keine gegensätzlichen Beschäftigungen sind. Zweitens erlaubt diese Haltung zu begreifen, dass Betroffenheit nicht mit Unwissenschaftlichkeit gleichzusetzen ist. Wäre dem so, hätte Sojourner Truths Ausspruch „Ain’t I a woman?“ („Bin ich etwa keine Frau?“)⁹ keine politisch-historische Wirkungsmacht. Dagegen ist ihre Aussage, die von einer tiefen Reflexion ihrer intersektionalen Existenz in der Welt zeugt, fast zweihundert Jahre später für Schwarze Feminismen weltweit von hoher Relevanz. Das bedeutet nicht, dass jede Betroffenheit gleich Wissenschaft ist, aber eben auch nicht, dass Wissenschaft die Abwesenheit von Betroffenheit ist. Postkoloniale und rassistische Strukturen und

⁹ Sojourner Truth, Bin ich etwa keine Frau*?, in: Natasha A. Kelly (Hrsg.), *Schwarzer Feminismus. Grundlagentexte*, Münster 2019 [1851], S. 17-18.

Erinnerungskulturen betreffen uns alle. Eine politische Positionierung in der Wissenschaft erkennt lediglich die vererbten Privilegien einer rassifizierten Arbeitsteilung an, aus der Universitäten entstehen, die überwiegend von weiß gelesenen Menschen dominiert werden. Solange die akademische Landschaft in Hamburg (aber auch in Deutschland und Europa) nur ein partielles Abbild der demografischen Zusammensetzung der Gesellschaft bietet, sollte es Aufgabe der Wissenschaft sein, eine komplexere und umfassendere Gesellschaftsanalyse und -kritik zu formulieren. Anderenfalls bleibt die Wissenschaft einer segregierenden Logik verhaftet, die unfähig ist, hinter die Fassaden der eigenen Disziplin zu blicken, und deshalb die Bedeutung der rassifizierten Mauer in der Stadt und in der Wissenschaft übersieht.

Das Teilen von kulturellen und ökonomischen Privilegien eröffnet Perspektiven für eine rassismuskritische Wissenschaft, anstatt – wie bisher – die rassistische Wissenschaftskultur bewusst und unbewusst unkritisch fortzuschreiben. Ein konkretes Beispiel dafür ist die Zusammenarbeit mit von Rassismus betroffenen Stadtforscher*innen und -denker*innen, die sich dezidiert transkontinental und rassismuskritisch mit den Erinnerungslandschaften der Stadt auseinandersetzen, obwohl sie keine universitäre Position innehaben.

Tania Mancheno, Dr., ist Dozentin für kritische Geografie und Stadtgeografie, Intersektionalität und Schwarze Theorie an unterschiedlichen Universitäten in Hamburg. Sie ist assoziierte Wissenschaftlerin an der Forschungsstelle »Hamburgs (post-)koloniales Erbe«. Sie lehrt und forscht seit über zwanzig Jahren zu kolonialen und postkolonialen Verflechtungen zwischen „Raum und Gewalt“ (2011). Seit 2014 konzipiert sie Stadtrundgänge und Audiospaziergänge, die Verbindungen zwischen Kolonialgeschichte, Nationalsozialismus und Postkolonialismus im Stadtraum beleuchten.

Tania.Mancheno@uni-hamburg.de

Rainer Nicolaysen*

Alter Verein auf neuen Wegen. Über den Verein für Hamburgische Geschichte von 1839 und seine jüngere Entwicklung

Geschichtsvereine in Deutschland sind Institutionen, in denen Forschungen zur Stadt- und Regionalgeschichte von und mit Bürgern – erst später auch mit Bürgerinnen – eine besondere Tradition haben, die bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts zurückreicht. Sie sind prädestinierte Foren für ein Zusammenwirken von akademisch und nicht-akademisch betriebener Stadtgeschichtsschreibung; allerdings haftet gerade Geschichtsvereinen auch nicht ganz zufällig der Ruf an, eher verstaubt und antiquiert zu sein – mit zählebigen Strukturen und einem gewissen Beharrungsvermögen hinsichtlich Themenwahl, Methoden und Habitus. Welchen Beitrag können (alteingesessene) Geschichtsvereine also zu einer zeitgemäßen „Stadtgeschichte für alle“ und einer „Demokratisierung der Wissenschaft“ leisten?

Am Beispiel des Vereins für Hamburgische Geschichte (VHG) lassen sich solche Fragen vielleicht besonders gut diskutieren, da dieser in jüngerer Zeit eine recht dynamische Entwicklung genommen hat, die darauf zielte, mehr Partizipationsmöglichkeiten für Mitglieder zu schaffen, einen breiteren Kreis von Interessierten – insbesondere auch Jüngeren – zu erreichen, neue Themenfelder zu erschließen und nicht zuletzt die eigene Vereinsgeschichte kritisch zu erforschen. Der Beginn dieses Erneuerungsprozesses lässt sich auf das Jahr 2007 datieren, als die Mitgliederversammlung einen neuen Vorstand und mit dem vormaligen Hamburger Schulsenator Joist Grolle erstmals nach 95 Jahren einen Vorsitzenden wählte, der nicht dem Staatsarchiv Hamburg angehörte. Bis dahin hatte sich der Vorstand – abgesehen vom Vorsitzenden und seinem Stellvertreter – selbst kooptiert. Ebenfalls 2007 begann sichtbar die Auseinandersetzung des VHG mit seiner NS-Vergangenheit.

* Der Autor war von 2007 bis 2011 Stellvertretender Vorsitzender und von 2011 bis 2023 Erster Vorsitzender des Vereins für Hamburgische Geschichte.

In der Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte (ZHG) erschien damals ein grundlegender Aufsatz von Joist Grolle und Ina Lorenz über den Ausschluss der jüdischen Mitglieder aus dem Verein in der NS-Zeit;¹ parallel dazu wurde eine außerordentliche Mitgliederversammlung einberufen, um eben dieser Mitglieder zu gedenken.² Beim Vereinsjubiläum zum 175-jährigen Bestehen 2014 war die kritische Behandlung der eigenen Geschichte, anders als noch beim vorherigen Jubiläum 1989, selbstverständlich.³ Vier Jahre später wurde dann Gunnar B. Zimmermanns voluminöse Geschichte des VHG vom Ersten Weltkrieg bis in die 1970er Jahre, eine 1300-seitige Dissertation, online veröffentlicht;⁴ 2019 folgte eine Auskoppelung zur Vereinsgeschichte in der NS-Zeit in einer der VHG-Schriftenreihen im Wallstein Verlag.⁵ Es handelt sich bis heute um die umfassendste Geschichte eines deutschen Geschichtsvereins im Nationalsozialismus, und es bleibt die Frage, warum sich gerade Geschichtsvereine so viel später als viele andere Institutionen mit diesem Teil ihrer eigenen Geschichte beschäftigen.

Eine gewisse Pionierfunktion hat der VHG auch hinsichtlich der Beteiligung jüngerer Bürger*innen übernommen. Eine erste Maßnahme dazu war ebenso naheliegend wie ungewöhnlich: Die Mitgliedschaft für Schüler*innen, für Auszubildende und für Studierende bis zum 28. Lebensjahr wurde kostenfrei. Für die Vorstandswahl von 2011 wurden gezielt jüngere Historiker*innen gebeten zu kandidieren, damit sie die Interessen der jüngeren Mitgliedschaft im entscheidenden Gremium selbst vertreten konnten. 2013 wurde mit dem „Jungen Verein“ ein eigenes Forum innerhalb des Vereins begründet, mit einem E-Mail-Verteiler, der zurzeit etwa 200 Personen erreicht. Der „Junge Verein“ organisiert gemeinsame Aktivitäten wie Ausstellungsbesuche, einen Lesekreis „Theorie und Wein“ sowie ein Kolloquium zu akademischen Abschlussarbeiten. Eines

¹ Joist Grolle/Ina Lorenz, Der Ausschluss der jüdischen Mitglieder aus dem Verein für Hamburgische Geschichte. Ein lange beschwiegenes Kapitel der NS-Zeit (Mit biografischem Anhang), in: Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte 93, 2007, S. 1-145.

² Die dort gehaltenen Vorträge sind festgehalten in Joist Grolle/Matthias Schmoock (Hrsg.), Spätes Gedenken. Ein Geschichtsverein erinnert sich seiner ausgeschlossenen jüdischen Mitglieder, Bremen 2009.

³ Siehe Rainer Nicolaysen (Hrsg.), 175 Jahre Verein für Hamburgische Geschichte. Dokumentation des Senatsempfanges im Großen Festsaal des Hamburger Rathauses am 9. April 2014, Hamburg 2014.

⁴ Gunnar B. Zimmermann, Bürgerliche Geschichtswelten in einer modernen Metropole. Der Verein für Hamburgische Geschichte in den Jahren 1912 bis 1974, Hamburg 2018, <https://ediss.sub.uni-hamburg.de/handle/ediss/7763> [25.04.2024].

⁵ Gunnar B. Zimmermann, Bürgerliche Geschichtswelten im Nationalsozialismus. Der Verein für Hamburgische Geschichte zwischen Beharrung und Selbstmobilisierung, Göttingen 2019.

seiner konkreten Projekte war die Erstellung von Lehrmaterial zur antisemitischen Welle von 1959/60 in Hamburg – ein Heft, das der Verein 2016 im Selbstverlag veröffentlichte.⁶

In gebotener Kürze sollen einige weitere Beispiele genannt werden, die für eine veränderte Praxis und eine weitere Öffnung des Vereins stehen.⁷ So vergab der VHG die seit 1864 verliehene Lappenberg-Medaille für besondere Verdienste um die hamburgische Geschichtsforschung im Jahre 2010 an die aus professionellen und nicht-professionellen Historiker*innen bestehende Projektgruppe „Stolpersteine in Hamburg“, die durch ihre biografische Spurensuche Lebenswege hinter den knappen Daten auf den Stolpersteinen sichtbar machte.⁸ Dies war insofern etwas Besonderes, als lange Zeit vor allem ältere Wissenschaftler zu ihren runden Geburtstagen mit der höchsten Auszeichnung des Vereins geehrt worden waren. Zur inneren Demokratisierung des Vereins gehörte auch, dass über die Verleihung der Medaille nicht mehr vom Vorstand, sondern von der Mitgliederversammlung entschieden wurde. Zudem gründete der VHG 2013 selbst eine generationenübergreifende Stolperstein-Recherchegruppe, der 16 Mitglieder mit unterschiedlichem beruflichem Profil angehörten. 2017 erschienen die Ergebnisse als Buch in der von der Landeszentrale für politische Bildung herausgegebenen Reihe „Stolpersteine in Hamburg – Biographische Spurensuche“.⁹

Zu einem besonderen Projekt wurde der Arbeitskreis „Erinnerung“ des VHG, der zehn Jahre lang, von 2007 bis 2017, bestand. Hier trafen sich regelmäßig Vereinsmitglieder mit ganz unterschiedlichen Lebenswegen – in der Regel keine professionellen Historiker*innen –, um ihre Erinnerungen zu zuvor vereinbarten Themen auszutauschen und anschließend zu verschriftlichen. Dem Band „1968 in Hamburg“, der 2008 erschien, folgten in der Reihe „Mitglieder des Vereins für Hamburgische Geschichte erinnern sich“ bis 2017 acht weitere Bände mit autobiografischen Texten zu den Themen: Wohnen, Schulzeit, Berufsausbildung, Verkehr, Essen und Trinken, Wetter und technischer Fortschritt. In dem Band „Mein Hamburg“ stehen einzelne Stadtteile im Mittel-

⁶ Marc-Simon Lengowski u. a., *Wiederkehr der Nazis oder Kinderkritzereien? Lehrmaterial und Unterrichtseinheit zur antisemitischen Welle von 1959/60 in Hamburg*, Hamburg 2016.

⁷ Einzelheiten der Vereinsarbeit sind den veröffentlichten ausführlichen Jahresberichten zu entnehmen; zuletzt Rainer Nicolaysen, *Jahresbericht für 2022/23*, in: *Tiedenkicker – Hamburgische Geschichtsblätter N. F. 14*, 2023, S. 67-76.

⁸ Siehe Rainer Nicolaysen, *Laudatio zur Verleihung der Lappenberg-Medaille an die Projektgruppe „Stolpersteine in Hamburg. Biographische Spurensuche“* am 7. April 2010, in: *Tiedenkicker – Hamburgische Geschichtsblätter N. F. 1*, 2010, S. 42-46.

⁹ Frauke Steinhäuser/Ulrike Sparr (Hrsg.), *Stolpersteine in Hamburg Grindel II. Biographische Spurensuche*, Hamburg 2017.

punkt.¹⁰ Auch wenn es insgesamt ein überschaubarer Kreis von Mitwirkenden blieb (viele Mitglieder beteiligten sich mehrfach), ist aus dem Arbeitskreis eine besondere Sammlung von Selbstzeugnissen hervorgegangen.

Ein kurzzeitigeres Projekt waren 2013/14 die „Hamburger Stadtgespräche“, die der VHG in Kooperation mit der „Werkstatt der Erinnerung“ der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg (FZH) durchgeführt hat. Hier wurden meist ältere Vereinsmitglieder von jüngeren Vereinsmitgliedern über die Bedeutung Hamburgs für ihr Leben befragt. Sequenzen dieser Interviews wurden online veröffentlicht.¹¹ Das Interviewprojekt war eine von vielen Aktivitäten rund um das erwähnte Vereinsjubiläum 2014. Insgesamt brachte dieses einen größeren Teil der Mitgliedschaft in Bewegung, wie nicht nur die Anwesenheit der Hälfte aller mehr als 1.000 Mitglieder bei der Festveranstaltung im Hamburger Rathaus und die große Bereitschaft zu einer Jubiläumsspende zeigten. Die Jubiläumsausstellung über die Geschichte und Gegenwart des VHG wanderte unter dem Titel „In der Stadt verankert“ knapp ein Jahr lang durch Hamburger Stadtteile und war sowohl an klassischen Ausstellungsorten wie der Rathausdiele, dem Museum für Hamburgische Geschichte und der Staats- und Universitätsbibliothek als auch an eher ungewöhnlichen Orten zu sehen – etwa in mehreren Einkaufszentren und in der Abflughalle des Hamburger Flughafens.

Ebenfalls seit 2014 veröffentlichen Mitglieder des VHG-Bibliotheksausschusses – in der Regel keine professionellen Historiker*innen – auf der Webseite des Vereins Texte in der Reihe „Griff in die Geschichte“.¹² Bis Ende 2023 sind dort 53 Beiträge erschienen, die jeweils einen kurzen Überblick über ein spezielles Thema der hamburgischen Geschichte bieten samt Nennung der wichtigsten Literatur, die sich dazu in der Vereinsbibliothek findet. Das thematische Spektrum reicht von Lessings Traum eines Nationaltheaters in Hamburg bis zur Geschichte der Hochhaussiedlung Mümmelmannsberg.

Intensiviert wurden in den letzten Jahren auch Kooperationen mit anderen staatlichen und nichtstaatlichen Institutionen in Hamburg, zu Instituten, Museen, Stiftungen und anderen Vereinen. Gemeinsam mit der Patriotischen Gesellschaft von 1765 organisiert der VHG eine öffentliche Veranstaltungsreihe unter dem Titel „Wie gehen wir mit unserer Geschichte um?“. Hier ging es etwa um die Rolle der Hamburger Handelskammer im Nationalsozialismus, um die koloniale Vergangenheit Hamburgs und den heutigen Umgang mit ihr, um den Skandal im Hamburger Staatsarchiv, das 2018 einen seiner meistbenutzten Be-

¹⁰ Die neun Bände, hrsg. von Claudia Thorn, sind inzwischen alle kostenlos online verfügbar, <https://www.vfhg.de/publikationen/bisherige-publikationen.html> [25.04.2024].

¹¹ Siehe <https://www.vfhg.de/dervhg/interviewprojekt-menu.html> [25.04.2024].

¹² Siehe <https://www.vfhg.de/bibliothek/griff-in-die-geschichte.html> [25.04.2024].

stände – eine vollständige Sammlung der ärztlichen Todesbescheinigungen aus den Jahren 1876 bis 1953, mehr als eine Million Dokumente – vernichtet hatte, und zuletzt um Orte und Erinnerungsorte der Demokratiegeschichte in Hamburg.

Hervorzuheben ist schließlich der Kontakt zu den Geschichtswerkstätten: Der VHG widmete 2021 ein Themenheft des „Tiedenkicker“, seines zweiten Periodikums, den Hamburger Geschichtswerkstätten, von denen sich zehn Einrichtungen hier selbst vorstellten.¹³ Angesichts der früheren Distanz zwischen Geschichtsvereinen und Geschichtswerkstätten war diese Zusammenarbeit besonders erfreulich. Auch grundsätzlich findet sich im „Tiedenkicker“ stets eine Mischung aus Beiträgen von professionellen und nicht-professionellen Historiker*innen. Dasselbe gilt für den Rezensionsteil der ZHG. Hier werden jährlich bis zu 200 Besprechungen und Buchanzeigen veröffentlicht, woran um die 100 Rezensent*innen beteiligt sind.¹⁴

Wie die Beispiele zeigen, hat der Hamburger Geschichtsverein in den vergangenen Jahren einen erheblichen Wandel vollzogen. Daneben gibt es auch Kontinuitäten. Wenngleich erweitert, bilden weiterhin vier Bereiche die Säulen der Vereinsarbeit: die Veranstaltungen, insbesondere Vorträge, die ein breites Themenspektrum abdecken, die historischen Ausflüge und Reisen, die traditionell auch von nicht-professionellen Historiker*innen vorbereitet und durchgeführt werden, die erwähnte Vereinsbibliothek sowie die Publikationen des Vereins, dessen drei Schriftenreihen 2015 im Wallstein Verlag neu platziert wurden. Klassische Bereiche eines Geschichtsvereins stehen neben neuen, auch partizipativeren Formen, und die Vereinskultur insgesamt ist spürbar eine andere geworden. Die Zeiten, in denen sich die Vorstandsmitglieder mit akademischen Titeln anredeten, wie ich es selbst noch nach meiner Kooptation in den Vorstand 2005 zur eigenen Verwunderung erlebt habe, sind vorbei.

Was die Zusammensetzung der Mitgliedschaft angeht, ist die hohe Zahl jüngerer Mitglieder im VHG für Geschichtsvereine in Deutschland ganz ungewöhnlich, wobei sich diese Gruppe freilich fast ausschließlich aus Studierenden zusammensetzt. Die Mehrheit der Mitglieder hat auch im VHG das 60. Lebensjahr überschritten, sodass jetzt vor allem die mittleren Jahrgänge schwach besetzt sind. Noch immer sind Männer gegenüber Frauen mit etwa 60 zu 40 Prozent in der Mehrheit. Der 15-köpfige Vorstand besteht zurzeit aus neun Männern und sechs Frauen. Eine Vorsitzende oder stellvertretende Vorsitzende hat es bis

¹³ Wir graben, wo wir stehen! Geschichtswerkstätten und Stadtteilarchive in Hamburg gestern und heute. Zwei Einführungen und zehn Darstellungen aus den Stadtteilen, Themenheft des Tiedenkicker – Hamburgische Geschichtsblätter N. F. 12, 2021.

¹⁴ Zuletzt ZHG 109, 2023; bis auf die jeweils letzten drei Jahrgänge sind die Bände online zugänglich, siehe dazu <https://www.vfhg.de/publikationen/zhg.html> [25.04.2024].

heute nicht gegeben; in 185 Jahren wurde der Verein nacheinander von zwölf Männern geleitet. Nach wie vor sind in der Mitgliedschaft ganze gesellschaftliche Gruppen so gut wie gar nicht repräsentiert, etwa Bürger*innen mit familiärer Migrationsgeschichte.

Es bleibt also reichlich zu tun, aber die skizzierte Entwicklung zeigt, dass auch Geschichtsvereine viel Potenzial haben, zu einer „Stadtgeschichte für alle“ beizutragen – als Foren, in denen ehrenamtlich, eben freiwillig und mit flachen Hierarchien, die Zusammenarbeit von Bürger*innen mit unterschiedlichem Hintergrund produktiv erprobt werden kann.

Rainer Nicolaysen, Prof. Dr. phil., Historiker, Leiter der Arbeitsstelle für Universitätsgeschichte und Professor für Neuere Geschichte an der Universität Hamburg, von 2011 bis 2023 Erster Vorsitzender des Vereins für Hamburgische Geschichte; Forschungsschwerpunkte: Sozial- und Kulturgeschichte des 20. Jahrhunderts, Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte, Geschichte des deutschsprachigen Exils und der Remigration, Biographik, (Homo-)Sexualitätsgeschichte, Hamburgische Geschichte.
rainer.nicolaysen@uni-hamburg.de

Wie fetzig sind Geschichtsvereine? Die Projekte „#FetzigesGeschichtszeugs“ und „Die Datenlaube“ des Dresdner Geschichtsvereins

1. Einleitung

Wer wohnte in meinem Haus? Was hat die Firma meines Großvaters eigentlich genau gemacht? Warum steht da dieses Denkmal? Die Motivation, sich mit Stadtgeschichte zu beschäftigen, ist von Person zu Person ganz unterschiedlich, meist hat sie mit den eigenen Interessen oder der eigenen Biografie zu tun. Manchmal erwächst aus Neugier Engagement und das benötigen alle Vereine, vom Kaninchenzüchter- bis zum Geschichtsverein.¹

Ehrenamtliches Engagement war beim Dresdner Geschichtsverein zu verschiedenen Zeiten unterschiedlich stark ausgeprägt². 1869 von einem Lehrer gegründet, fiel die Entstehung in eine Blütezeit des Vereinswesens. Der Verein sammelte, schrieb, kommunizierte und publizierte eher eklektisch und ohne wissenschaftliche Ausrichtung. Dennoch beantragten die Bürger Einsicht in die Akten des Rats- und Staatsarchives und erstellten fleißig erste Übersichten und Zettelkataloge im Ehrenamt. Die Professionalisierung nahm über die Jahre zu. Im Jahr 1884 wurde der erst 32-jährige Ratsarchivar Otto Richter (1852–1922) Vorsitzender und legte in den kommenden Jahren den Grundstein für den weiteren Erfolg. Neben einer sehr guten Vereinsführung und Verbindung zur Stadt (die Oberbürgermeister waren ohne Ausnahme Mitglieder oder sogar im Vorstand engagiert), setzte er auf wissenschaftliche Publikationen und große Bildbände, die Aufmerksamkeit erreichten, und erweiterte den Mitgliederkreis auf

¹ Die Verteilung des Ehrenamtes liegt immer noch auf recht wenigen engagierten Schülern, in der Mehrheit der Vereine leisten etwa 20 Personen die Arbeit. Vgl. hierzu Jana Priemer u. a., Engagement in Sachsen. Wofür sich Menschen einsetzen und welchen Rahmen es braucht, hrsg. von der Sächsischen Landeszentrale für politische Bildung, Dresden 2021, https://www.slpb.de/fileadmin/media/Publikationen/Studien/Engagement/Studie_Engagement_in_Sachsen.pdf [25.04.2024], S. 29.

² Die umfassende Chronik von 1918 gibt Hinweise auf die Entwicklung des Vereins. Vgl. Georg Hermann Müller, Fünfzig Jahre Verein für Geschichte Dresdens 1869–1919, in: Mitteilungen des Vereins für Geschichte Dresdens 27, 1919, <https://w.wiki/8w5m> [25.04.2024].

über 1000 Mitglieder. So gab er beispielsweise eine Canaletto-Mappe heraus, die die berühmten Veduten zeigte. Inklusiv oder breitenwirksam war diese Erweiterung der Mitglieder nicht, der Verein adressierte nach wie vor Lehrer, Gewerbetreibende, Beamte, das heißt eine bürgerliche Stadtelite.³ In den 1920er- und 1930er-Jahren verlor der Verein an Bedeutung und Einfluss. Über seine Arbeit in der NS-Zeit ist nur wenig bekannt. Die Quellenlage ist dürftig, da die Publikationstätigkeit zurückging, kaum Berichte vorhanden sind und das Vereinsarchiv 1945 verbrannte. 1945 gab es noch einen Versuch, den Verein wieder zu begründen, der jedoch scheiterte. Anknüpfend an diese Geschichte gründete sich 1991 der heutige Dresdner Geschichtsverein, interessanterweise wieder mit vor allem bürgerlichen Aktiven, die jedoch fast ausnahmslos einen professionellen Zugang zu stadthistorischen Themen hatten. Der Verein übernahm 1991 eine populäre Publikation: die „Dresdner Hefte“. Diese beschäftigten sich seit den 1980er Jahren mit stadthistorischen Themen und wurden vom damaligen Kulturbund herausgegeben. Die Ausgründung einer Dresdner Städtischen Galerie⁴ oder auch die des Vereins Gesellschaft Historischer Neumarkt Dresden (GHND)⁵ zeigen, dass sich der Verein, ähnlich wie um 1900, mit einem Experten-Blick in die aktuellen Debatten der Stadt einbrachte. Hefte wie etwa zur Dresdner Frauenkirche (1992), als deren Wiederaufbau zur Debatte stand, oder zum Thema Elbrücken (2008), als über die Waldschlösschenbrücke und die Aberkennung des Weltkulturerbetitels diskutiert wurde, oder das Thema Fremde in der Stadt (2015), als steigende Migration und die ersten Pegida-Aufmärsche die Stadt prägten, verdeutlichen, wie der Dresdner Geschichtsverein konsequent „Vergangenheit für die Zukunft“⁶ erklärt und wie verbunden die Stadtgeschichte mit der Entwicklung der Stadtgesellschaft ist. Da sich diese immer weiter ausdifferenziert, verändern sich die Themen der Dresdner Hefte und die Herausforderungen für den Verein. Der Verein erhält städtische Fördermittel (die jährlich beantragt werden müssen), die ihm die Besetzung einer hauptamtlichen Geschäftsführung und einer halben Sekretariatsstelle ermöglichen. Diese sind mit Vereinsmanagement, Publikation, Netzwerk und Veranstaltungen sowie der Bereitstellung von Expertise für die Stadt mehr als ausge-

³ Vgl. Mitgliederlisten des Vereins, <https://w.wiki/8w6t> [25.04.2024], und Liste aller Frauen des Vereins 1918, https://www.stadtwikidd.de/wiki/Diskussion:Verein_%C3%BCr_Geschichte_Dresdens [25.04.2024].

⁴ Vgl. <https://galerie-dresden.de/index.php?node=80&> [25.04.2024].

⁵ Vgl. <https://www.neumarkt-dresden.de> [25.04.2024].

⁶ Vgl. Karl-Siegbert Rehberg, Reflexive Vergangenheitsaneignung. Anmerkungen zu drei Jahrzehnten Dresdner Hefte, in: Dresdner Hefte Nr. 115 „Erinnerungsorte, Gedenkstätten, Gedenkkultur“, H. 3/2013, S. 89-97, https://www.dresdner-geschichtsverein.de/files/550-unique/dokumente/Rehberg_Reflexive-Vergangenheitsaneignung.pdf [25.04.2024].

lastet. Als ich 2021 die Geschäftsführung übernahm, stellten sich strukturelle und strategische Herausforderungen, die im Kern auf eine Modernisierung des Vereins hinausliefen und auch die Frage nach der Rolle von Ehrenamt ganz neu stellten. #FetzigesGeschichtszeugs und die Datenlaube sind zwei Projekte, die als Antwort auf diese Herausforderung seit fast zwei Jahren sehr gut funktionieren.

2. #FetzigesGeschichtszeugs

Ein wichtiger Punkt war und ist die Entwicklung der Mitgliederstruktur. Junge Menschen sind in Geschichtsvereinen eher selten zu finden und genau das wollten wir verändern. Die Frage lautete also: Wen wollen wir wofür und womit erreichen? Unsere Antworten darauf suchten wir gemeinsam mit einer Gruppe junger Menschen. Ein unverbindliches, ein ergänzendes, ein unterstützendes Angebot, die Möglichkeiten, Praktika und Berufsfelder kennenzulernen, die Vernetzung mit im Geschichtsbereich aktiven Gruppen wurden bei einem ersten Brainstorming genannt. Wir visierten an: Sichtbarkeit in den Sozialen Medien durch eine Arbeitsgruppe junger Menschen, die für die Zielgruppe aktiv wurde, Praktika im Geschichtsverein, Intensivierung der Kooperationen mit der Uni und ein eigenes Veranstaltungsprogramm unter dem Hashtag #FetzigesGeschichtszeugs.⁷ Dieses Programm stellt eine gute Mischung aus sozialen Events (Kneipenquiz und Weihnachtsfeier), gezielten Unterstützungsangeboten (Schreibworkshop), wissenschaftlichem Input (Führungen) und potenziellen Arbeitsmöglichkeiten (Gedenkstättenbesuche) dar. Es ist offen und kann auch ohne Mitgliedschaft besucht werden. Gleichzeitig entschieden bereits 2021 die Mitglieder des Vereins, einen reduzierten, das heißt subventionierten Mitgliedsbeitrag für junge Menschen anzubieten und damit den Schritt zur Mitgliedschaft attraktiver zu gestalten. 2023 entstand erstmals ein Dresdner Heft, das nur aus Artikeln bestand, die auf studentischen Abschlussarbeiten zur Stadtgeschichte basierten. Wir haben einen starken Zuwachs (mittlerweile über 30 Personen) von jungen Mitgliedern und noch einmal circa 10 Personen, die sich regelmäßig über die Angebote informieren oder an diesen teilnehmen. Präsenz in den Sozialen Medien ist für dieses Angebot besonders wichtig. Für unseren Vereinsauftritt entwickelten wir ein neues Corporate Design, welches auch behutsam auf die Dresdner Hefte übertragen wurde. Die Programmierung der Webseite übernahm ein Mitglied im Ehrenamt, welches die Veränderungen und unsere Aufrufe an die Mitgliedschaft, sich aktiv zu beteiligen, wahrgenom-

⁷ Vgl. hierzu @DDHefte auf Instagram, Facebook und X (vormals Twitter) sowie Lisa-Marie Eberharter, #FetzigesGeschichtszeugs, in: Dresdner Heft 154: #FetzigesGeschichtszeugs. Studierende schreiben Geschichte, H. 2/2023, S. 8-12.

men hatte. Die Umsetzung ist für Ende 2024 geplant. Ein unbedingter Erfolgsfaktor war von Anfang an die Offenheit und Bereitschaft der Vereinsmitglieder und des Vorstandes, jungen Menschen eine ehrliche Chance und den Rahmen zu geben, selbst und mit eigenen Ideen aktiv zu werden. Nicht ohne Grund steht der damals ebenfalls vergleichsweise junge, professionelle und ideenreiche und durchaus erfolgreiche Ratsarchivar und Vorstandsvorsitzende im späten 19. Jahrhundert, Otto Richter, wenn auch leicht verändert mit Sonnenbrille und Sprechblase, Pate für #FetzigesGeschichtszeugs.



Abb. 1: Titelblatt des Dresdner Heftes #FetzigesGeschichtszeugs, Foto: Dresdner Geschichtsverein e. V.

3. #DieDatenlaube

Die Herausforderung, langjährige, passive Mitglieder zur Aktivität einzuladen, gestaltet sich anders, als junge Menschen zum Engagement zu bewegen. Aber auch hier merkten wir, dass es auf die Mischung ankommt: Das Veranstaltungsprogramm wurde angepasst, soziale Events stärker als früher eingebaut, Exkursionen angeboten. Darüber hinaus bot uns das Projekt „Die Datenlaube“⁸ eine ganz neue Citizen Science-Spielwiese, auf der wir uns ausprobieren konnten.

Das Projekt „Die Datenlaube“ gab es bereits, bevor wir als Verein dazugestoßen sind. Im „DatenlaubeJam“ ging und geht es um die populäre Zeitschrift „Die Gartenlaube“⁹ und deren Erschließung im Wikiversum,¹⁰ speziell in den Portalen Wikisource und WikimediaCommons. Praktisch für den Dresdner Geschichtsverein war der Vorlauf an Wissen, den das Datenlaube-Team mitbrachte.¹¹ Jens Bemme, der Initiator, kam auf mich zu und fragte, ob das Format mit den dabei erworbenen Kompetenzen zu Kulturdaten und Digitalisierung nicht etwas für den Geschichtsverein sein könnte. Ich ließ mich auf das Experiment ein und verfolgte am Anfang regelmäßig, und zunächst allein, was im sogenannten „DatenlaubeJam“, jeden Dienstag, online um 8:15 Uhr, besprochen wurde. Es ging um historische Artikel und Illustrationen, deren bibliografische Erschließung, Transkription, um die Sichtbarkeit und Vernetzung und um LinkedOpenStorytelling¹² von so erschlossenen Kulturdaten. Nach und nach bekam ich ein Gefühl und eine Idee davon, dass diese offenen Kulturdaten auch dem Dresdner Geschichtsverein ein ungeahntes Potenzial eröffnen könnten, nicht nur hinsichtlich der Erfassung der Vereinsgeschichte, sondern eben auch im Bereich Ehrenamt. Ich fing nun an, gezielt Mitglieder einzuladen und auf die

⁸ Zur Genese der Datenlaube siehe Jens Bemme/Christian Ehrlinger/Matthias Erfurth, 2. Zwischenbericht des „SFB 1853“ – ‘Die Datenlaube’ ist nun zu dritt, beim DatenlaubeJam auch mehr, und wird bald 5, in: Saxorum Blog für interdisziplinäre Landeskunde in Sachsen, 16. Februar 2023, <https://saxorum.hypotheses.org/8634> [25.04.2024].

⁹ Vgl. https://de.wikisource.org/wiki/Die_Gartenlaube [25.04.2024].

¹⁰ Der Begriff des Wikiversums umfasst dabei die unterschiedlichen Portale, wie z. B. Wikipedia, Wikisource, Wikicomons und Wikidata. Mit zunehmender Erfahrung und dem Wunsch, diese zu teilen, fällt auch immer wieder das Portal Wikiversity ins Portfolio.

¹¹ Die Initiative ging auf das persönliche Engagement eines Mitarbeiters der SLUB zurück. Seit einiger Zeit engagiert sich auch die SLUB als Institution in der #Datenlaube, indem sie z. B. regelmäßig den virtuellen Raum zur Verfügung stellt. Es gibt es auch einen Wikisourcestand, der von Ehrenamtler*innen betreut wird und in den Räumen der SLUB Beratung anbietet. Über die Bedingungen siehe Juliane Flade/Jens Bemme, Mäanderndes Projekt- und Community-Management - was bewirken, mit echten Menschen im Wikiversum, in: Fabian Cremer u. a. (Hrsg.), Projektmanagement und Digital Humanities (81-110), Bielefeld 2024, <https://doi.org/10.14361/9783839469675-004> [25.04.2024].

¹² Vgl. hierzu Kurs:Linked Open Storytelling (2021) – Wikiversity [25.04.2024].

ßen). Wir diskutierten über konkrete Themen der Stadtgeschichte, über Links und über Programmiersprache und erhielten Unterstützung von drei weiteren Freiwilligen: einem Wikisourcler der ersten Stunde, einem Heimatforschenden und einem stadtwikibegeisterten Informatiker. In wenigen Wochen war die Chronik fertiggestellt; weitere Mitteilungen folgten. Mittlerweile haben wir fast alle Mitteilungen verfügbar gemacht und die SLUB hat unsere Volltexte in ihrem Katalog verlinkt.¹⁴ Die Mitstreiter*innen üben alle keine historisch-wissenschaftliche Profession aus. Sie sind über das eigene, vor allem stadtgeschichtliche, zuweilen auch informationstechnische Interesse motiviert mitzuwirken. Ihr Anspruch ist es nicht, wissenschaftlich, zum Beispiel durch eine Publikationstätigkeit, in Erscheinung zu treten. Die Motivation ist ungebrochen, das Interesse an den Themen, die in den Mitteilungen verhandelt werden, groß. Hier findet ein gemeinsamer Austausch statt, den wir manchmal auch scherzhaft „betreutes“ Klicken nennen. Das Gespräch auf Augenhöhe wird unter anderem durch unterschiedliche Kompetenzen ermöglicht. So sprechen wir über die Qualität der Daten und im weitesten Sinne aber auch über „the Nature of Science“, Quellenkunde und Methoden. Entscheidend ist auch zu beachten, dass es sich um ein freiwilliges Projekt handelt. Es gibt keine Anwesenheitspflicht, keine zeitlichen Zwänge, keinen Erfolgsdruck: Jeder kann in seinem Tempo mitwirken. Das braucht organisationsseitig Geduld, Verständnis und einen langen Atem. In der eigenen Geschwindigkeit zu Hause vor dem Rechner etwas beizutragen, aber gleichzeitig gemeinschaftlich die Fortschritte zu bewundern, übt auf alle Teilnehmer*innen einen großen Reiz aus. Das Wikiversum ist jedoch nicht für den einmaligen und kurzfristigen Gebrauch oder für den schnellen Einstieg geeignet. Es bedarf einer geduldigen Einarbeitung in die nicht selbsterklärende Oberfläche, erweitert so aber die Technikkompetenz. Dies stellt Hürde und Chance zugleich dar. Denn nicht alle angesprochenen Mitstreiter*innen haben die Geduld, sich hier einzuarbeiten. Trotz wiederholter Einladungen sind wir noch ein kleiner Kreis. Dieser probiert aber auch immer wieder neue Dinge aus. So nutzten wir letzstens ein Podcaststudio, um Texte einzusprechen welche die gesprochene Wikisource ergänzen.¹⁵ Einen großen Motivationsschub erhielten wir 2023 beim deutschlandweiten Wikisource-Treffen in Dresden.¹⁶

¹⁴ Vgl. Daniel Fischer, Citizen Science goes Sächsische Bibliografie: Wikisource-Transkripte bereichern SLUB-Katalog, in: Saxorum Blog für interdisziplinäre Landeskunde in Sachsen, 30. März 2023, <https://saxorum.hypotheses.org/8956> [25.04.2024].

¹⁵ Zur Idee der gesprochenen Wikisource siehe Jens Bemme/Juliane Flade, Hat man da schon Töne? So funktioniert Gesprochene Wikisource, in: Blog des Open Science Labs der Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden (SLUBosl), <https://osl.hypotheses.org/988120.12.2023> [25.04.2024].

¹⁶ Vgl. https://de.wikiversity.org/wiki/2. Wikisource-Arbeitstreffen_2023 [25.04.2024].



Abb. 3: Podiumsdiskussion auf der Wikisource-Tagung zum Thema Citizen Science mit Dr. Torsten Sander, Andreas Wagner, Prof. Dr. Thomas Bürger, Dr. Caroline Förster, Martin Munke (Foto: M. Erfurth).

Wir konnten uns dabei über vieles austauschen und haben nun weitere Unterstützer*innen gewonnen. Das Datenlaube-Projekt ist eine Bereicherung in vielerlei Hinsicht, nicht nur durch das tatsächlich verfügbare Datenobjekt, den tatsächlich zugänglichen Onlinetext oder das tatsächlich verlinkte Angebot, sondern durch den gemeinsamen Weg, das Erlernen und Austauschen von ganz unterschiedlichen Kompetenzen.

Caroline Förster, Dr., ist seit 2021 Geschäftsführerin des Dresdner Geschichtsvereins und gibt in dieser Funktion die Dresdner Hefte heraus. Sie studierte Geschichte und Kommunikationswissenschaft an der Technischen Universität Dresden und arbeitete festangestellt und freiberuflich im Bereich der Wissenschaftskommunikation. Die promovierte Historikerin engagiert sich in verschiedenen Ehrenämtern, darunter zum Beispiel bei Memorare Pacem e. V. – einem Verein, der sich seit 1990er-Jahren mit erinnerungskulturellen Fragen in Dresden beschäftigt.

foerster@dresdner-geschichtsverein.de

Christoph Strupp

Eine Großstadt auf den Begriff bringen? Überlegungen zu einer neuen Stadtgeschichte Hamburgs

The last major academic history of Hamburg was published some 40 years ago. This essay highlights three problems that arise when re-conceptualising a history of the city in the twentieth century. Firstly, it addresses the question of whether such a history would need a leitmotif, for which Hamburg's port and its maritime connections seem suitable. Secondly, it discusses to what extent a history of twentieth-century Hamburg should do justice to the city's districts and neighbourhoods with their respective historical and structural characteristics. Finally, it examines the relationship between academic urban history and popular representations. With regard to all three aspects, the role of citizen science approaches is also discussed.

1. Einführung

Was ist das Ziel wissenschaftlicher Stadtgeschichte? Geht es um die Erforschung und Darstellung gesellschaftlicher Phänomene im städtischen Raum? Geht es um den Wandel der räumlichen Formation beziehungsweise des Sozialtypus „Stadt“ im Laufe der Zeit in generalisierender Perspektive (Residenzstadt, Industriestadt und so weiter)? Oder sollte Stadtgeschichte schlichtweg die Historie einer Stadt darstellen? Und wenn ja, sollte sie dabei eher lokale Spezifika oder übergeordnete Entwicklungen in den Vordergrund rücken?¹

Aus der Bandbreite möglicher Zugänge folgen unterschiedliche Notwendigkeiten, eine jeweils spezifische Fragestellung zu entwickeln. Bei der letztgenannten Perspektive, nämlich der Geschichte einer einzelnen Stadt, scheint sie sich gewissermaßen von selbst zu ergeben. Gegen eine Geschichte Berlins, Bar-

¹ Vgl. zur Genese und zur methodischen und thematischen Vielfalt stadthistorischer Forschungen Malte Zierenberg, Stadtgeschichte, Version: 1.0, in: Docupedia-Zeitgeschichte, 25.10.2016, http://docupedia.de/zg/Zierenberg_stadtgeschichte_v1_de_2016 [28.03.2024]; Moderne Stadtgeschichte H. 2/2020: 50 Jahre Moderne Stadtgeschichte; Clemens Zimmermann, Stadt- oder Urbanisierungsgeschichte? Überlegungen zu zwei Paradigmen, in: IMS H. 2/2012, S. 12-18.

celonas oder Baltimores lässt sich nur insofern argumentieren, als man sie – ähnlich wie das Leben historischer Personen – aus subjektivem Blickwinkel schlicht nicht für interessant genug für ein Buch oder gar eine mehrbändige Darstellung halten kann. Tragfähig wäre dieses Argument angesichts der realhistorischen Bedeutung des Urbanen für die Gesellschaftsgeschichte seit dem 19. Jahrhundert aber wohl bei keiner Stadt.

Geht man über den innerwissenschaftlichen Diskurs hinaus und bezieht das Interesse von Medien und städtischer Öffentlichkeit an der Vergangenheit ein, dann ist ebenfalls offensichtlich, dass Stadtgeschichten „ziehen“. Auf dem Buchmarkt reicht das Angebot bei Gesamtdarstellungen deshalb von populär gehaltenen Taschenbüchern, die es für zahlreiche deutsche Städte gibt,² bis zu den klassischen, oft mehrbändigen wissenschaftlichen Handbüchern, wie sie zuletzt zum Beispiel auf über 4.000 Druckseiten für Leipzig vorgelegt wurden.³ Dass die Leipziger Stadtgeschichte von führenden Fachwissenschaftlerinnen und Fachwissenschaftlern anlässlich eines Jubiläums „im Auftrag der Stadt“ herausgegeben und mit finanzieller Unterstützung städtischer Institutionen erarbeitet wurde, ist ein Merkmal dieser „großen“ Stadtgeschichten.⁴

Auch für Hamburg gibt es neuere Gesamtdarstellungen in unterschiedlichen Formaten,⁵ aber die letzte umfangreichere Stadtgeschichte mit dezidiert wissenschaftlichem Anspruch ist inzwischen rund 40 Jahre alt. 1982 und 1986 legten der Leiter des Staatsarchivs und Vorsitzende des Vereins für Hamburgische Geschichte, Hans-Dieter Loose, und der Direktor der Forschungsstelle für die Geschichte des Nationalsozialismus, Werner Jochmann, zwei Bände vor, die auf

² Vgl. z. B. die „Kleinen Stadtgeschichten“ von 150-200 Seiten des Regensburger Friedrich Pustet Verlags, darunter Matthias Gretzschel, Hamburg. Kleine Stadtgeschichte, Regensburg³2016 (165 S.; Erstausgabe 2008).

³ Vgl. Uwe John (Red.), Geschichte der Stadt Leipzig von den Anfängen bis zur Gegenwart, Bd. 1: Von den Anfängen bis zur Reformation, hrsg. von Enno Bünz, Leipzig 2015, Bd. 2: Von der Reformation bis zum Wiener Kongress, hrsg. in Verbindung mit Henning Steinführer von Detlef Döring, Leipzig 2016, Bd. 3: Vom Wiener Kongress bis zum Ersten Weltkrieg, hrsg. von Susanne Schötz, Leipzig 2018, Bd. 4: Vom Ersten Weltkrieg bis zur Gegenwart, hrsg. von Ulrich von Hehl, Leipzig 2019.

⁴ Vgl. an laufenden Projekten auch die neue Stadtgeschichte Güterslohs seit 1945, die am LWL-Institut für westfälische Regionalgeschichte in Münster und der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg erarbeitet wird: <https://www.lwl-regionalgeschichte.de/de/forschung/laufende-projekte/gutersloh-im-20-und-21-jahrhundert-verwandlungen-einer-stadt-von/> [28.3.2024].

⁵ Vgl. neben Gretzschel, Hamburg, in einem ähnlichen Format aus dem C. H. Beck-Verlag Martin Krieger, Kleine Geschichte Hamburgs, München 2014 (157 S.; Erstausgabe 2006), sowie Eckart Klessmann, Geschichte der Stadt Hamburg, Hamburg 2002 (636 S.); Jürgen Bracker, Hamburg von den Anfängen bis zur Gegenwart. Wendemarken einer Stadtgeschichte, Hamburg³1992 (308 S.; Erstausgabe 1987).

rund 1.000 Seiten Hamburgs Entwicklungen „von den Anfängen bis zur Reichsgründung“ und „vom Kaiserreich bis zur Gegenwart“ darstellen.⁶ Der zweite Band über die Zeit vom Kaiserreich bis in die 1970er Jahre ist ein gut geschriebenes, entlang der übergeordneten politischen Zäsuren 1871/1914-1918/1933 und 1945 gegliedertes Handbuch. Politik-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte bilden Schwerpunkte der Darstellung, die insgesamt den bundesdeutschen historiografischen Traditionen der 1960er und 1970er Jahre verhaftet ist. Kultur-, Alltags- und Erfahrungsgeschichte spielen jedoch keine Rolle. In seiner Einleitung betont Jochmann den gesellschaftlichen Bildungsauftrag der Geschichte und kritisiert sowohl „Menschen, die den Herausforderungen der Gegenwart politisch und geistig nicht gewachsen“ seien und deshalb die „gute alte Zeit“ verklärten als auch „fortschrittsgläubige Neuerer und Ideologen“, die mit Beispielen aus der Vergangenheit ihr Handeln legitimierten. „Hilfreich und erkenntnisfördernd“ sei die Beschäftigung mit Geschichte immer dann, wenn positiven und negativen Entwicklungen gleichermaßen „gründlich und verantwortungsbewusst nachgespürt“ werde.⁷ Implizit zeigen diese Bemerkungen, dass der Band sich über ein fachwissenschaftliches Publikum hinaus an breitere Kreise der städtischen Gesellschaft richten sollte, auch wenn dies nicht näher ausgeführt wird. Als inhaltliches Leitmotiv benennt Jochmann in recht allgemeiner Form den Wandel der Struktur Hamburgs und des „Leben[s] seiner Bewohner“, der in keiner Epoche so tiefgreifend gewesen sei wie in den letzten 100 Jahren.⁸

Auch wenn der Band als Übersichtswerk für die jüngere Hamburger Stadtgeschichte immer noch brauchbar ist, laden das mehrere Jahrzehnte zurückliegende Erscheinungsdatum, die in den 1970er Jahren endende Ereignisgeschichte und die inhaltlichen und methodischen Weiterentwicklungen der Stadtgeschichte doch dazu ein, über einen Nachfolger mit neuem Konzept nachzudenken. Der vorliegende Essay greift dazu drei Problemfelder beziehungsweise inhaltliche Herausforderungen auf und fragt dabei auch, welche Rolle Citizen Science-Ansätze in diesen Zusammenhängen spielen könnten oder sollten. Er soll zu weiteren inhaltlichen Debatten anregen – auch im Vergleich zu und im Dialog mit anderen aktuellen Gesamtdarstellungen –, erhebt aber keinesfalls den Anspruch, ein bereits fertig ausgearbeitetes Konzept für eine neue Stadtgeschichte Hamburgs vorzulegen.

⁶ Vgl. Werner Jochmann/Hans-Dieter Loose (Hrsg.), Hamburg. Geschichte der Stadt und ihrer Bewohner, Bd. 1: Von den Anfängen bis zur Reichsgründung, Hamburg 1982, Bd. 2: Vom Kaiserreich bis zur Gegenwart, Hamburg 1986.

⁷ Werner Jochmann, Einleitung, in: Ders./Loose (Hrsg.), Hamburg, Bd. 2, S. 9-14, hier S. 9.

⁸ Ebd., S. 10.

Ebenso wenig geht es es im Folgenden schon um ein konkretes Arbeitsprogramm respektive die praktische Umsetzung in eine Publikation. Dafür wären viele weitere Fragen zu klären: von der Zusammenstellung eines Teams von Herausgeberinnen und Herausgebern über die Finanzierung, die Identifizierung und Schließung größerer Forschungslücken⁹ und die Finalisierung eines inhaltlich begründeten detaillierten Konzepts, die Etablierung eines Dialogs mit der städtischen Öffentlichkeit und die Diskussion von Teilergebnissen im Vorfeld bis hin zur Einbeziehung von historisch-wissenschaftlich tätigen Institutionen.¹⁰ Entscheidungen dazu sind selbstverständlich für eine neue Stadtgeschichte unerlässlich, wären aber einem späteren Stadium vorbehalten.

2. Freie und Hafenstadt Hamburg?

Hamburg ist seit dem Kaiserreich die zweitgrößte deutsche Stadt. 1912 überschritt die Stadt erstmals die Grenze zu einer Million Einwohnerinnen und Einwohnern und blieb seither mit Ausnahme der Krisenjahre des Ersten und Zweiten Weltkriegs Millionenstadt. Mitte der 1960er Jahre und in jüngster Zeit wurden mit jeweils über 1,85 Millionen Menschen neue Höchststände erreicht. Das Stadtbild und die Bevölkerungs-, Sozial- und Wirtschaftsstruktur spiegeln die ganze Vielfalt einer modernen Metropole wider. Dies wirft für die Stadtgeschichte Hamburgs die Frage auf, ob und wie man dieser Vielfalt gerecht werden kann, ohne den Anspruch auf ein inhaltlich begründetes Leitmotiv der Darstellung aufzugeben und sich auf eine Kompilation der Ereignisgeschichte zu beschränken.

⁹ Während zu Hamburg in der Weimarer Republik und im „Dritten Reich“ zahlreiche grundlegende Werke vorliegen, ist die Forschungs- und Literaturlage zu Hamburg seit den 1950er Jahren uneinheitlich. Größere Lücken bestehen im Bereich der Politik- und Parteiengeschichte ebenso wie in der Wirtschafts- und Sozialgeschichte, für die vor allem zeitgenössische sozialwissenschaftliche Publikationen vorhanden sind. Dagegen deutlich besser erforscht sind Architektur und Stadtplanung und auch zur Populärkultur sowie zu Einzelthemen wie dem Konflikt um die Hausbesetzungen in der Hafensstraße gibt es einiges an Literatur. Vgl. auch Arndt Neumann, *Unternehmen Hamburg. Eine Geschichte der neoliberalen Stadt*, Göttingen 2018; *19 Tage Hamburg. Ereignisse und Entwicklungen der Stadtgeschichte seit den fünfziger Jahren*, hrsg. von der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg, München/Hamburg 2012; Christoph Strupp, *Perspektiven und Probleme Hamburger Stadtgeschichte in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts*, in: Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte 97, 2011, S. 99-130.

¹⁰ Bei Letzteren reicht das Spektrum vom Historischen Seminar der Universität Hamburg über die Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg und die Forschungsstelle Hamburgs (post-)koloniales Erbe sowie die 21 Geschichtswerkstätten Hamburgs und den Verein für Hamburgische Geschichte bis zum Museum für Hamburgische Geschichte, dem Museum der Arbeit oder dem Hamburgischen Architekturarchiv.

Die Frage nach einem solchen Leitmotiv hat in den vergangenen Jahren insofern an Relevanz gewonnen, als kultur- und sozialwissenschaftliche Debatten um den „Habitus“ beziehungsweise die „Eigenlogik“ von Städten die Vorstellung nahegelegt haben, diesen hätten einen identifizierbaren individuellen Charakter.¹¹ Zwar sind die dahinterstehenden Konzepte umstritten und teils als vereinfachend, zu sehr auf Fragen von Kultur und Image und zu wenig auf politische und ökonomische Kontexte bezogen kritisiert worden.¹² Auch Kritikerinnen und Kritiker räumen aber ein, dass es sich lohne, „eine Art von ‚kultureller Tiefengrammatik‘ der Städte“ zu entdecken, die verständlicher mache, warum Städte unterschiedlich seien und man mit ihnen bestimmte Vorstellungen verbinde.¹³ Für die Stadtgeschichte sei im Unterschied zur Stadtsoziologie „Eigenlogik“ keine Provokation und für „die klassische individualisierende Stadtgeschichtsschreibung hatte die These eines ‚Stadtcharakters‘ ohnehin hohe Attraktivität“, merkt etwa Dieter Schott an.¹⁴ Man muss dem Konzept in der Geschichtsschreibung nicht uneingeschränkt folgen, aber für die inhaltliche Schwerpunktsetzung bieten das Nachdenken über Eigenlogik(en) und gegebenenfalls das Abarbeiten an diesem Begriff einen Mehrwert, auch wenn hier im Folgenden das offenerere „Leitmotiv“ bevorzugt wird.

Für Hamburg bietet sich als solch ein Leitmotiv das Maritime an. Schifffahrt, Hafen und Handel haben über Jahrhunderte den wirtschaftlichen Erfolg der Stadt bestimmt, ihre räumliche Entwicklung weit über das eigentliche Hafengebiet hinaus geprägt und auch die politische Kultur, die Arbeitswelten und die sozialen Beziehungen beeinflusst. Fachwissenschaftlich ist der besondere Charakter von Hafenstädten intensiv diskutiert worden. Ihre speziellen räumlichen Strukturen, urban und maritim zugleich, werden unter Begriffen wie „Blue-space“, „Portuality“ oder „Port Cityscape“ subsumiert. Als den jeweiligen Hauptstädten nachgeordnete „Second Cities“ gelten sie als wirtschaftliche Kraftzentren. Sie waren und sind Schauplätze komplexer Interaktionen zwischen dem Globalen und dem Lokalen und hatten als „Ankerpunkte der Verflechtung“ historisch eine herausgehobene Funktion für internationale Waren-

¹¹ Vgl. als knappen Überblick Jens Wietschorke, So tickt Berlin? Städtische Eigenlogiken in der Diskussion, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte* H. 48/2017, S. 4-10; sowie ausführlicher Helmuth Berking/Martina Löw (Hrsg.), *Die Eigenlogik der Städte. Neue Wege für die Stadtforschung*, Frankfurt am Main 2008.

¹² Vgl. u. a. Jan Kemper/Anne Vogelpohl (Hrsg.), *Lokalistische Stadtforschung, kulturalisierte Städte. Zur Kritik einer „Eigenlogik der Städte“*, Münster 2011; Friedrich Lenger, *The Intrinsic Logic of Cities. A Historian's Doubts and Questions*, in: *IMS* H. 2/2013, S. 95-107.

¹³ Wietschorke, *So tickt Berlin?*, S. 10.

¹⁴ Dieter Schott, *„Eigenlogik der Städte“*. Abkehr von der Urbanisierungsforschung?, in: *IMS* H. 2/2012, S. 76-86, hier S. 85.

ströme und Migrationsprozesse.¹⁵ Der Sozialwissenschaftler Günther Warsewa betont schließlich die kulturellen und mentalen Prägungen von Hafenstädten, die sich in einem besonderen Bewusstsein für Kooperation, Gemeinsinn und Konsens, Offenheit und Kosmopolitismus sowie Eigenständigkeit und Selbstbewusstsein auszeichneten.¹⁶ Zugleich waren Hafenstädte allerdings zentrale Schauplätze der Kolonialgeschichte und des damit einhergehenden Unrechts.¹⁷

Die im Jahr 2000 erschienene Stadtgeschichte Rotterdams im 19. und 20. Jahrhundert des niederländischen Historikers Paul van de Laar ist ein Beispiel dafür, wie das Maritime die Darstellung der Geschichte strukturieren kann. Van de Laar beschreibt die inneren Entwicklungsprozesse der Stadt mit Europas größtem Seehafen und leitet diese aus dem Wandel der nach außen gerichteten logistischen Verflechtungen durch die Industrielle Revolution des 19. Jahrhunderts sowie den Aufstieg der petrochemischen Industrie und später die Containerisierung im 20. Jahrhundert ab. Dabei skizziert er eine Abfolge von vier städtischen „Idealtypen“: von der „Handelsstadt“ der 1850er Jahre über die von 1880 bis 1918 vorherrschende „Transitopolis“ bis hin zur „Arbeitsstadt“ der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg und schließlich zur „Kulturstadt“ seit Mitte der 1970er Jahre.¹⁸

Zwingend ist die Nutzung des Maritimen als Leitmotiv für die Darstellung der Geschichte einer Hafenstadt allerdings nicht. So handelt eine von 2008 bis 2010 erschienene Stadtgeschichte Bremens nach 1945 in separaten Kapiteln die Themenbereiche Politik/Justiz, Wirtschaft, Gesellschaft, Kultur, Stadtentwicklung und Architektur sowie „Schlagzeile und Stadtgespräch“ ab, ohne der Darstellung einen solchen inhaltlichen roten Faden zugrunde zu legen.¹⁹

¹⁵ Vgl. Carola Hein/Sabine Luning/Paul van de Laar, Port City Cultures, Values, and Maritime Mindsets. Defining What Makes Port Cities Special, in: *European Journal of Creative Practices in Cities and Landscapes* 4:1, 2021, S. 7-20, hier S. 7-10; Carola Hein, Port Cities and Urban Wealth. Between Global Networks and Local Transformations, in: *International Journal of Global Environmental Issues* 13:2-4, 2014, S. 339-361; Lasse Heerten, Ankerpunkte der Verflechtung. Hafenstädte in der neueren Globalgeschichtsschreibung, in: *Geschichte und Gesellschaft* 43, 2017, S. 146-175.

¹⁶ Vgl. Günther Warsewa, Lokale Kultur und die Neuerfindung der Hafenstadt, in: *Raumforschung und Raumordnung* 68, 2010, S. 373-387.

¹⁷ Vgl. für Hamburg Jürgen Zimmerer/Kim Sebastian Todzi (Hrsg.), *Hamburg: Tor zur kolonialen Welt. Erinnerungsorte der (post-)kolonialen Globalisierung*, Göttingen 2021; Felix Matheis, *Hanseaten im „Osteinsatz“*. Hamburger und Bremer Handelsfirmen im Generalgouvernement 1939-1945, Göttingen 2024.

¹⁸ Vgl. Paul van de Laar, *Stad van formaat. Geschiedenis van Rotterdam in de negentiende en twintigste eeuw*, Zwolle 2000; zur Konzeption ebd., S. 7-11.

¹⁹ Vgl. Karl Marten Barfuß/Hartmut Müller/Daniel Tilgner (Hrsg.), *Die Geschichte der Freien Hansestadt Bremen von 1945 bis 2005*, Bd. 1: von 1945 bis 1969, Bremen 2008, Bd. 2: von 1970 bis 1989, Bremen 2010, Bd. 4: Statistik, bearb. von Horst Lange, Bremen 2009.

Für Hamburg lässt sich die realhistorische Bedeutung der Hafenwirtschaft für die städtische Entwicklung nicht bestreiten, aber ob sie angesichts des politischen und wirtschaftlichen Strukturwandels nach 1945 noch den gleichen Stellenwert wie in den Jahrzehnten zuvor hatte, wurde schon zeitgenössisch insbesondere in den wirtschaftlichen Krisenzeiten der 1980er Jahre kontrovers diskutiert.²⁰ Mit Blick auf die öffentliche Wahrnehmung belegen dagegen Meinungsumfragen, wie stark der Hafen und der angrenzende Stadtteil St. Pauli auch nach 1945 das Gesamtbild der Stadt bestimmten.²¹ Medial wurden diese maritim konnotierten Bilder immer wieder neu bekräftigt. Seit den späten 1970er Jahren spielt aber auch die Inszenierung des Maritimen durch die jährlichen „Hafengeburtstage“ und weitere Veranstaltungen am Hafенrand in St. Pauli, durch ein Ensemble von Traditions- und Museumsschiffen sowie durch die Restauration und Nachnutzung von Kaispeichern, Schuppen und der Fischauktionshalle Altona eine wichtige Rolle.²²

Diese geschichtskulturellen Aktivitäten wurden teilweise von städtischen Behörden angestoßen und getragen, teilweise aber auch aus der Zivilgesellschaft heraus entwickelt. Vor allem rund um die Schiffe ist seit den 1970er Jahren ein Netzwerk aus Trägervereinen mit hunderten von Ehrenamtlichen entstanden, die sich mit ihrer Arbeit nicht nur für den Erhalt des materiellen maritimen Erbes der Stadt engagieren, sondern durch eigene Forschungen auch neues Wissen darüber generiert haben. Auch für den Betrieb des Hafенmuseums Hamburg – ein 2005 eröffnetes Schaudepot in den letzten erhaltenen Lagerschuppen aus der Kaiserzeit mit einem Außengelände mit maritimen Großobjekten – spielen ehrenamtlich tätige „Hafensenatoren“ eine wichtige Rolle.²³

²⁰ Vgl. Christoph Strupp, Freie und Hafenstadt Hamburg? Maritime Pfadabhängigkeiten in Hamburg seit den 1950er Jahren, in: MSG H. 2/2018, S. 59-72. Vgl. aus der zeitgenössischen sozialwissenschaftlichen Literatur z. B. Dieter Läßle, Städte im Umbruch. Zu den Auswirkungen des gegenwärtigen Strukturwandels auf die städtischen Ökonomien. Das Beispiel Hamburg, in: Akademie für Raumforschung und Landesplanung (Hrsg.), Agglomerationsräume in Deutschland. Ansichten, Einsichten, Aussichten, Hannover 1996, S. 191-217.

²¹ Vgl. Lars Amenda, Marke Hamburg. Geschichte der Werbung für die Stadt, Hamburg 2020, S. 87-92; Ders./Sonja Grünen, „Tor zur Welt“. Hamburg-Bilder und Hamburg-Werbung im 20. Jahrhundert, München/Hamburg 2008; Lars Amenda, „Welthafenstadt“ und „Tor zur Welt“. Selbstdarstellung und Wahrnehmung der Hafenstadt Hamburg 1900-1970, in: Deutsches Schifffahrtsarchiv 29, 2006, S. 137-158.

²² Vgl. Christoph Strupp, Im Bann des Authentischen? Historische Schiffe und maritime Museen in Hamburg, in: Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg (Hrsg.), Zeitgeschichte in Hamburg 2019, Hamburg 2020, S. 18-39.

²³ Vgl. Janine Schemmer, Hafенarbeit erzählen. Erfahrungs- und Handlungsräume im Hamburger Hafен seit 1950, München 2018; Jörg Schilling, 50er Schuppen im Hafен 1907-1912, Hamburg ²2018. Inzwischen ist das Hafенmuseum Hamburg organisatorisch Teil

Aus solchem Engagement erwachsen in den vergangenen Jahren auch Ansprüche auf Mitsprache bei der Gestaltung der Inhalte und vor allem bei der zukünftigen Aufgabenteilung zwischen dem bisherigen Museum und dem seit Ende 2015 geplanten, vom Bund finanzierten „Deutschen Hafenumuseum“ in Hamburg.

Eine Stadtgeschichte Hamburgs, die als Leitmotiv Hafen und Handel in den Mittelpunkt stellt, ließe sich also realhistorisch begründen, würde öffentliche Erwartungen außerhalb der Fachwissenschaft bedienen und wäre anschlussfähig an etablierte lokale Strukturen und personale Netzwerke, die sich auch unter das Schlagwort Citizen Science fassen lassen.²⁴ Zudem böte sie einen Ansatzpunkt für komparative Perspektiven, denn wenn Hamburgs Eliten selbst den Blick vergleichend auf Entwicklungen in anderen Städten richteten oder in herausgehobene Beziehungen zu ihnen traten, ging es dabei meistens um andere Hafenstädte.²⁵

Allerdings stellt sich die Frage, ob eine moderne Stadtgeschichte diese maritimen Assoziationen und ihre öffentliche Fortschreibung über die einschneidenden politischen und wirtschaftlichen Umbrüche des 20. Jahrhunderts hinweg nicht vor allem hinterfragen und historisieren sollte. Auf diese Weise würden zwar Hafen und Handel eine wichtige Rolle in der Darstellung behalten, aber weniger selbstverständlich deren Struktur bestimmen. Ausgehend von alternativen Charakterisierungen Hamburgs als Industrie- und „Ölstadt“²⁶ schon seit dem Kaiserreich oder – in der Nachfolge des geteilten Berlin – als „Medienmetropole“²⁷ nach 1945 ließen sich ergänzende Schwerpunkte setzen und neue Entwicklungslinien aufzeigen. Auch der Strukturwandel des Maritimen selbst durch die Zäsur der Containerisierung in den späten 1960er Jahren würde so leichter in den Blick geraten und problematisiert werden können. Es erscheint also lohnend, die Geschichte Hamburgs nicht vorschnell als Geschichte von Schifffahrt, Hafen und Handel zu erzählen, weil diese Perspektive naheliegt,

des zukünftigen „Deutschen Hafenumuseums“ und wird als zweiter Standort neben einem Neubau auf dem Kleinen Grasbrook dienen.

²⁴ Auf Begrifflichkeit und Konzept der Citizen Science soll hier nicht ausführlich eingegangen werden. Vgl. für einen ersten Überblick und Fallbeispiele aus der Praxis René Smolarski/Hendrikje Carius/Martin Prell (Hrsg.), Citizen Science in den Geschichtswissenschaften. Methodische Perspektive oder perspektivlose Methode?, Göttingen 2023.

²⁵ Die Interessen von Hafen und Handel waren auch ausschlaggebend für die Städtepartnerschaften Hamburgs: vgl. <https://www.hamburg.de/partnerstaedte/> [28.3.2024].

²⁶ Vgl. Sven von Müller, Ölstadt Hamburg. Drei Säulen: Selbstvertrauen, Wille und Können, in: Erich Lüth (Hrsg.), Neues Hamburg, Bd. X: Die Wiederaufrichtung Hamburgs 1945-1955, Hamburg 1955, S. 87-89.

²⁷ Vgl. Karl Christian Führer, Medienmetropole Hamburg. Mediale Öffentlichkeiten 1930-1960, München/Hamburg 2008. Vgl. zum Aufstieg der Medien- und Kreativwirtschaft seit den 1950er Jahren auch Neumann, Unternehmen Hamburg.

sondern andere Aspekte konzeptionell von Anfang an mitzudenken und ihnen in einer Publikation auch ausreichend Raum zu geben.

Möglicherweise würde eine solche Herangehensweise zivilgesellschaftliche Partizipation im Entstehungsprozess begrenzen, weil sich engagierte Gruppen wie die Ehrenamtlichen des Hafensemuseums und der Museumsschiffe in einer so konzeptionierten Stadtgeschichte nicht wiederfinden und eine andere Gewichtung einfordern würden. Vielleicht würde sie dadurch aber auch erweitert, weil sich so gesellschaftliche Gruppen ohne räumliche oder ideelle Hafennähe angesprochen fühlen könnten. Jüngste erfahrungsgeschichtliche Beteiligungsprojekte am Arbeitsbereich Public History der Universität Hamburg und an der Forschungsstelle für Zeitgeschichte zu Themen wie Hamburg und der deutschen Einheit, lokaler Musikkultur und Migration belegen das grundsätzlich vorhandene Interesse an einer Mitwirkung bei stadthistorischer Forschung, wobei die inhaltliche Ausgestaltung der Projekte und die Auswertung der Ergebnisse weiterhin von Historikerinnen und Historikern geleistet wurden.²⁸

3. Stadtgeschichte oder Stadtteilgeschichten?

„Hamburg ist keine Kleinstadt, wo sich abends alles beim Rathausmarkt unter der nicht vorhandenen Linde trifft, ein Bierchen trinkt (und) ein Schwätzchen hält“. So wurden 1964 in der Peripherie Überlegungen kommentiert, wie man das Zentrum Hamburgs beleben könnte.²⁹ Die bissige Bemerkung aus dem weit im Osten der Stadt gelegenen und von 1420 bis 1867 gemeinsam mit Lübeck verwalteten Bergedorf illustriert ein Spannungsverhältnis von „Stadt“ und Stadtteilen, das für die Konzeption einer Stadtgeschichte nicht ohne Relevanz ist.

Verwaltungsmäßig ist die Millionenstadt Hamburg in sieben Bezirke mit 104 Stadtteilen gegliedert. Diese Stadtteile unterscheiden sich in ihrer äußeren Form und im Sozialprofil deutlich. Den einkommensstarken und durch großzügige Wohnverhältnisse geprägten Elbvororten Blankenese und Othmarschen, den Stadtteilen rund um die Außenalster und den sogenannten Walddörfern im Nordosten stehen mit dem unmittelbar am Hafen gelegenen Wilhelmsburg oder Billstedt und Mümmelmannsberg im Osten sozial ganz anders strukturierte Quartiere gegenüber. Sie sind durch niedrige Durchschnittseinkommen, hö-

²⁸ Vgl. für Informationen zu den Projekten folgende Webseiten: <https://www.geschichte.uni-hamburg.de/arbeitsbereiche/public-history.html>; <https://zeitgeschichte-hamburg.de/open-city-hamburg-migration-in-der-stadt-erzaehlen-und-sichtbar-machen.html> [28.3.2024].

²⁹ Kommentar in der Bergedorfer Zeitung, zitiert nach: Hamburg-City: Abends tot, in: Der Spiegel H. 3/15.1.1964, S. 49-50, hier S. 50.

here Arbeitslosigkeit sowie schlechtere Wohnverhältnisse und öffentliche Versorgung gekennzeichnet. Neben seit über 100 Jahren stark verdichteten großstädtischen Wohnvierteln in Altona oder Barmbek und den seit den 1970er Jahren entstandenen Großwohnsiedlungen am Stadtrand gibt es außerdem nach wie vor landwirtschaftlich-dörflich geprägte Stadtteile wie Neuenfelde im Südwesten und Kirchwerder im Südosten.³⁰

Im Unterschied zu vielen anderen bundesdeutschen Großstädten gab es in Hamburg in den Nachkriegsjahrzehnten aufgrund des Sonderstatus als Stadtstaat keine weiteren Eingemeindungen. In den Jahrzehnten davor hatten sich die Grenzen der Stadt allerdings massiv verändert. Der heute vermutlich als urhamburgisch wahrgenommene Stadtteil St. Pauli wurde zum Beispiel erst 1894 vollständig eingemeindet. Die umfangreichste territoriale Erweiterung erfolgte im „Dritten Reich“, als sich mit dem zum 1. April 1937 in Kraft getretenen Groß-Hamburg-Gesetz, mit dem die Eingemeindung der bisher preußischen Städte Altona, Wandsbek und Harburg-Wilhelmsburg einherging, die Fläche der Stadt von 415 auf 745 Quadratkilometer vergrößerte und sich so die Zahl der Einwohnerinnen und Einwohner um fast eine halbe Million erhöhte. Insbesondere in dem bis 1864 unter holsteinisch-dänischer Herrschaft stehenden Altona wurde dies als tiefer Einschnitt empfunden, wobei das Altona von 1937 durch Eingemeindungen selbst eine andere Gestalt angenommen hatte als im 19. Jahrhundert.³¹

Während die Stadtteile in den Außenbezirken seit dem Zweiten Weltkrieg eher evolutionäre Entwicklungen durchliefen, machte etwa der Altonaer Stadtteil Ottensen innerhalb weniger Jahrzehnte dramatische Umschwünge mit. Noch in den 1950er Jahren geprägt durch dichte Wohnbebauung sowie Betriebe der eisenverarbeitenden Industrie als Zulieferer für die großen Werften im Hafen, folgte ein wirtschaftlicher Niedergang, im Zuge dessen Anfang der 1970er Jahre sogar der Abbruch ganzer Straßenzüge und die Überplanung als autogerechte Bürostadt „City West“ in der Diskussion waren. Nachdem solche Konzepte durch lokale Proteste und einen Bewusstseinswandel in Architektur und Stadtplanung abgewendet werden konnten, erlebte Ottensen seit den 1980er Jahren eine Renaissance als trendiger Standort für die Medien- und Kreativwirtschaft. Deren Firmen nutzten die alten Fabrikgebäude neu und ihre Beschäftigten entdeckten den Reiz der Altbauwohnungen.³²

³⁰ Vgl. Statistisches Amt für Hamburg und Schleswig-Holstein, Hamburger Stadtteil-Profile, Berichtsjahr 2022, o. O. und J.

³¹ Vgl. Holmer Stahncke, Altona. Geschichte einer Stadt, Hamburg 2014, S. 160-162, 262-273, 303-308.

³² Vgl. Neumann, Unternehmen Hamburg, S. 199-206; Michael Daase, Prozesse der Stadterneuerung in innenstadtnahen Wohngebieten am Beispiel von Hamburg-Ottensen, in: Geographische Gesellschaft in Hamburg (Hrsg.), Stadtentwicklung und Stadterneuerung.

Die hier anhand weniger Schlaglichter skizzierten Unterschiede hinsichtlich räumlicher Struktur, Sozialprofil, historischer Entwicklung und Traditionsbewusstsein zwischen den Stadtteilen und ihre Konsequenzen für eine Geschichte der „Stadt Hamburg“ sind bisher kaum thematisiert worden. In dem Handbuch Jochmanns von 1986 spielen sie beispielsweise gar keine Rolle. Dabei können die „kleinere[n] Sozialräume“ der Stadtteile „für den individuellen Lebensvollzug wichtiger sein [...] als die Stadt in ihrer Gesamtheit, die sich der konkreten Wahrnehmung kaum erschließt“, wie Knud Andresen betont.³³ Durch eine Analyse der reichlich vorhandenen populären Bücher zu einzelnen Stadtteilen arbeitete er heraus, dass deren Erzählungen den jeweiligen Stadtteil häufig in einen Gegensatz zur Gesamtgeschichte der Stadt bringen. Sie stellen Eigenständigkeiten und Traditionen vor Ort in den Vordergrund und beschreiben nostalgisch überformte Verlusterfahrungen.³⁴ Vor diesem Hintergrund könnte eine moderne Stadtgeschichte nicht zufriedenstellen, die konzeptionell weiterhin vor allem um das politische Machtzentrum im Rathaus und die in der Innenstadt konzentrierten Standorte der Verwaltung, der Kultur und des Konsums kreisen und sich ansonsten auf gelegentliche punktuelle Ausgriffe ins gutbürgerliche Eppendorf, in den Arbeiterstadtteil Barmbek oder das gegenkulturelle St. Pauli beschränken würde.

Einerseits würden so Entwicklungen auf Stadtteilebene ausgeblendet, die auch für die Stadt insgesamt wichtig waren, andererseits würden realhistorische Ausgrenzungsprozesse repliziert, besonders mit Blick auf die südlich der Elbe gelegenen Stadtteile. Diese liegen etwa bei strukturpolitischen Maßnahmen oft außerhalb des Fokus von Politik und Stadtgesellschaft. Dass der seit 2021 im Bau befindliche „Elbtower“, ein geografisch mitten in der Stadt am nördlichen Ausgang der Elbbrücken gelegener 245 Meter hoher Wolkenkratzer, als neuer „Stadteingang“ beworben wird, illustriert diese Attitüde.³⁵

Zudem eröffnet sich vor allem über einzelne Stadtteile, Viertel, Straßen und Gebäude eine Brücke zu den vielfach zeitgeschichtlich ausgerichteten Arbeiten der Geschichtswerkstätten und anderer zivilgesellschaftlicher Institutionen, die wie in zahlreichen anderen Städten seit den frühen 1980er Jahren auch in Hamburg entstanden sind. Zwar sind hier die Übergänge zwischen Fachwissen-

Hamburg, London, Singapur, Stuttgart 1995, S. 1-141; aus populärer Perspektive: Anne Mahn u. a., 700 Jahre Ottensen. Vom Bauerndorf zum Szene-Viertel, Hamburg 2010.

³³ Vgl. Knud Andresen, Wo ist der Großstädter zuhause? Hamburger Stadtteilgeschichte in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, in: Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg (Hrsg.), Zeitgeschichte in Hamburg 2021, Hamburg 2022, S. 13-34.

³⁴ Vgl. ebd., S. 21-29.

³⁵ Vgl. Gert Kähler, Der Elbtower. Warum Größe allein nicht reicht, in: Hamburger Abendblatt, Online Edition, 31.3.2022. Seit Oktober 2023 ruht der Bau aufgrund finanzieller Schwierigkeiten des Investors und die weitere Entwicklung ist noch offen.

schaft und Citizen Science aufgrund des akademischen Hintergrunds vieler Beteiligten durchaus fließend. Der von ihnen angestoßenen „Pluralisierung lokalen Geschichtswissens“ sollte eine moderne Stadtgeschichte aber sowohl mit Blick auf Inhalte als auch die methodischen Erweiterungen insbesondere in Richtung Alltags- und Erfahrungsgeschichte Rechnung tragen.³⁶

Nun kann sich eine Stadtgeschichte nicht in der Geschichte ihrer Stadtteile erschöpfen und muss sich außerdem im Umfang begrenzen. Zudem blieben gerade mit dem Zusammenfall von Kommunal- und Landesebene in Hamburg Senat und Bürgerschaft für mehr Themenfelder verantwortlich als Stadtregierungen in den Flächenstaaten, sodass der Einfluss des Rathauses auf den Alltag tatsächlich groß war. Dies darf sich in der historiografischen Perspektive auch widerspiegeln.³⁷ Will man aber tatsächlich eine „akteurszentrierte Stadtgeschichte“,³⁸ wird man den Kreis der Akteurinnen und Akteure über die städtischen Eliten hinaus ausweiten und die kleinteiligen Erfahrungsräume der Menschen in den Hamburger Stadtteilen mehr als bisher berücksichtigen müssen. Inwiefern sie sich in einer neuen Stadtgeschichte nur im Ergebnis stärker wiederfinden oder im Sinne von Citizen Science-Ansätzen bereits in der Konzeption und im Forschungsprozess – zumindest bei bestimmten Aspekten – aktiv mitwirken sollten und könnten, ist dabei eine offene Frage.

4. Der Markt der Stadtgeschichten

In Hamburg – und in anderen Städten ebenso – gibt es ein empirisch belegbares Interesse an Stadtgeschichte, das über akademische Zirkel und deren Publikationen weit hinausreicht und unterschiedlichste Ausdrucksformen annimmt: Zu denken ist hier zunächst an die Erfolge kommerziell ausgerichteter populärer historischer Darstellungen. Sie zeichnen sich nicht nur äußerlich durch andere Gestaltungsmerkmale wie mehr Illustrationen aus, sondern sind inhaltlich oft durch einen affirmativen Grundton geprägt. Nicht umsonst hat „Das Abenteuer-

³⁶ Vgl. Sebastian Haumann/Dieter Schott, Alternative Blicke auf die eigene Stadtgeschichte. Geschichtswerkstätten und die Pluralisierung lokalen Geschichtswissens in den 1980er Jahren, in: MSG H. 1/2021, S. 46–68; Wir graben, wo wir stehen! Geschichtswerkstätten und Stadtteilarchive in Hamburg gestern und heute. Zwei Einführungen und zehn Darstellungen aus den Stadtteilen, in: Tiedenkicker. Hamburgische Geschichtsblätter N. F. Nr. 12/2021, sowie demnächst die Buchfassung der Hamburger Dissertation von Lena Langensiepen von 2023 über die lokalen Geschichtswerkstätten.

³⁷ Vgl. zur Regierungspraxis im Stadtstaat Hamburg zuletzt Moritz Föllmer, Das Problem der Regierbarkeit Hamburgs von den 1970er zu den 1990er Jahren, in: Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg (Hrsg.), Zeitgeschichte in Hamburg 2021, Hamburg 2022, S. 35–57.

³⁸ Andresen, Großstädter, S. 34.

er, das Hamburg heißt“ seit 1977 mehr Neuauflagen erlebt als andere Gesamtdarstellungen.³⁹ Hohen Zulauf finden in Hamburg auch Vorträge und Veranstaltungen des über 1.000 Mitglieder starken Vereins für Hamburgische Geschichte, der Geschichtswerkstätten und anderer Institutionen sowie historische Ausstellungen und Stadtrundgänge. Erfolgreich sind zudem neue digitale Vermittlungsformen wie Podcasts oder Webseiten wie das „Digitale Hamburg Geschichtsbuch“ und „Das Jüdische Hamburg“.⁴⁰

Teilweise werden in diesem Rahmen fachwissenschaftliche Erkenntnisse für eine breitere städtische Öffentlichkeit aufbereitet und präsentiert. Hinzu kommen aber Publikationen, Veranstaltungen und Webseiten mit neuem historischen Wissen, das zivilgesellschaftliche Initiativen im Rahmen ihrer kritischen Beschäftigung mit der Stadt- und Stadtteilgeschichte oder auch ihres Engagements im Denkmalschutz erarbeitet haben. Dies gilt aktuell neben dem großen Komplex der NS-Verbrechen und ihrer Opfergruppen auch für die Kolonialvergangenheit Hamburgs.⁴¹

Dieses hier skizzierte öffentliche Interesse an Stadtgeschichte steht einerseits für ein breites Publikumspotenzial für ein neues wissenschaftliches Handbuch zur Stadtgeschichte, andererseits aber auch für konkrete Erwartungshaltungen aus der Zivilgesellschaft an Inhalte und Formen. Diese dürften bei stadthistorischen Handbüchern generell ausgeprägter sein als bei Handbüchern zu anderen fachhistorischen Themen und Epochen. Die Erwartungshaltungen im Vorfeld zumindest abzufragen – und entsprechende, dafür geeignete Dis-

³⁹ Vgl. Erich Verg, Das Abenteuer, das Hamburg heißt. Der weite Weg zur Weltstadt, Hamburg 1977. Weitere Auflagen erschienen 1978, 1990, 1997, 2003, 2007 und 2016 (überarbeitet von Martin Verg). Erich Verg (1919-2005) war Journalist und das Buch ging auf eine Serie im Hamburger Abendblatt zurück. Vgl. auch Kirsten Heinsohn, Erich Lüth schreibt Hamburger Geschichte, in: Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg (Hrsg.), Zeitgeschichte in Hamburg 2016, Hamburg 2017, S. 27-51, über die populären Bücher des Publizisten und ehemaligen Leiters der Hamburger Staatlichen Pressestelle Erich Lüth (1902-1989).

⁴⁰ Vgl. die Projektwebseiten: <https://geschichtsbuch.hamburg.de/>; <https://www.dasjuedischehamburg.de/> [28.3.2024]. Vgl. auch die an der Universität Hamburg entwickelte App zum kolonialen Erbe der Stadt: <https://kolonialismus.blogs.uni-hamburg.de/app-koloniales-erbe/> [28.3.2024].

⁴¹ Vgl. beispielhaft Beate Meyer, Stolpersteine in Hamburg. Biographische Spurensuche. Wir bauen Brücken in alle Welt. 3500 Lebensgeschichten in 20 Büchern und im Internet, 100 Forscherinnen und Forscher, hrsg. von der Behörde für Schule und Berufsbildung, der Landeszentrale für politische Bildung und dem Institut für die Geschichte der deutschen Juden, Hamburg 2018; Florian Balbiani u. a., Das Lagerhaus G am Dessauer Ufer. Ein ehemaliges Außenlager des KZ Neuengamme auf dem Kleinen Grasbrook, hrsg. von der Stiftung Hamburger Gedenkstätten und Lernorte zur Erinnerung an die Opfer der NS-Verbrechen und der Studentischen Forschungsgruppe Dessauer Ufer am Arbeitsbereich Public History der Universität Hamburg, Hamburg 2022.

kussionsformate zu entwickeln –, erscheint auch dann lohnend, wenn man bei der Ausarbeitung der Konzeption am Ende auf dem Vorrang der Fachwissenschaft besteht. Schließlich stünde eine neue wissenschaftliche Stadtgeschichte Hamburgs nicht nur kommerziell in einem Konkurrenzverhältnis zu anderen Formaten, sondern sollte tatsächlich gelesen werden. Dies gilt umso mehr, wenn man sich – wie auch bei Jochmann angedeutet – zum Ziel setzt, über die Fachcommunity hinaus das öffentliche Geschichtsbild der Stadt zu beeinflussen.

5. Fazit

Die hier thesenhaft aufgeworfenen Fragen werden bei der Erarbeitung einer neuen Hamburger Stadtgeschichte für das 20. und 21. Jahrhundert über Aushandlungsprozesse zwischen Beteiligten auf verschiedenen Ebenen in Kompromisse münden müssen: Eine Stadtgeschichte profitiert von einem Leitmotiv, weil es der Darstellung einen inhaltlichen Rahmen gibt und begründete Schwerpunktsetzungen ermöglicht, aber dieses Leitmotiv sollte selbst kontextualisiert und historisiert sowie um weitere Aspekte ergänzt werden. Alltagsgeschichte, gegenläufige Narrative und Entwicklungen in den Stadtteilen sowie deren Akteurinnen und Akteure jenseits der städtischen Eliten und des politischen Zentrums müssen angemessen repräsentiert sein, ohne die Darstellung in Fragmente zerfallen zu lassen. Erwartungshaltungen eines breiteren geschichtsinteressierten Publikums hinsichtlich Inhalt und Form einer neuen Stadtgeschichte sind zu berücksichtigen, dürfen aber nicht auf Kosten ihres wissenschaftlichen Charakters gehen. Citizen Science-Ansätze können eine Rolle spielen, indem Forschungsergebnisse rezipiert werden, die in zivilgesellschaftlichen Initiativen, Geschichtswerkstätten und ähnlichen Zusammenhängen entstanden sind, und indem bereits konzeptionelle Überlegungen in verschiedenen Formen öffentlich zur Diskussion gestellt werden und nicht erst das fertige Buch einem breiteren Publikum präsentiert wird.

Stadtgeschichtsschreibung biete die Chance, Relevanz mit Anschaulichkeit zu verknüpfen, betont Malte Zierenberg.⁴² Die unterschiedlichen Aspekte moderner Stadtgeschichtsschreibung – von der Anschlussfähigkeit innerhalb der Disziplin über die Identitätsstiftung und die Stärkung des historischen Bewusstseins der Stadt, gerade auch in Zeiten einer zunehmend heterogenen Einwohnerschaft und gesellschaftlicher Spaltungstendenzen, bis hin zum kommerziellen Erfolg – sollten idealerweise zusammengebracht werden. Dabei müssen wissenschaftlich begründete Konzepte und Fragestellungen der Ausgangspunkt aller weiteren Überlegungen sein.

⁴² Vgl. Zierenberg, Stadtgeschichte.

Christoph Strupp, Dr. phil., ist wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg. Seine Forschungsschwerpunkte liegen in der Stadt- und Zeitgeschichte sowie der deutschen und niederländischen Geschichte des 20. Jahrhunderts. Neueste Veröffentlichungen: Reconnecting across the Iron Curtain: Hamburg's Policy of the Elbe, in: *Cold War History* 23:2, 2023, S. 263-282; Daseinsvorsorge für die Volksgemeinschaft. Die Hamburger Verkehrs- und Versorgungsbetriebe im „Dritten Reich“, in: *GWU* 74:11/12, 2023, S. 631-647.
strupp@zeitgeschichte-hamburg.de

B E R I C H T E

Dieter Schott

Das Ende der Stadt. Phänomene der Deurbanisierung in historischer Perspektive, Bericht von internationaler Tagung in Halle (Saale), 9.–11. November 2023

Unter dem auf den ersten Blick etwas reißerischen Obertitel „Das Ende der Stadt“ trafen sich Anfang November 2023 rund 70 an Urbanisierung in ganz weiter historischer Perspektive interessierte Forscher*innen im Landesmuseum für Vorgeschichte in Halle (Saale). Organisiert war die Tagung von einem Verbund von Historiker*innen und Archäolog*innen: dem Leiter der Abteilung für Regionalgeschichte mit dem Schwerpunkt Schleswig-Holstein in Mittelalter und Früher Neuzeit an der Universität Kiel, Oliver Auge, der Leiterin des Arbeitsbereichs Spätmittelalterliche Geschichte und Vergleichende Landesgeschichte an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz, Nina Gallion, sowie den mit dem Landesamt für Denkmalpflege und Archäologie Sachsen-Anhalt (Halle) verbundenen Archäologen, Vor- und Frühgeschichtlern sowie Historikern Felix Biermann, Michael Hecht und Harald Meller.

In der inhaltlichen Einleitung zum Tagungsthema skizzierte Harald Meller klimageschichtlich den Kontext der Entstehung von Städten seit der neolithischen Revolution, wo nicht zuletzt ein dramatischer Temperaturrückgang zum Kollaps der Jagd auf Gazellen im Vorderen Orient führte, was die Jäger und Sammler dort veranlasste, Weizen zu kultivieren und zur Sesshaftigkeit überzugehen. Damit war dann auch ein rascher Anstieg der Bevölkerung verbunden, weil die natürliche Fruchtbarkeitsbremse durch das lange Stillen der Kinder und die Mitwirkung der Mütter bei der Jagd aufgehoben war. Michael Hecht erläuterte die Grundidee der Tagung, dass Urbanisierung eben keine lineare Erfolgsgeschichte sei. Mit der Tagung verfolge man eine Perspektiverweiterung in Hinblick auf Transepochalität, Interdisziplinarität und greife auch geografisch weit über Europa und den Nahen Osten hinaus.

Die Tagung gliederte sich in vier Sektionen: In der Sektion I „Was ist Deurbanisierung?“ sollten Beispiele von der Antike bis in die Frühe Neuzeit das Spek-

trum von Deurbanisierungsprozessen verdeutlichen. Die Sektion II „Naturgemacht oder von Menschenhand – Deurbanisierung als Folge konkreter Anlässe“ thematisierte dann die Wirkung von Naturkatastrophen und Kriegen auf das Fortbestehen oder Erlöschen von Städten. Die Sektion III „Politik und Wirtschaft – Deurbanisierung als Ergebnis langfristiger Faktoren“ reflektierte herrschaftliche Strategien im Hinblick auf geglückte beziehungsweise gescheiterte Stadtgründungen sowie die Bedeutung wirtschaftlicher Faktoren wie die Erschließung von Naturschätzen beziehungsweise deren Versiegen. Die Sektion IV „Europa und die Welt – Deurbanisierung in vergleichender Perspektive“ öffnete dann den Blick auf außereuropäische Beispiele sowie auf Phänomene der Deurbanisierung in der Moderne. Bereichert wurde die Tagung durch einen Abendvortrag des Althistorikers Heinz-Günther Nesselrath (Göttingen) mit dem Titel „Von Sodom und Gomorrha über Troja nach Atlantis: Der Untergang von Städten und Zivilisationen in antiken Erzählungen“.

In der Sektion I präsentierten Felix Henke (München) und Julian Schreyer (Erlangen) Beispiele für Deurbanisierung aus dem kaiserzeitlichen Rom, wobei sie aufgrund der Angaben bei Strabon auch eine Karte der untergegangenen Städte vorlegten. Die Beispiele konzentrierten sich zum einen auf eine Reihe von Städten um Rom, zum anderen auf Städte an der türkischen Ägäisküste, wo die Gründung der Stadt Alexandria Troas durch die gezielte Umsiedlung von kleineren Städten vonstattenging (Synoikismos). Eine besondere Rolle spielte schon damals ein „Ruinentourismus“. Zeitgenoss*innen seien zur Besichtigung des einstigen Ilion (beziehungsweise Troja) bewegt worden, um dort Gegenwartsfragen zu reflektieren. Die Referenten betonten, dass bei Strabon auch der Aspekt einer jeweils individuellen Besonderheit historischer Städte von Bedeutung war. In der Diskussion wurde unter anderem hervorgehoben, dass es schon zuvor Indizien für ein solches Phänomen gebe. So fänden sich etwa in Ägypten römische Inschriften an den Pyramiden und schon Thukydides habe Überlegungen hinsichtlich der von Athen und Sparta zukünftig hinterlassenen Ruinen (Steinbau versus Holzbau) angestellt.

Alexander Heising (Freiburg) fokussierte auf Deurbanisierungsprozesse im Nordwesten des spätantiken römischen Reiches am Beispiel der Städte Reims und Trier. Unter Rückgriff auf Alexander Demandt nannte Heising sieben Hauptfaktoren für Deurbanisierung (Kriege/Unsicherheit, Bevölkerungsrückgang, Wirtschaftsrückgang, Rückzug lokaler Eliten, aufkommende Christianisierung, Germanisierung, Ende der römischen Staatlichkeit) und zeigte dann an Reims und Trier die topografischen und funktionellen Veränderungen nach dem Ende Roms auf. Den Höhepunkt der Deurbanisierung machte Heising im 5. Jahrhundert fest, einer „Katastrophenzeit“; seit dem 7. Jahrhundert seien die Orte dann wieder aufgesiedelt worden. In der Diskussion wurde die in den letz-

ten Jahren dominante These einer größeren Kontinuität wieder deutlich relativiert, auch wenn wohl in den genannten Beispielen kein völliger Siedlungsabbruch vorliege. Harald Meller wies auf die Potenziale der Genanalyse zur Bestimmung der genetischen Distanz der Bevölkerung hin, da diese einen Hinweis auf die Bevölkerungsdichte und somit den Grad der Deurbanisierung geben könne. Gerhard Fouquet unterstrich die Funktion der Kirche – beide Städte waren Bischofssitze – als Kontinuitätsbrücke. „Mittelalterliche Stadtwüstungen – Kulturlandschaft im säkularen Wandel“ untersuchte Hans-Georg Stephan (Halle/Göttingen) am Beispiel des Reichsklosters Corvey, das im 13. Jahrhundert unter Mitwirkung der benachbarten Stadt Höxter zerstört und als Stadt nicht wiederaufgebaut wurde. Stephan gründete seine Argumentation weitgehend auf archäologische Befunde. Die Ursache für das Ende Corveys als Stadt sah er in der Konkurrenz eines nahegelegenen Nachbarn und in den Territorialisierungsprozessen des Spätmittelalters. In der Diskussion wurde die große Zahl von Stadtgründungen seit dem 12. Jahrhundert als Ursache der Stadtwüstungen in der Folgezeit gesehen. Die Mitorganisatorin der Tagung, Nina Gallion, nutzte in ihrem Vortrag „Vor Jaren ain Stetlin gewesen. Mittelalterliche und frühneuzeitliche Statuswüstungen und ihr Beitrag zur Deurbanisierungsfor-schung“ den Begriff „Statuswüstung“, um recht häufige Vorgänge zu fassen, in denen Siedlungen den Rechtsstatus „Stadt“ wieder verloren, ohne als Siedlung gänzlich wüst zu fallen. Sie machte dies an den württembergischen Orten Guttenberg (bei Lenningen) und Hoheneck (bei Ludwigsburg), an Meienberg in der Schweiz (Kanton Aargau) sowie an Biesenbrow in der Uckermark fest. Insgesamt handele es sich um 10-20 Prozent der im Mittelalter gegründeten Städte. Oft zeigen sich Statuswüstungen in herrschaftlich umstrittenen Räumen; Gallion nannte als Alternativbegriff auch „posturbane Siedlung“. In der Diskussion wurde gerade der Begriff der „Statuswüstung“ kritisch diskutiert. Gerhard Fouquet zog die städtische Qualität dieser Siedlungen generell in Frage, häufig sei es nicht zur Ratsbildung in solchen Siedlungen gekommen.

Die Sektion II wurde mit einem Vortrag von Oliver Auge (Kiel) eröffnet, der die Rolle von Sturmfluten in Nord- und Ostsee für das Ende der Stadt an den Beispielen Vineta und Rungholt erörterte. Mit aktuellem Einstieg über die Sturmflut an der Ostsee von Oktober 2023 sensibilisierte Auge das Publikum für den „Mythos Sturmflut“, der vor allem an der Nordsee geschichtsmächtig war. In sorgfältiger Unterscheidung von Sage und gesicherter Überlieferung profilierte Auge das historische Rungholt als bedeutenden Handelsort auf dem Weg zur Stadt, der insbesondere vom Salzgeschäft – das Salz wurde aus dem Torf gewonnen – lebte, was letztlich den Keim zum Untergang der Stadt in einer Sturmflut legte. Im Fall von Vineta sieht Auge den Grund zum Untergang eher in einer kriegerischen Auseinandersetzung als in einer Sturmflut. In der Dis-

kussion wurde die Bedeutung straftheologischer Deutungsmuster für die Legenden- und Sagenbildung kontrovers diskutiert und die Rolle der Herrschaft problematisiert. Wolfgang Rosen (Bonn) fokussierte in seinem Vortrag auf Städte im Rheinland in der Frühen Neuzeit, wobei er an den Beispielen Ratingen, Goch und Kaster vor allem die Wirkung von Krieg und militärischen Konflikten ebenso wie Besatzungen erläuterte. Im Rahmen des Dreißigjährigen Krieges kam es in diesen Orten zu einer massiven Rückentwicklung urbaner Strukturen, etwa dem Abbruch der Stadtmauern, wogegen auch Versuche der Herrschaft, durch Steuernachlass oder Peuplierung Abhilfe zu leisten, nur wenig ausrichten konnten. In der Diskussion wurde der Verlust des Residenzstadtstatus betont sowie der Effekt der im Dreißigjährigen Krieg wiederkehrenden Pestwellen.

Ein bemerkenswertes Beispiel für eine Stadtverlegung nach einem katastrophalen Erdbeben stellte Giuseppe Cusa (Siegen) mit dem sizilianischen Noto vor, das nach einem quellenmäßig gut fassbaren Diskussionsprozess infolge des Erdbebens von 1693 an einen küstennahen Standort verlegt wurde. In der anschließenden Diskussion wurde betont, dass dieser Ausgang, auch nach sehr verheerenden Erdbeben, eher ungewöhnlich war und man unter Umständen auch nach anderen Motiven für die Verlegung suchen müsse.

Die Sektion III „Politik und Wirtschaft“ wurde mit einem stark archäologisch ausgerichteten Vortrag von Felix Biermann (Halle/ Stettin) eröffnet, der zunächst die bemerkenswerte Resilienz von Städten betonte, um dann aber einige Beispiele für kleine, im Zuge der sogenannten Ostsiedlung entstandene Planstädte im mittelalterlichen Ostmitteleuropa anzuführen, die aus unterschiedlichen Gründen aufgegeben wurden. Manche, wie Freyenstein bei Prignitz, waren zu groß geplant, andere, wie Alt-Wartenberg im Ermland, fielen einer vollständigen militärischen Zerstörung anheim, während Alt-Thorn sich als nicht hochwasserfrei erwies. Die letztgenannten wurden jedoch an einem nahegelegenen Standort neu errichtet. Gerhard Fouquet (Kiel) richtete dann den Fokus auf die Konkurrenz von Kleinstädten im Pfälzer Raum vom 13. bis zum frühen 16. Jahrhundert, wo 21 kleine Städte auf engstem Raum westlich des Rheins koexistierten. Fouquet schlug vor, mit dem Begriff „strukturelle Desurbanität“ die Marginalität dieser Städte zu fassen, die sich im Konkurrenzfeld verschiedener Herrscher zu behaupten suchten. Es gab dort kein „Ende der Stadt“, aber eine andere Städtlichkeit, so Fouquet. In der Diskussion wurde dann nach qualitativen Faktoren für Städtlichkeit in der Bevölkerung gefragt, etwa einer Stadtgeschichtsschreibung, Stadtsiegel et cetera. Rainer Atzbach (Aarhus) richtete den Blick auf die „scheiternde Stadt“ im Königreich Dänemark zwischen Spätmittelalter und Früher Neuzeit und zeigte, ganz konkret auch an der baulichen Reduktion von Fachwerkhäusern, wie sich die schweren Krisen des 14.

und des 17. Jahrhunderts auf die Städtelandschaft auswirkten, bis hin zur völligen Aufgabe einzelner Stadtstandorte, an denen nur noch die Pfarrkirche verblieb. Ausschlaggebend sei aber nicht die Krise als solche, sondern die übermächtige Konkurrenz benachbarter Städte in einem recht dichten Städtenetz. Christiane Hemker (Dresden) zeigte an Beispielen aus dem sächsischen Erzgebirge die Wirkung der Bergbauwellen auf die Stadtstruktur. Sie demonstrierte, wie das zuvor wenig besiedelte Waldgebiet des Erzgebirges durch den Erzbergbau seit dem 12. Jahrhundert, verstärkt noch seit dem 15. Jahrhundert, mit einer dörflichen (zur Versorgung der Bergleute) und städtischen Struktur transformiert wurde. Dabei wurden allerdings etliche der kleineren Bergbaustädte, wie etwa Fürstenberg, auch wieder aufgegeben, nachdem die Ergiebigkeit der Erzadern deutlich nachgelassen hatte. In der Anschlussdiskussion ging es dann auch um Bergschäden, die von der Referentin durchaus bestätigt wurden; viele der älteren Stollen verliefen direkt unter den heute noch bedeutenden Städten wie Freiberg und Dippoldiswalde.

Die Sektion IV „Europa und die Welt“ eröffnete Alexander Pruß (Mainz), der den Kollaps der frühurbanen Landschaft Nordmesopotamiens am Ende des 3. Jahrtausends vor Christus nachzeichnete. Pruß charakterisierte die typische Stadtopografie anhand der heute sichtbaren sogenannten „Tells“ (den Siedlungshügeln) und zeigte mittels eines Luftbilds aus den 1950er Jahren, wie die ganze Region ursprünglich durch ein netzförmiges System von Wegen durchzogen worden war. Der Kollaps dieser Städtelandschaft sei durch Klimaveränderungen erfolgt, die den bis dahin praktizierten Regenfeldbau unmöglich machten. Während die städtische Bevölkerung in den Süden zog, sei im Norden der nomadische Teil der Gesellschaft in diese Lücke gestoßen. Nach Ägypten führte dann Heidi Köpp-Junk (Warschau/Göttingen): Sie stellte die von König Echnaton befohlene Errichtung der Stadt Amarna vor, die als neue Königsstadt und Zentrum des Reichs immerhin für 50.000–100.000 Einwohner konzipiert war. Bemerkenswert war hier, dass die Stadt nach dem Tod Echnatons, der auch einen neuen Kult eingeführt hatte, abrupt wieder aufgegeben wurde. In der Diskussion wurde vor allem die *Damnatio memoriae*, die nach dem Tod Echnatons eintrat, hervorgehoben. Louis Nebelsick (Warschau/Halle) legte in seiner Darstellung des Endes der Lausitzer Burgzentren infolge der Einfälle der Skythen nach Mitteleuropa im 6. Jahrhundert vor Christi Geburt eine originelle Interpretation vor: Die Bevölkerungsentleerung des Raumes könne durch die Verschleppung der Bevölkerung in die Sklaverei erklärt werden, was er in Analogie zur modernen Verschleppung afrikanischer Sklaven nach Nord- und Südamerika seit dem 17. Jahrhundert plausibilisierte. Parallelen zu Amarna zeigten sich dann im Vortrag von Felix Arnold (Madrid), der das „kurze Leben“ der islamischen Planhauptstadt Madinat al-Zahra bei Cordoba vorstellte. Im 10. Jahrhun-

dert gegründet als Palast-Hauptstadt für den Kalifen, bedeckte Madinat al-Zahra ein recht großes Areal mit umfangreichen Gärten und Palästen, wurde aber letztlich wohl nie vollendet und gänzlich besiedelt, woraufhin es im frühen 11. Jahrhundert dann im Zuge eines Bürgerkriegs weitgehend zerstört wurde. Arnold bezeichnete das Projekt letztlich als „Kopfgeburt“. Eine Abstimmung in Cordoba ergab, dass man dort keinen Kalifen mehr wolle. Die Diskussion kreiste dann vor allem um die Funktion und Gestaltung der Gärten, die im Stadtgrundriss zentral platziert waren. Iken Paap (Berlin) wiederum berichtete von Grabungen auf der mexikanischen Halbinsel Yucatán in Städten der Spätzeit der Maya. Sie unterstrich die ökologischen Schwierigkeiten dieser Siedlungslandschaft, wo sich Wasser nur in Zisternen halten lassen, weil kein Grundwasser existiert habe, und diskutierte die Umstände des Siedlungsabbruchs, soweit sie im archäologischen Befund rekonstruierbar seien. Bemerkenswert war, dass hier in der Forschung ganz offensichtlich ein tiefgreifender Paradigmenwechsel stattgefunden hat, der das Interesse nunmehr auch auf die profanen Siedlungen und nicht nur auf die Tempel richtet. Vom Mittelamerika der Maya-Zeit nach Nordamerika im 20./21. Jahrhundert führte dann der Vortrag von Julia Sattler (Dortmund), die als Amerikanistin den Diskurs über den dramatischen Niedergang der Stadt Detroit in Literatur und Medien nachzeichnete, wobei sie besonders auch die unterschiedliche ethnische Betroffenheit unterstrich. Am härtesten traf und trifft die Deurbanisierung Detroits die schwarze Bevölkerung, weil sich in deren Vierteln die urbane Infrastruktur massiv rückentwickelte und auch kaum Arbeitsplätze vorhanden seien. Dieter Schott (Darmstadt) zeichnete dann für Deutschland und Europa den Diskurs über das Ende der Stadt im 19. und 20. Jahrhundert nach. Er zeigte, wie die konservative Stadtkritik des ausgehenden 19. Jahrhunderts auch die Leitbilder der Architekten und Stadtplaner überformte. Der an sich angestrebte fundamentale Umbau der Stadt nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs scheiterte jedoch am Fehlen einer starken politischen Exekutive und der Notwendigkeit, die kaum zerstörte städtische Infrastruktur im Wiederaufbau wieder zu nutzen.

Der schwierigen Aufgabe einer Zusammenfassung der Vorträge widmete sich dann Stefan Magnussen (Kiel), der einerseits nochmals die generelle Zähigkeit des Phänomens der Städte betonte. Andererseits entdeckte er in den im Rahmen der Tagung präsentierten Untergangsgeschichten auch eine Reihe struktureller Ähnlichkeiten, etwa sich verändernde Standortfaktoren, Wandel im Herrschaftskontext, die Verlagerung von Handelswegen sowie die Wirkung allgemeiner Krisenfaktoren durch Bevölkerungsrückgang und Wirtschaftskollaps. In der Abschlussdiskussion wurde dann auch unterstrichen, dass Städte historisch umso resilienter – es wurde in der Zusammenfassung angemerkt, dass dieser Modebegriff in den Referaten kaum gebraucht worden sei – gewe-

sen seien, je breiter ihre wirtschaftliche Basis ausgestaltet war. Unter Verweis auf jüngere Erfahrungen in den neuen Bundesländern nach der Wende wurde auch an die kurzfristige Zyklizität von Deurbanisierung und Reurbanisierung, wie sie sich etwa für Leipzig zeigen lässt, erinnert. Insgesamt wurde die in der Tagung angelegte fachlich und zeitlich breite Thematisierung von Deurbanisierung als gelungenes Experiment eingeschätzt.

Dieter Schott, Prof. Dr., geb. 1954, studierte Geschichte, Anglistik und Politikwissenschaft an der Universität Konstanz und der FU Berlin. Promotion 1987 an der Universität Konstanz, von 1985-2000 wiss. Mitarbeiter und Hochschulassistent am Institut für Geschichte der TU Darmstadt, dort 1996 Habilitation im Fach Neuere Geschichte. 2000-2004 Professor an der University of Leicester, 2004-2020 Professor für Neuere Geschichte mit Schwerpunkt Stadt- und Umweltgeschichte am Institut für Geschichte der TU Darmstadt. Zahlreiche Publikationen zur deutschen und internationalen Stadt- und Umweltgeschichte, von 2008-2016 erster Vorsitzender der Gesellschaft für Stadtgeschichte und Urbanisierungsforschung e.V.